

Werk

Titel: Göttingische gelehrte Anzeigen : unter Aufsicht d. Akademie der Wissenschaften

Verlag: Vandenhoeck & Ruprecht

Jahr: 1827

Kollektion: Wissenschaftsgeschichte

Werk Id: PPN319721507_1827

PURL: http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PID=PPN319721507_1827|LOG_0008

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Göttingische gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der dritte Band

das Jahr 1827.



Göttingen

gedruckt bey Friedrich Gr

KÖNIGL.
ALLG.
MINIST.
BIBLIOTHEK



G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 2. Julius 1827.

G ö t t i n g e n.

Am Abend des 25ten Junius verlor unsere Universität einen ihrer ältesten und berühmtesten Lehrer. Unser Herr geheimer Justizrath Johann Gottfried Eichhorn, Ritter des Guelfen-Ordens, endete sein ruhmvolles Leben in seinem 75ten Jahre, wovon die letzten 39 Jahre der hiesigen Universität gewidmet waren. Seine unsterblichen Verdienste, nicht nur um die Erklärung unserer heiligen Schriften, sondern auch um die historischen Wissenschaften in ihrem ganzen Umfange, sind zu bekannt, als daß sie erst unserer Erwähnung bedürften. Sein Andenken wird unter uns unvergeßlich bleiben.

W i e n.

Dalla stamperia di Antonio Straufs: Pa-
piri Greco-Egizj ed altri Greci monumenti
A [5]

dell' I. R. Museo di Corte tradotti ed illustrati da Giovanni Petrettini Corcirese, imperiale regio ord. Professore di filol. greca e latina presso l'univ. di Padova.

Die erste der hier mitgetheilten Urkunden, für deren Bekanntmachung wir alle Ursache haben dankbar zu seyn, ist ein Papyrus, auf dem eine Beschwörung des Serapis und der mit ihm verehrten Gottheiten gegen einen gewissen Damasis steht, den seine eigne Tochter Artemisia der Rache dieser Götter weiht. Die Schrift ist nicht cursiv, aber ungenau und nachlässig geschrieben, wie man z. B. auf dem beygegebenen Facsimile liest: ω δεσποτο Σεραπι κα Θεοι οι μετα τουο Σερ [απιος] und in der zweyten Zeile: η Δαμασιος θυγατηρ κατα το πατρος της θυγατρος. Eben so nachlässig und uncorrect ist der Ausdruck z. B. $\epsilon\iota$ μεν ουν δικαια με εποιησε εμε και τα τεκνα ταρτου αυτο δικαια . . . ωσπερ μεν ουν αδικα εμε και τα τεκνα τυτος αυτο εποιησεν δοη δε οι ο Σεραπισ και οι θεοι μη τυχειν εκ παιδων της δε αυτου γονεας του αυτος αυτου διαψαι. Rec. kann diese seltsamen Formen und Constructionen nicht, wie der Herausg. will, der Zeit vor den Ptolemäern, in welcher sich mit dem Attischen in Aegypten Dorische und Ionische Formen gemischt hätten, zuschreiben, sondern sie scheinen ihm wahre Barbarismen später Jahrhunderte, an denen er nicht zu viel zu emendieren rather möchte. Unter den Bemerkungen des Herausg. ist die Zusammenstellung anderer Imprecationen aus der alten Welt besonders nützlich. Nun folgen zwey Papyrus mit Cursivschrift, die aber nicht ganz so verschlungen ist, wie in dem von Böckh herausgegebenen Stücke; doch

hat man Mühe sie zu lesen, wenn man nach den beygegebenen Facsimile's urtheilen darf, die freylich besser in Kupferstich als in Steindruck gegeben worden wären. Der Inhalt hängt mit den Urkunden der Dros-Familie (s. diese Anzeigen 1825 St. 110) nicht zusammen. №. 1 enthält erstens eine Art von Bescheinigung: ἔτους λά φαρμοῦθι στ' πέπτωκ[εν] ἐπὶ τὴν ἐν Μέμφει βασιλικὴν τράπεζαν Χαιρήμονι τῷ παρ' (wofür der Herausg. sehr willkührlich παιδὶ corrigiert) Ἡρακλείδου τοῦ τραπεζίτου παρόντος Χρυσίππου παρὰ Ζωίδος τῆς Ἡρακλείδου κατὰ τὴν ὑποκειμένην διαγραφὴν χαλκοῦ (dann eine Sigle, die der Herausg. ἀλλαγῆς lieft) τάλαντα δύο τετράκις (nämlich χίλιαι δραχμαὶ) hierauf eine Sigle, die dasselbe ausdrückt, καὶ ἑξηκοστὴ σξξ' ἑκατοστὴ ρξ', hierauf (als Angabe der Gesamtsumme) ταλ. β'. δ, νκξ'. Im 31. Jahre, am 6 Pharmuthi, wurde bezahlt an die königliche Bank in Memphis dem Chäremon, dem Bevollmächtigten des Bankier Heraklides, in Gegenwart des Chrysipp, von der Zois, der Tochter des Heraklides, nach der angeschlossenen Berechnung in Kupfergeld 2 Talente 4000 Drachmen. Und die Abgabe des Sechzigstel 267 Drachmen, des Hundertstel 160, Summe 2 Talente, 4427 Drachmen. Hierauf folgt ein kleiner Brief eines Theodoros an Heraklides, worin er die angegebene Summe der Kupfertalente, und das Sechzigstel und Hundertstel und was sonst noch zum Königlichen gehört, zur Einnahme von der Nitrike — den Natronfeldern — für das Jahr 21 einzutragen, und den Controlleur Dorion unterschreiben zu lassen aufgefordert wird, datiert vom 3. Pharmuthi des J. 31. Dieser Brief ist offenbar hier in Copie beygefügt, indem sich

der Trapezit Heraklides dadurch über den ihm gewordenen Auftrag, vermöge dessen er jene Summe eincassiert hat, ausweist. Alsdann kommt die oben angeführte διαγραφή. Nach dieser hat die genannte Zois „den Königen“ zum Kaufpreis für einen Paradeisos, in Memphis im Heiligthum des Asklepios, den sie am 18. Pharmuthi des J. 30 gekauft, noch eine Summe zu bezahlen (die Gründe dieser Nachzahlung werden weitläufig angegeben, aber sind schwer aus dem an mehreren Stellen unlesbaren Manuscript zu enträthseln), wovon sie einen Theil jetzt bezahlt, und den andern künftig zu bezahlen angewiesen wird. Daran schließt sich die Aufforderung von Theodoros, ebenfalls datiert vom 3. Pharmuthi, die Summe in Empfang zu nehmen, deren Hauptposten gerade wie in der Bescheinigung des Heraklides angegeben wird (der Herausg. liest hier sichtlich falsch, wie er überhaupt in manchen Stellen aus dem beygegebenen Facsimile berichtet werden kann). Hierauf bezeugt Dorion, wie es scheint, die Ablieferung jener Summe, die wieder auf dieselbe Weise angegeben wird, und fordert den Heraklides zu ihrem Empfang auf, den 4. Pharmuthi. Eine Unterschrift des oben genannten Chrysipp ist kaum mehr lesbar. Hiermit muß man gleich die zweite Urkunde verbindrn, welche von ähnlicher Einrichtung aber kürzer ist. Hier erfährt man, daß am 25. Pharmuthi des J. 33 in dieselbe königliche Bank von derselben Zois eine der obigen gleiche Summe abgeliefert worden sey, deren Eincassierung, wie oben ein Theodoros, so nun ein Heliodoros, dem Bankier Heraklides aufträgt. Mehr und Bestimmteres weiß der Ref. vom Inhalt dieser Urkunden gegenwärtig kaum

anzugeben, da auch der Herausg. durchaus keinen klaren Begriff davon aufstellt, und nur das Einzelne mit Sachkenntniß erläutert; auch die Bezeichnung der Geldsummen, die Ref. nach manchen Mühen glücklich herausgebracht zu haben glaubt, ist dem Herausg. völlig dunkel geblieben. Herr Petrettini hat nämlich das Zeichen, welches in dem Buttmannschen Papyrus sehr deutlich ein Talent bezeichnet, für ein Z genommen und 7000 übersetzt, hat ferner das besonders in der Unterschrift des Dorion unverkennbare $\delta\upsilon\omicron$, so wie das Zahlzeichen β' verkannt, indem er jenes für AN dieß für O nimmt, liest endlich, wo im Papyrus sehr bestimmt $\epsilon\zeta\eta\kappa\omicron\sigma\tau\eta$ steht, $\epsilon\zeta\eta\kappa\omicron\nu\tau\alpha$, obgleich ihn auch der Ausdruck im Briefe des Theodoros $\tau\eta\nu \xi'$ auf den rechten Weg führen konnte, und übersetzt daher die Stelle in der Bescheinigung: secondo l'annessa Tabella monete di Cambio di Rame 7051, quattro volte 7074, e cento 267 sessanta 160, welches wohl sehr sinnlos ist. Dagegen bestätigt sich die Auflösung: 2 Talente, 4000 Drachmen, also 16,000 Drachmen; davon $\frac{1}{100}$ 267 Drachmen, $\frac{1}{100}$ 160; Summe 2 Talente 4427 Drachmen, durch sich selbst; und Ref. bemerkt nur noch, daß der besondere Zug über dem Δ es als 4000 bezeichnen soll. Das zweyte Papyrus hat ganz dieselbe Summe, und ist nur in der Angabe etwas umständlicher; man liest hier T $\delta\upsilon\omicron$ τετράκις (χιλίαι ist sehr verschlungen und abbreviert) T β' δ, $\epsilon\zeta\eta\kappa\omicron\sigma\tau\eta$ διακόσιαι $\xi\xi'$, σξξ', εκατοστὴ εκατὸν $\epsilon\zeta\eta\kappa\omicron\nu\tau\alpha$ (sehr verschlungen und abbreviert) ρξ'. — T. β' δ. Aber auch der Ref. muß sich begnügen zu sagen: τὰ δὲ μετὰ ταῦτα ἴσως ἄλλω μελήσει, indem er nur noch auf die grammatischen und orthogra-

phischen Formen: Ἡρακλείδει, Ἀσκληπιάδει, ἐκτείσει, aufmerksam macht, die der Herausg. zum Theil übersehen: es ist sonst noch genug an den Urkunden zu studieren. Der übrige Theil des Hestes verbreitet sich über einige Inschriften von Steinen, eine bekannte, aber hier genau nach dem Marmor abgedruckte, hexametrische auf eine Bühnentänzerin Bassilla „die oft auf der Bühne, aber nicht so, starb“, dann die ebenfalls öfter behandelte Paphische: βασιλέα Πτολεμαῖον θεὸν εὐπάτορα Ἀφροδίτην, endlich eine Christliche: Λαυρέντις ἐτῶν γ ἡμερῶν ἐξ ἐν εἰρήνῃ.

K. D. M.

B o r d e a u x.

De l'imprimerie d'André Brossier: Fragmens. Essai sur les hiéroglyphes Egyptiens; par P. L a c o u r, Directeur et Professeur de l'école gratuite de dessin et de peinture de la ville de Bordeaux etc. etc. Ομοια τοις Εβραϊκοις τα των Αιγυπτίων αινιγματα. Sunt Hebraicis similia Aegyptiorum aenigmata (aus Klemens von Alexandrien) 1821. XL und 296 Seiten in Octav.

Ein Werk, welches in Frankreich schon vergessen zu seyn scheint, und dem wir auch nicht mehr Platz widmen wollen, als gerade hinreicht, von seiner Eigenthümlichkeit einen Begriff zu geben. Denn wenn wir es für Pflicht halten, diejenigen Werke, welche den regelmäßigen und festen Gang der Wissenschaft bezeichnen, unsern Lesern möglichst genau zu characterisieren, so genügt

es, bey solchen Seitensprüngen des Geistes der Entdeckung, einen ungefähren und allgemeinen Begriff davon zu geben. Unser Vf. geht davon aus (was er als bewiesen annimmt), daß die Sprache, welche die Hebräer nach vierhundertjährigem Aufenthalt (die Zahl ist bekanntlich sehr zweifelhaft) in Aegypten redeten, damals auch in Aegypten geredet wurde, und daß die Lehren und Vorstellungen, welche Moses dem Volke Gottes mittheilte, damals auch von den ägyptischen Priestern als die wahren anerkannt wurden; er findet also in den Hieroglyphen hebräische Worte und alttestamentalische Bilder und Vorstellungen. Von einem methodischen Gange, auf welchem er diese entdeckt, können wir, zumal bey der fragmentarischen Weise der Mittheilung, wenig entdecken. In welchem Geiste aber der Vf. die Zeugnisse alter Schriftsteller benutzet, kann man schon daraus abnehmen, daß er in einem orphischen Fragment (2 p. 450 Hermann), welches er für die Anrede eines griechischen Hierophanten an die Theilnehmer der Mysterien und für eine Nachahmung der Worte des heiligen Schreibers in den Geheimnissen von Aegypten erklärt, die Worte $\sigma\upsilon\ \delta\prime\ \alpha\kappa\omicron\nu\epsilon\ \phi\alpha\epsilon\sigma\phi\acute{o}\rho\omicron\nu\ \acute{\epsilon}\chi\theta\omicron\nu\epsilon\ \mu\acute{\eta}\nu\eta\varsigma,\ \text{Μουσαῖ}$ (Musäos hieß bekanntlich Sohn der Selene oder Mene) übersetzt: o vous, Menes Moyses, fils du soleil, écoutez mes paroles, aus welchem Menes-Moses hernach viel bedeutende Schlüsse hergeleitet werden.

R. S. M.

N e a p e l.

Ex regia Typographia. Herculanensium Voluminum quae supersunt Tom. II. 1809. XXVI und 86 S. fol.

Wir begnügen uns in dieser sehr verspäteten Anzeige den Inhalt dieses Bandes anzugeben. 1. Acht Columnen eines lateinischen Gedichts auf den Aktischen Krieg, welches einige dem Varius zuschreiben, der Herausgeber aber dem Rabirius, von dem man sicher weiß, daß er ein solches Gedicht gemacht hat. 2. Fragmente aus Epikuros *περὶ φύσεως*, und zwar theils aus dem zweyten, theils aus dem eilften Buche. Zu jenem gehören eilf Columnen, in denen von der Bewegung (*φoρὰ*) der εἰδωλα, der Bilder, welche der Seele von den Dingen zukommen, die Rede ist, und die Schnelligkeit dieser Bewegung, wie auch sonst bekannt, aus der dünnen und leichten Beschaffenheit der εἰδωλα erklärt wird. Dem eilften Buche gehören dreyzehn Columnen und sechs kleinere Fragmente an. In diesem Buche hatte Epikur nach Diogenes Laertius von den Himmelskörpern, *περὶ τῶν μετεώρων* gesprochen, damit stimmen die erhaltenen Bruchstücke überein, worin die Stellung der Erde in der Mitte der Welt, die Bewegung der Sonne u. dergl. behandelt wird. Der Commentar bringt die Stellen von Lukrez, Cicero, Diogenes Laertius u. A. über denselben Gegenstand bey, drey Indices enthalten die bemerkenswerthen Ausdrücke, die citierten Schriftsteller und die res notabiles des Bandes.

R. D. M.

S t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. 107. Stück.

Den 5. Julius 1827.

P a r i s.

Bey Bachet dem Ältern: De la religion, considérée dans sa source, ses formes, et ses développemens, par M. Benjamin Constant. Tome II. 1825. 495 Seiten in 8.

Bey der Anzeige des ersten Bandes dieses geistvollen und viel umfassenden Werks (G. A. vom J. 1825 S. 1185) mußten wir uns darauf beschränken, das Eigenthümliche des Princip, von welchem der Verf. ausgeht, und des Plans, den er sich zur Ausführung seiner Idee vorgezeichnet hat, hervorzuheben, da der Raum uns nicht erlaubte, in das Einzelne und in den Anfang des historischen Theils einzugehen. Wir haben indessen nicht vergessen, schon vorläufig zu bemerken, daß gerade dieser historische Theil, der noch durch viele Bände fortgesetzt werden kann, dem ganzen Werke das höchste Interesse gibt, weil durch ihn die dem Verf. eigenthümliche Behauptung bestätigt, oder eigentlich erst bewiesen werden soll, daß die Wurzel aller Religionen ein Gefühl ist, das zu der allgemeinen Men-

schengefühlten gehört, und daß die religiösen Meinungen, die der Verf. nur als Formen dieses Gefühls betrachtet, von jeher sich nach den Arten und Stufen der Entwicklung des menschlichen Geistes und den daraus entspringenden Bedürfnissen gerichtet haben und richten müssen. Was der Vf. zu diesem Zwecke im ersten Bande von den untersten Stufen der Religion, nach den verschiedenen Erscheinungen des rohen, sogenannten Fetischismus, meldete, ist im Ganzen längst anerkannt und unbestritten. Aber verwickelter, folgenreicher, und besonders belehrend für unser Zeitalter wird diese historische Untersuchung, wo die Religion mit der eigentlichen Civilisation in Verbindung tritt. Da zeigt sich, wie vieles bey der fortschreitenden Geistesentwicklung darauf ankam, ob die Religion und mit ihr der Geist der Völker unter die Herrschaft eines Priesterstandes gerieth, oder sich von Priesterherrschaft unabhängig zu erhalten wußte. Hier muß sich denn auch entscheiden, ob es wahr ist, was der Verf. schon im ersten Bande unumwunden gesagt hat, daß alles Uebel, das gewisse religiöse Meinungen von jeher gestiftet haben und noch stiften, von einem Priesterstande ausgegangen ist, der sich zur Vormundschaft über die menschliche Vernunft berufen glaubte, und zur Erreichung seiner Zwecke auch die allgemeine, dem Menschen von seinem Schöpfer ins Herz geschriebene Moral zu verdrehen und zu verfälschen kein Bedenken trug. Wie viel Zeitgemäses in diesen Untersuchungen liegt, lehrt uns jeder Blick auf die neueste Geschichte des südlichen Europa. Wer unter uns etwa auch schon vom Strome der neubelebten und jesuitischen Hierarchie fortgerissen ist, kann an diesen historischen Nachweisungen sich spiegeln. Aber wenn wir auch im Ganzen dem Verf. beyzusplichten und ihm für diesen historischen Bey-

trag zur Rettung der Geistesfreyheit in unserm Zeitalter besonders zu danken nicht umhin können, so möchte sich doch gegen mehrere von ihm ausgesprochene Behauptungen Manches einwenden lassen. Auch wäre es von einem gelehrten Staatsmanne und Redner zu viel verlangt, daß er bey seinen viel umfassenden historischen Studien in dieser Hinsicht überall tief genug aus den Quellen geschöpft, und in seinen Urtheilen sich nicht zuweilen rednerisch übereilt haben sollte. Das dritte Buch, mit welchem dieser Band anfängt, und das folgende vierte, haben zum Gegenstande, die Ursachen anzugeben, die das Emporkommen der Priestergewalt sogleich bey der ersten Annäherung des menschlichen Geschlechts zur Civilisation begünstigten. Zuerst von den Hauptursachen, dann von den Nebenursachen (*causes secondaires*). Jede Annäherung zur Civilisation bringt, nach dem Verf., mit sich, daß der rohe Fetischglaube nicht nur bestimmtere Formen annimmt, sondern die Gegenstände der religiösen Verehrung auf eine ähnliche Art einen Olymp bilden, wie die Menschen ein Volk. Eben so natürlich entsteht nun auch eine Rangordnung unter den Göttern und eine Abstufung ihrer Macht. Aber nun macht es auch sogleich einen großen Unterschied, ob die Gegenstände der Anbetung ihre Heimath auf der Erde haben, oder unter den Gestirnen. Wo die Umstände mit sich bringen, daß die Religion einen astronomischen Character annimmt, ist die Entstehung eines Priesterstandes unvermeidlich. Durch astronomische und physicalische Kenntnisse, mögen sie auch noch so unvollkommen seyn, ragen diejenigen, die sich diese Kenntnisse erwerben, über das Volk hervor. Sie gelten für die Weisen im Volke, und von ihren Lehren und symbolischen Dichtungen hängt nun ab, wie die Mythologie durch Abstractionen

und Personificationen sich gestaltet. Daher schon ein Anfang von Priesterschaft bey den Natchez und andern americanischen Wilden, die vor andern götterartigen Wesen die Sonne anbeten. Wo wir, fährt der Verf. fort, Ausnahmen von dieser Regel bemerken, z. B. bey den alten Deutschen, nach Cäsars Bericht, oder bey den Arabern vor Mahommed, ist nicht zu vergessen, daß entweder die Nachrichten von der Nationalreligion dieser Völker sehr ungenügend, oder, wie namentlich bey den vor-mahomedanischen Arabern, gar keine eigentliche Nationalreligion vorhanden war. Wie genau die Priesterherrschaft in Aegypten und im alten Medien mit dem astronomischen Cultus zusammen hing, ist bekannt. Aber ob das Priesterthum der Braminen in Indien und der Druiden in Gallien nicht von andern Anfangspuncten ausgegangen ist, scheint uns noch nicht erwiesen. Doch der Verf. selbst ist nicht der Meinung, daß der astronomische Cultus allein als erste Ursache der Priesterherrschaft angesehen werden müsse. Er hätte ja auch, um auf eine solche Meinung zu gerathen, den eigenthümlichen Character der jüdischen Theocratie übersehen müssen, den er doch sehr gut aufgefaßt und erläutert hat. Welche Ursachen bey der Bildung des Priesterstandes zusammenwirkten, sucht der Vf. durch Vergleichung der verschiedenen Formen oder Organisationen dieses Standes in ein helleres Licht zu stellen. Der Priesterstand, sagt er, erscheint immer in zwey Hauptformen, entweder in erblichen Kasten und Stämmen des Volks, oder in Corporationen, an denen die Wahl mehr oder weniger Antheil hat. Aber ob die Eintheilung der Bekenner einer Religion in erbliche Kasten und Stämme ganz und gar aus einem religiösen Princip abgeleitet werden müsse, wie der Verf. behauptet, scheint uns noch immer nicht ausgemacht. Daß das Ka-

stensystem mit der Hierarchie entstanden, und durch die Hierarchie seine völlige Ausbildung erhalten, ist nicht wohl zu bezweifeln. Der Verf. sucht ferner wahrscheinlich zu machen, daß eine ähnliche Kastenordnung, wie bey den Indiern und Aegyptern, auch im ursprünglichen Vaterlande der medischen Magier und bey andern Völkern in frühern Zeiten Statt gefunden habe. Hierauf zeigt er, wie der Priesterstand von seiner Entstehung an sich zu einem Hauptgeschäfte machte, durch seine Herrschaft über den Geist der Nationen, sie auch politisch zu unterjochen, und wie dadurch, wo keine völlige Theokratie bestand, heftige Kämpfe zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht in den Staaten entstehen mußten. Von diesem reichhaltigen Thema, das im folgenden Kapitel weiter ausgeführt wird, geht die Untersuchung erst zurück zu den Nebenursachen, die bey der Entstehung des Priesterstandes und der Priesterherrschaft mitgewirkt haben. Nach einer natürlicheren Anordnung hätte wohl von den Ursachen überhaupt das Nöthige nach seinem inneren Zusammenhange ununterbrochen zusammen gestellt, und von den Wirkungen nachher gesprochen werden müssen. Mehrere Wiederholungen würden dann überflüssig geworden seyn, und das ganze lehrreiche Gemälde würde an Klarheit noch gewonnen haben. Unter jenen Ursachen, die die Entstehung der Priesterherrschaft befördert haben sollen, wird zuerst das Klima in Betracht gezogen. Feine Bemerkungen über den Einfluß heißer Climate auf die religiöse Meditation. Die Eroberungen mit dem Schwerdte, sagt der Verf., sind von Norden ausgegangen; die Meinungen des Südens haben den Norden erobert. Aber die der Priesterherrschaft günstige, den Nationen im Süden eigene starre Anhänglichkeit an eingeführte religiöse Dogmen, während der Nordländer viel

leichter einen alten Glauben gegen einen neuen umtauscht, läßt sich unser Erachtens aus den Einflüssen des Klimas eben so wenig, wie das Unveränderliche in den Sitten der Morgenländer überhaupt, hinreichend erklären. Und daß das Klima im Ganzen nur als Nebensache bey der Entwicklung und Verbreitung religiöser Meinungen mitwirkt, lehrt schon ein Blick auf die Fetischreligionen im heißen Africa. Eben so möchte wohl größten Theils nur als zufällig zu betrachten seyn, was der Vf. hinzufügt, um die Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit des Bodens, die Nothwendigkeit materieller Arbeiten zur Erhaltung des physischen Lebens, die Naturbegebenheiten, die Erstaunen und Schrecken erregen ic. unter die Ursachen zu zählen, die der Priesterherrschaft förderlich oder hinderlich wären. Ueber den Einfluß der Auswanderungen auf die Erweiterung und Hemmung der Priesterherrschaft erklärt der Verfasser sich umständlicher in dem folgenden Buche. Vorher nimmt er den Faden wieder auf, den er oben fallen ließ. Zur Erläuterung des Kampfs der priesterlichen Gewalt mit der politischen und der militärischen hat er die Beyspiele aus der alten Geschichte von Indien, Aegypten, Persien, und vorzüglich dem alten Judäa, mit vieler Besonnenheit gewählt, und bey dieser Gelegenheit eine historische Gelehrsamkeit gezeigt, die man bey einem so vielthätigen practischen Staatsmann kaum erwarten sollte, und die deswegen bemerkenswerth bleibt, wenn auch der Historiker vom Fach Manches nicht tief genug geschöpft finden sollte. Diesen Vorwurf wird man indessen gewiß nicht den Bemerkungen des Verfs. über das jüdische Priestertum machen; denn hier sind die Stellen aus den Büchern des alten Testaments sorgfältig citirt. Ganz gegen die, aus den Zeiten Vol-

taire's stammenden Meinungen, spricht der Vf. von Moses dem Gesetzgeber, auch in Beziehung auf das Uebernatürliche in seiner Sendung, mit großer Verehrung. Wenn man auch den mosaischen Theismus nicht aus einer besondern göttlichen Offenbarung ableiten wolle, müsse man doch in jedem Falle diesen Theismus, die Grundlage jeder Religion, die einer wahrhaft gebildeten Vernunft genügen kann, nicht auf die ägyptische Priesterweisheit zurückführen wollen, weil man sich sonst mit allem, was wir übrigens vom Geiste dieser Priesterweisheit wissen, entzweye. Bey der Würdigung des Göttlichen in der mosaischen Gesetzgebung müsse man aber nie vergessen, die eigentlichen Glaubenslehren von den Mitteln und Anstalten zu unterscheiden, die Moses als Staatsmann, also als Mensch, nach seiner Einsicht nöthig fand, um diesen Glauben seinem barbarischen und widerspenstigen Volke unauslöschlich einzuprägen. Ohne die Einführung einer strengen Theocratie und eines eben so strengen Ritualgesetzes habe er seinen großen Zweck nicht erreichen können. Das jüdische Priesterthum müsse als eine ausgezeichnet ehrwürdige Stiftung betrachtet werden, weil es den reinen Monotheismus als Volksreligion unter den ungünstigsten Umständen bis zu der zweiten Epoche aufbewahrt habe, da aus der jüdischen Religion die vollendete hervorging. Aber als bey den Juden das Königthum neben die mosaische Theokratie trat, mußte auch sogleich, wie überall unter ähnlichen Verhältnissen, der Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Macht anheben. Durch fortgesetzte Erläuterung der Natur dieses Kampfs sucht nun der Verf. zu zeigen, daß die geistliche Gewalt unvermeidlich, den Gesetzen der menschlichen Natur gemäß, das Uebergewicht erhalte, wenn der Priesterschaft eine göttliche Autorität in dem Sin-

ne, auf den sie selbst immer Anspruch gemacht hat, zugestanden wird. Auch sey der geistliche Despotismus dem weltlichen vorzuziehen, wo nur zwischen beiden die traurige Wahl übrig bleibt. Aber ohne consequente Unterdrückung der menschlichen Geistesfreyheit könne auch keine Priesterherrschaft sich behaupten. Der Verf. macht dem Priesterstande die Verdienste nicht streitig, die dieser Stand bey mehreren Völkern um die Wissenschaften und Künste, um die öffentliche Moral, und um die Civilisation überhaupt, sich erworben hat. Aber der Priesterstand, sagt der Verf. hinzu, hat dem menschlichen Geschlechte die Wohlthaten, die es ihm verdankt, theuer verkauft. Der relative Nutzen, den die privilegierte Priesterweisheit in den Perioden der ersten Entwicklung des menschlichen Geistes und der bürgerlichen Ordnung gestiftet hat, stellte sich der menschlichen Perfectibilität feindlich entgegen, sobald die Menschen in Masse durch eigene Kraft und Einsicht auf dem Wege der Cultur und der Wissenschaft vorzurücken versuchten. Freylich standen die alten Aegyptier auf einer weit höhern Stufe der geistigen und bürgerlichen Cultur, als jetzt noch die Eskimaux und die Samojuden; aber wenn alle gebildeten Völker der alten Welt eine der ägyptischen oder indischen ähnliche Religionsverfassung gehabt hätten, würde auch aus den Menschen nichts weiter geworden seyn, als, was in Aegypten und Indien aus ihnen geworden ist. Und nun sucht der Verf. weiter zu beweisen, daß auch die höhere Religion, zu der sich jetzt das ganze civilisierte Europa bekennt, sich nicht auf die Art, wie es geschehen ist, würde haben entwickeln können, wenn nicht wenigstens eins der gebildeten Völker der alten Welt durch seine natürliche Denkart getrieben wäre, alle, der Geistesfreyheit nachtheiligen Wirkungen der Prie-

sterschaft von sich abzuwehren, und deswegen keinen eigentlichen Priesterstand unter sich aufkommen zu lassen. Die Ausführung dieser, in die Geschichte der religiösen Meinungen tief eingreifenden Behauptung, führt den Verf. in das Gebiet der griechischen Mythologie. Schon bey der Anzeige des ersten Bandes glaubten wir aufmerksam darauf machen zu müssen, daß Herr Constant, obgleich mit der deutschen Litteratur vertraut, Mühe haben werde, über den Kampfplatz der streitenden Meinungen unserer neuesten deutschen Mythologen auf seinem Wege fortzuschreiten. Damals schien er entschiedene Partey für die Kreuzersche Symbolik genommen zu haben. Aber von seiner ganzen, durch dieses Werk documentierten Ansicht der Philosophie und der Religionen ließ sich auch schon erwarten, daß die Bossische, auf rein historische Forschung gegründete Antisymbolik den Eindruck, den jene, von einem pantheistischen Naturmysticismus ausgehende Symbolik auf ihn gemacht hatte, sehr schwächen würde. In diesem zweyten Bande finden wir nun einen Versuch, beiden Ansichten durch eine geschickte Vermittelung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wobey aber doch die Antisymbolik das Uebergewicht zu erhalten scheint. Aber um unsere Anzeige nicht zu weit auszudehnen, wollen wir nur den Weg, den der Verf. im Gebiete der griechischen Mythologie eingeschlagen hat, summarisch bezeichnen. Einverstanden mit der Antisymbolik, sucht er zu zeigen, daß die griechische Nationalmythologie nicht aus einer mystischen Priesterweisheit entsprungen sey; aber er ist doch der Meinung, daß wahrscheinlich noch vor dem Heroenzeitalter eine Art von Priesterherrschaft auch bey den Griechen Statt gefunden habe; daß man indessen diesen Priestern ja keine in Symbole eingehüllte naturphilosophische

Weisheit zuschreiben müsse, von welcher die rohere Volksreligion nur der Widerschein gewesen wäre; daß vielmehr ein ganz gewöhnlicher roher Fetischglaube die Grundlage der gesammten griechischen Mythik sey, und daß auch die durch ägyptische Colonien nach Griechenland herüber gebrachten religiösen Begriffe sich ganz nach jenem Fetischglauben haben richten müssen. Man müsse überhaupt den Einfluß, den die fremden Colonien auf die griechische Cultur gehabt haben, nicht hoch anschlagen. Anstatt mit dem Verf. der Symbolik zu bedauern, daß eine ältere und ehrwürdigere, symbolisch mystische und pantheistische Priesterlehre den heiteren homerischen Spielen der Phantasie habe weichen müssen, lobt Hr. Constant die Selbstständigkeit des hellen Verstandes der griechischen Nation, die sich keinem priesterlichen Mysticismus unterwerfen, und sich die Freyheit vorbehalten wollten, ihre alten, aus rohem Fetischglauben entsprungenen und mit der Nationalgeschichte vermischten religiösen Begriffe und Sagen durch Dichtungen auszubilden, die ihrem Geschmacke angemessen waren. Nur dadurch wurde möglich, daß bey der fortschreitenden Geistesbildung der Griechen eine Philosophie entstehen konnte, die keinem Menschen verwehrt, alle Begriffe, also auch die religiösen, vor den Richterstuhl der Vernunft zu ziehen. Dieser Denk- und Sinnesart der Nation gemäß mußten denn auch die aus dem Morgenlande den Griechen zugeführten mystisch-religiösen Vorstellungen umgebildet und der Nationalmythologie angepaßt werden. Aber woher der Verf. den Beweis seiner, kurz und ohne Beweis ausgesprochenen Behauptung nehmen will, daß der griechische Polytheismus auch einen reinern und höhern moralischen Character angenommen habe, können wir nicht errathen. Das Buch schließt mit einer Ruhan-

wendung für unser Zeitalter. Es mache unserm Jahrhundert wenig Ehre, daß man auf dieselbe Art, wie man im achtzehnten Jahrhundert die indische und ägyptische Priesterweisheit auf Kosten des Christenthums gepriesen, jetzt durch ähnliche Lobpreisungen dieser Priesterweisheit und Priesterherrschaft dem Christenthum zu Hülfe zu kommen suche. Besonders sey beklagenswerth, daß so gelehrte und vorzügliche Männer, wie der Verf. der Symbolik in Deutschland, in diesen Ton einstimmen und in der priesterlichen Mystik und Symbolik der Indier und Aegyptier die Keime zur wahren Bervollkommnung der Religion nachweisen wollen. Sollte Hrn. Constant unbekannt seyn, daß diese Versuche, das Christenthum mit dem alten Heidenthum zusammenzuschmelzen, zu den Früchten einer bekannten Modephilosophie in Deutschland gehörten, und daß aus der Schule dieser Modephilosophie auch unter unsern Theologen eine neuchristliche Braminenschule hervorgegangen ist, die ihren Pantheismus dem Christenthum einzuimpfen, und die christliche Dreieinigkeitslehre im Sinne des indischen Trimurti zu deuten recht eifrig bemüht ist? Die Religion, meint der Verfasser, werde jetzt von einer ähnlichen Krise bedroht, wie um die Zeit, da der helle griechische Menschenverstand dem eindringenden Mysticismus des Orients erlag, als das Christenthum sich erhob. Aber die Gefahr sey doch jetzt nicht so groß. Der Geist des wahren Christenthums, das unter allen Formen des religiösen Gefühls den höchsten Forderungen des menschlichen Geistes am meisten genüge, werde sich schon zu behaupten wissen.

S u l z b a c h.

Ben Seidel: Naturgesetze zur Bildung des Menschengeistes, von Dr. A. Holz-

wart, Decan und Pfarrer in Laberweinting. I. Theil. Naturgeschliche Bildungsform. Mit einer lithographierten Zeichnung. 1826. VIII und 294 Seiten gr. 8.

Ohne Aufhören sehen wir in der Entwicklung unserer Seele Bewußtseyn und Unbewußtseyn mit einander wechseln; und Vorstellungen, Gefühle, leidenschaftliche Strebungen, welche noch eben in so hellem Lichte sich zeigten, daß alles Uebrige dagegen in Dunkel zurück trat, sinken selber in eben dieses Dunkel. Da nun alle wissenschaftliche Erklärung einen Lückenlosen Fortschritt der Erfahrungserkenntniß voraussetzt, die in das Selbstbewußtseyn fallenden Erfahrungen aber, nach dem eben Bemerkten, fast bey jedem Schritte Lücken darbieten: so bedarf die Psychologie, nicht weniger als die übrigen Naturwissenschaften, zur Ausfüllung dieser Lücken gewisse Hilfsbegriffe von Kräften und anderen unserer Erfahrung nicht offen liegenden Naturproducten. Schon das Denken des gewöhnlichen Lebens kann derselben nicht entbehren; daher man auch so lange überhaupt von seelenartigen Entwicklungen, von einem Wahrnehmungsvermögen, einer Einbildungskraft, einem Gedächtnisse, einem Verstande u. gesprochen hat. Bisher nun haben diese von dem unwissenschaftlichen Denken gebildeten Hilfsbegriffe, mit wenigen Ausnahmen, auch der Wissenschaft zur Grundlage gedient. In der neueren Zeit aber sind mancherley Bedenklichkeiten erhoben worden, ob diese Begriffe auch wohl objectiv = wahr, oder so gebildet seyen, daß sie wirklich in unserer Seele existierende Kräfte bezeichnen, und indem zugleich von anderen Seiten her die philosophischen Forschungen einen neuen Schwung erhalten hatten, und von den bisherigen abweichende Naturansichten ver-

breitet worden waren, hat man vielfach versucht, an die Stelle jener, als unbrauchbar gefühlten oder erkannten Hülfsbegriffe andere zweckmäßiger zu setzen.

Die hier vorliegende Schrift nun liefert einen neuen Versuch dieser Art. Der Verfasser betrachtet den Geist als ein organisierendes Princip, und stellt sich die Aufgabe, die Entwicklung desselben nach dem Typus und den Functionen der körperlichen Organismen zu construieren: unter welchen er als die drey Hauptfunctionen die Nutrition, die Assimilation und die Reproduction oder Verbindung der Theile unter einander bezeichnet. Die Gesetze für diese Functionen sollen dieselben seyn von der Moospflanze bis zum menschlichen Leben; in dem letzteren aber dreyerley Bildungen sich vereinigen: die der organischen Welt, in welcher das organisierende Princip, A^1 , den menschlichen Körper als ihr Organ, O^1 , sich bildet; die der Imaginationswelt, O^2 , gebildet durch die nur passiv bestimmte Seele, A^2 ; und und die der Intellectualwelt, O^3 , gebildet durch den Menscheng Geist, A^3 . Jedes Organ, O , wirkt selber wieder als erregende Potenz auf die ihm eingeprägte und inwohnende Kraft, A , und also auch diese auf jenes zurück; und theils durch diese Wechselwirkung, theils dadurch, daß, ganz nach der Art, wie die Außenwelt B für A^1 , die Gebilde jeder untergeordneten Stufe wieder Erregung und Stoff für die höhere liefern, entwickeln sich, allmählich immer mehr gesteigert, alle körperlichen und geistigen Gebilde. Dieß sucht der Verfasser darzustellen, indem er, nach einleitenden Grundbegriffen (S. 1 — 36), den menschlichen Geist als wesentliche Erkenntnißkraft (S. 37 — 173), als wesentliche Gefühlskraft (S. 174 — 226) und als wesentliche Willens- und Wirkungskraft (S. 227 — 73) betrachtet. Mit

besonderer Ausführlichkeit (wie schon aus dieser Uebersicht erhellt) wird die Logik behandelt. Hier und dort gedenkt der Verfasser, bestätigend oder kritisierend, einiger Ansichten von Spinoza (dem er in manchen Punkten am meisten sich nähert), Kant, Lambert u. s. w.; doch treten diese Berücksichtigungen im Allgemeinen gegen die eigenen Constructionen zurück. In diesen zeigt der Verfasser ein lobenswerthes Streben nach Klarheit; und da er in Hinsicht des Zuconstruierenden an die Erfahrung sich anschließt, erhält er hier und dort Gelegenheit, gute Bemerkungen beizubringen.

Referent hat demnach gegen die Constructionen des Verfassers nur Eins einzuwenden, was dieselben zugleich mit den meisten der philosophischen Constructionen trifft, an welchen die nächste Vergangenheit so überreich gewesen ist: daß sie nämlich — keine Wahrheit haben. Vor Allem hätte der Verfasser, aus der Erfahrung oder sonstwie, den Beweis führen müssen, daß wirklich drey solche von einander gesonderte organische Principe im Menschen existieren, welche, von der Außenwelt genährt, einander wieder zur Ernährung dienen u. s. w. Wir finden freylich leibliche und geistige Entwicklungen in uns, auch wohl andere, welche ungefähr die Mitte zwischen beiden halten; aber wer verbürgt uns, daß denselben drey ursprünglich verschiedene Principe zum Grunde liegen? Warum nicht mehrere? da doch unstreitig außer diesen Verschiedenheiten noch viele andere sich in uns finden; warum nicht weniger? da, wie manche dieser letzteren, vielleicht auch jene aus einer gemeinsamen Wurzel sich könnten ableiten lassen. Und was berechtigt uns vollends, nach der Ausbildung dieser Principe durch äußere Einflüsse nun wieder das Ausgebildete als ein von den Prin-

cipen gesondert und neben denselben Existirendes anzusehen, und nicht vielmehr beide als Eines und dasselbe? — Solcher an sich möglichen Verhältnisse ließen sich noch unzählige andere denken. Zu dem geforderten Beweise aber findet sich in dem vorliegenden Werke auch nicht der entfernteste Versuch: denn was in *N^o. 17* *N^o. 21* und an einigen ähnlichen Stellen über jenes Verhältniß bemerkt wird, kann doch unmöglich für einen solchen gelten.

Auch möchte wohl das Schema der Nutrition, Assimilation und Reproduction überhaupt nicht sonderlich geeignet seyn zu einem erklärenden Typus für die geistige Entwicklung: aus dem einfachen Grunde, weil jene körperlichen Prozesse selber, ihrem eigenen Erfolge nach, uns so gut als völlig unbekannt, und weit dunkler und unklarer sind, als die geistigen Entwicklungen. Eher also wäre für die Nutrition *ic.* von einer wissenschaftlich-genauen Erkenntniß der geistigen Entwicklungsgesetze eine Aufklärung zu erwarten. Auch hat Ref., bey aufmerksamer Durchsicht des Buches, durchaus keine geistige Entwicklung gefunden, welche durch des Verf. Construction mehr Licht erhielte, als sie durch die ihr eigenthümlichen Beobachtungen erhalten kann. — Hierdurch wird dann auch der vom Verf. gebrauchten symbolischen Bezeichnung, von welcher oben einige Proben gegeben worden sind, alle Bedeutung entzogen. Die Ausdrücke A^1 , A^2 *ic.* bezeichnen nichts Reelles, und sind daher unbrauchbar für eine genauere Bestimmung des Reellen. Dieß scheint auch der Verf. selber gefühlt zu haben, indem er diese Bezeichnung nirgend über die einfachsten Combinationen ausgedehnt, und fast überall die bezeichneten Begriffe in Parenthese daneben gesetzt hat.

L o n d o n.

For Kingsbury, Parbury and Allen: Observations on the Cholera morbus of India: a Letter addressed to the honourable the Court of Directors of the East-India Company, by Whitelaw Ainslie M. D. M. R. A. S. 1825. 90 Seiten 8.

Der Vf., obgleich dreyßig Jahre lang bey dem Madras Etablissement als Arzt angestellt, war doch bereits wieder in Europa zurück, als die so denkwürdige Epidemie der Cholera im J. 1817 ausbrach, und gesteht selbst, daß er das Uebel, das auch während seines Aufenthalts, nach den Nachweisungen von W. Scott in Ostindien besonders in den achtzigern Jahren vorkam, nie in seiner epidemischen Form gesehen habe, meint aber, daß die von ihm in sporadisch vorkommenden Fällen der Cholera mit Erfolg angewandten Säure brechenden Mittel, besonders calcinierte Magnesia auch hier vorgeschlagen werden dürften. Wenn dieselben nichts helfen, so gibt er den unausführbaren Rath die Kranken zu galvanisieren, oder sie Sauerstoff einathmen zu lassen!! Sind aber die pathologischen Ansichten des Verf. höchst ungenügend das Außerordentliche dieses Uebels einzigermaßen zu erklären, so theilt er doch Einiges mit über die Erwähnung der Krankheit in hindostanischen Schriften; sowohl im Sanscrit als im Tamoolschen kommt sie unter dem Namen Vandie und Ennerum Vandie (Brechen und Durchfall) vor, im Mahrattischen ist ihr Name Morshee in Hindostanischen Murghee (Tod) welches beides vielleicht zu der Benennung Mordechie und Mort de chien führte. Ferner wird einer ähnlichen Krankheit erwähnt in persischen Schriften, die in den Jahren 1364 u. 1376 der christlichen Zeitrechnung erschienen, welches die persische Sage, daß das Uebel vor 500 Jahren dieselbe Verheerungen angerichtet habe, bestätigen könnte.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 7. Julius 1827.

P a r i s.

Bey Baillière 1823: Essai physiologico-pathologique sur la nature de la Fièvre, de l'inflammation et des principales Névroses, appuyé d'observations pratiques; et suivi de l'histoire des maladies observées à l'Hopital des enfans malades, pendant l'année 1818; Mémoire couronnée par la Faculté de Médecine de Paris, le 4. Novembre 1821. Par Ant. Dugès, Docteur en Médecine et Prosecteur de la Faculté de Paris. Tom. I. XVI und 552 S. Tom. II. 518 S. in 8.

Unleugbar läßt sich der einzig sichere Grund der Heilkunde nur aus dem Begriffe des Lebens und aus der Geschichte der Entwicklung und Wechselwirkung desselben mit der Außenwelt bilden, aber so viel auch schon geschehen ist, so wird es noch lange währen, bis endlich das wahre System der Heilkunde auf diesem Wege vollendet ist. Manche vom Drange getrieben, Klarheit und Einfachheit ins practische Wirken zu bringen

C [5]

gen, stellten daher einzelne Seiten des Lebens als Principien ihres Handelns auf, wobey sie, da die Aufgabe um so Vieles leichter wurde, auch auf starken Anhang rechnen durften. War es nun entweder das wechselnde Verhältniß im Gange der Krankheiten, oder waren es die nothwendigen Resultate eines solchen einseitigen Handelns, meist folgten sich die entgegengesetztesten Ansichten, so daß in ihrer Aufeinanderfolge immer das letzte Glied aus dem unmittelbar vorangegangenen mit gedeutet werden muß. Der Geschichte der Wissenschaft, welcher Rec. nicht vorgreifen will, muß es überlassen bleiben, zu zeigen, welche Oscillationen durch die Lehren Browns und Thomsons in England, der Contrastulisten in Italien und der Broussais'schen Schule in Frankreich veranlaßt wurden, wie gerade bey den Uebertreibungen manche Erkenntniß sich ergab, und die Wissenschaft dabey gewann. In einer solchen Geschichte gebührt gewiß auch ihre Stelle der vorliegenden Arbeit eines jungen Arztes, Schülers von Chauffier (jetzt Professor der Geburtshülfe an der Facultät von Montpellier), der sein gleich künstliches System mit überraschender Einfachheit und Consequenz durchführt.

In dem Verein der Organe, welche den Organismus bilden, und aus deren durch äußere Veranlassung gestörtem Gleichgewicht der Verf. kurzweg die Krankheit sich bilden läßt, werde meist nur ein einzelnes in seinen Actionen gestört; da aber alle Organe auf einander einwirken, und das einzelne Organ schwächer ist als die vereinte Gewalt aller übrigen, so entsteht bey dem natürlichen Streben nach Gleichgewicht gleich in jeder Krankheit ein Zusammenwirken aller nicht ergriffenen Organe, dieß sey die Heilkraft der Natur, welche jedoch nur wirken könne, wenn die Krankheitsursache wieder entfernt ist. Obgleich

jedes Organ nur für gewisse Eindrücke empfindlich ist, der Verf. sagt sogar: *chaque organe est en harmonie avec le fluide qu'il doit élaborer*, als wäre letzteres etwas äußerliches zu jenem hinzutretendes, so werden doch alle Organe durch das Nervensystem zusammen gehalten, und alle Functionen durch dasselbe vermittelt, ja da Alles sich um ein verändertes Reizverhältniß handelt, so ginge bis zum Stadium der Adynamie auch jeder Krankheitsproceß ausschließend nur im Nervensystem vor. Diese Thätigkeit des Nervensystems wird nach Chauffier l'innervation genannt. Von dem Nervensystem, das sich in cerebrales, das der gegenseitigen Beziehung, und in ganglionäres, das der Nutrition, unterscheiden läßt, wendet sich vorzüglich letzteres zu den Arterien, und verliert sich hier mit seinen feinsten Endigungen in die Wandungen der kleinsten Gefäße, so daß die Nervensubstanz ganz eins wird, mit der der Arterien, welches der Verf. *nevrartères* nennt. Diese Nevrarterien sind ein sehr bedeutendes Moment in dem System des Verf. sie bringen in alle Gewebe ein, vermitteln alle Secretionen und sind der Sitz der Entzündung. Auf der Haut und in den Muskeln bilden sie merkwürdige Punkte, auf welchen beide Systeme, das des Gehirns und der Ganglien anastomosieren, womit sich allein erklären lasse, wie sonst ganz unempfindliche Theile durch Entzündung schmerzhaft werden und die sensorielle Thätigkeit oft plötzlich auf Punkte wirkt, die ihr gewöhnlich entzogen scheinen. Da äußere Einflüsse sowohl, als die Organe selbst auf einander unter Vermittelung des Nervensystems reizend wirken, so besteht jedes Fieber ursprünglich in einer erhöhten Thätigkeit, *la fièvre est une exaltation nerveuse*, les medications sédatives conviennent dans la première période de toutes

les fièvres et de toutes inflammations, und es gibt keine essentielle und primitive Adynamie, doch bleibt in so fern der Verf. nicht consequent, als er annimmt, daß vermehrte Absonderungen, die bey ihm doch immer den Uebergang zur Entzündung machen, ursprünglich asthenisch seyn können. Unter herunterstimmenden Einflüssen werden nur solche nicht medicamentöse Wirkungen, bey welchen wie bey niederdrückenden Affecten, der Kälte oder einer kraftlosen Diät der Lebensproceß unter sein Normal herunter sinkt, verstanden. Contrastimulierende Mittel gebe es durchaus nicht, eher noch möchte der Verf. solchen Mitteln eine pervertierende Wirkung zuschreiben, aber dann würde seine ganze Coordination gestört, denn es gebe nur Erhöhung und Verminderung der Reizung, er getraue es sich durch die weitere Darstellung zu erweisen, daß man mit der Brownschen Dichotomie vollkommen ausreiche. Doch ehe Rec. dem Vf. zu seinen Ansichten über die Art der Einwirkung der Außenwelt folgen kann, müssen dessen Vorstellungen von dem Lebensproceß selbst und die Verhältnisse der Organe zu einander vorher betrachtet werden. Während im Stande der Gesundheit alle Organe bey dem gehörigen Maaß der Kraft mit ihren Functionen sich im Gleichgewicht halten, so können noch ehe eigentliche Krankheiten eintreten, schon in der Crasis oder Diathese, der Verf. gebraucht den Ausdruck l'habitude, des ganzen Organismus oder der einzelnen Organe Zustände der Erhebung oder des Sinkens unter die Normallinie exaltation und hyposthénie sich ausbilden, wobey die Nutrition denn auch Antheil nimmt, und dieses Mißverhältniß erst dauernd macht. Vermöge dieser Habitude entsteht die bestimmtere Krankheits-Anlage; die Krankheit selbst kommt erst zu Stande, wenn durch äußere Potenzen

und Einflüsse die in einer bestimmten Habitude befindlichen Organe in einen Zustand der Irritation Suraction, oder des Heruntersinkens, Subaction oder der Adynamie, letztere dann, wenn nach vorangegangener Aufreizung die Lebenthätigkeit herunter sinkt, gelangen. Ein in Suraction gesetztes Organ kann zwar seine erhöhte Thätigkeit allmählich und durch Consensus dem ganzen Organismus mittheilen, aber niemals einen ihr entgegengesetzten Zustand, in einem andern Organ, Herabstimmung, veranlassen. Der Verf. verwirft daher den Begriff von Derivation jeder Art. In seltenen Fällen könne zwar in dem einen Organ Suraction und in dem andern Subaction zugleich Statt finden, aber nie so fern jene die Vitalität diesem entziehe, sondern nur in dem Fall, wenn gleichzeitig auf das eine Organ deprimierend und auf das andere excitierend gewirkt worden, oder wenn bey einer allgemeinen Adynamie noch ein einzelnes Organ in Aufreizung sich befinde, z. B. wenn kurz vor dem Tode bey äußerlicher Kälte die Kranken über die stärkste Hitze im Innern klagen, aber hier dürfe man nicht von der Ansicht ausgehen, daß diese einzelne Aufreizung die Vitalität der übrigen Organe verzehre, sondern müsse viel mehr durch die sorgfältigste Auswahl von Reizen der allgemeinen Adynamie begegnen, was aber auch selten gelinge. Auf der andern Seite stimmen die Aussprüche der vorzüglichsten Beobachter darin überein, wie nachtheilig Blasenpflaster im Stadium fieberhafter Aufreizung wirken. Die Masse der Säfte die auf entfernte Punkte geleitet werden, kommt gar nicht in Betrachtung, da gegen sprechen Erfahrungen anderer Art dafür, daß durch local wirkende Vesicatorien ein allgemeiner Aufreizungszustand erhalten werde. Fantoni hat gesehen, daß auf Anwendung von Blasenpflastern

an entfernten Stellen Narben sich wieder öffnen, Exutorien seyen ein stark gebrauchtes Mittel der Coquetten um ihre Frischheit zu erhalten, Meibom habe de usu flagrorum in re venera geschrieben, einen gewissen Prinzen habe man vorher mit Ruthen hauen müssen, wenn er Deffnung bekommen sollte, u. ähnl. Ueberhaupt könnte man ja nicht begreifen, wie bey einer inneren Entzündung auch Fieber vorhanden seyn, oder je Entzündung in mehr als einem Organ Statt finden könnte, da eine solche Entzündung gleich alle Vitalität für sich verzehren müßte. So gerne dem Verf. die Schädlichkeit der zu frühe angewendeten Blasenpflaster zugegeben werden mag, so gibt es doch noch unzählige andere Thatfachen aus der Entwicklung der Pflanzen und Thiere sowohl, als aus den Erfahrungen aller Aerzte von Hippocrates an, der schon bemerkte, daß der Stuhlgang im Sommer träger als im Winter sey, bis auf die Wirkungsweise des Calomel in der Cholera, welche der Verf. vorher genügender auf seine Weise erklären müßte, als den im Verlauf seiner Abhandlung ihm selbst sich ergebenden Einwurf, daß im entzündlichen Fieber bey der stärksten Aufreizung des Herzens und der Gefäße, die Organe der willkürlichen Bewegung in großer Kraftlosigkeit sich befinden, welchen er damit beseitigt, daß vielleicht wegen eines Drucks der Nerven im Gehirn das Nervenfluidum nicht mehr transmittiert werde, oder weil das Gehirn in einer allgemeinen Aufreizung sich befinde, und dessen einzelne Theile einander daher nicht regulieren können. Obgleich gegen Broussais behauptet wird, daß die Fieber häufig ursprünglich essentiell sind, und nicht erst durch Localentzündung veranlaßt werden, so wird doch erklärt, heureusement les maladies générales, absolument parlant, sont fort rares, was um so schwerer

begreiflich ist, als das Hauptmoment aller Krankheiten Aufreizung des Nervensystems seyn soll. Meist ziehe nur das einzelne Organ die übrigen in krankhaften Consensus; die in der Tendenz zum Gleichgewicht der übrigen Organe begründete Selbsthülfe der Natur fehle daher nie, als wenn die ursprünglich befallenen Theile so wichtig und so bedeutend ergriffen sind, daß sie alle andere nothwendig mit hineinziehe, aber warum sterben so viele Menschen nach deren Tode auch die genaueste Untersuchung keine Localaffection findet? Auch eine Subaction kann sich, von einzelnen Theilen oder Systemen aus, dem übrigen Organismus mittheilen; dieß geschieht doch weniger schnell und allgemein, als bey der Suraction, und alsdann zeigt auch der übrige Körper weniger Erschöpfung als Torpor. Wenn ein deprimierender Einfluß schnell wirkt, und auf die Subaction eine starke Reaction folgt, wie auf Kälte, so kann die Exaltation sehr bedeutend seyn, überhaupt kann Subaction oder Torpor nicht lange dauern, ohne daß, nachdem sich die Nervenkraft wieder angesammelt hat, eine Reaction erfolgte, diese besteht aber bey einer Habitude hyposthénique nicht wie bey der der Exaltation in fieberhaften Aufwallungen, sondern mehr in Krämpfen, Nervosen, was sich auch an der Cholera nachweisen ließe. Die primitive Subaction gibt sich durch Frost bey Erwachsenen, durch Krämpfe bey Kindern zu erkennen, sie ist bey nahe immer allgemein, nie local, außer in den Fällen, welche Richerand *asphyxies locales* nennt, z. B. nach Unterbindung der Nerven. Am häufigsten kommt die Adynamie, Folge einer vorangegangenen Aufreizung vor, in ihrem höchsten Grade ist sie mit Mangel an Gerinnbarkeit des Blutes verbunden (dieß ist das einzige Mal, daß der Verf. auch der durch die Krankheit gegebenen

Substanzveränderungen erwähnt) im mittlern Grade bildet sie die adynamische, gastroadynamische, mucosoadynamische und atarische Fieber, hier ist keine *oppressio virium* sondern wahrer *Collapsus*, doch kann immer noch mitunter *Exaltation* sich zeigen, im dritten Grade ist es die *adynamie lente* und *Consumtion*. Local stellen sich dieselben Grade dar, als *Gangrän*, *Eiterung*, wobey *Suppuration* von *Ulceration* unterschieden wird, und *Degeneration*, auch hier wird die lange Reihe der *Cacherien*, *Cretinismus*, *Scropheln*, *Anasarca* u. ähnl. als Zustände der *Hyposthenie* kurz abgethan, und auf die Qualitätsverhältnisse keine weitere Rücksicht genommen.

Ganz den Ansichten über *Derivation* entsprechen auch die über *Metastase* und *Crise*. Es sey gewiß nicht Gefahr bringend, wenn eine zu starke Reizung, ein starker Schweiß oder ein *Exanthem* schnell nachlasse und verschwinde. Begebe man sich freylich schnell aus der Wärme in die Kälte, so schade der schnell eintretende *Torpor*, so fern auf denselben noch eine viel stärkere *Reaction* folge, hier sey es aber nicht die Wirkung des aufgehörenden Schweißes, sondern die der Kälte. Irrigerweise habe man bis dahin geglaubt, daß eine leichte *Excitation* der Haut, ein Schweiß eine weit stärkere *Affection* des Magens im intermittierenden Fieber, oder ein *Exanthem*, eine *Darm-entzündung*, wie bey den Pocken heben könne, und umgekehrt, das Verschwinden dieser leichtern *Affectionen* gar diese schwereren, selbst wenn letztere nicht vorher vorhanden waren, erregen könne, dieß müsse man sich so vorstellen: eine allgemeine *Aufreizung* könne noch von einzelnen *prädominierenden Exaltationen* begleitet seyn, von welcher die eine schwächer, die andere stärker ist, im erstern Fall kann die allgemeine *Exaltation* die *Entzündung* eines einzelnen Theils veranlassen,

wenn aber letzterer gerade keine besonders krankhafte Habitude hat, so könne gleich in der nächsten auf die Suraction folgenden Subaction diese Entzündung wieder verschwinden, und in der nächstfolgenden Suraction wieder in einem andern Organ erscheinen, wie beym Rothlauf oder der Ohrdrüsen-Geschwulst. Aehnliches können auch zurücktreibende Mittel bewirken und auch da nehme dann die auf den Torpor folgende Reaction eine andere Richtung, immer werde man bey genauerer Aufmerksamkeit finden, daß jedesmal vor dem Verschwinden einer örtlichen Entzündung ein Schauer, das Zeichen einer allgemeinen Subaction vorher gehe, und durch eine neue allgemeine Reaction die folgende Entzündung angekündigt werde. Nie sey die Zurücktreibung einer örtlichen Entzündung, selbst nicht die des Lippen-Ausschlags schädlich, wenn nicht allgemeine Adynamie eingetreten oder ein solcher Zustand der Hyposthenie vorhanden sey, welcher auf irgend einem Punkte noch eines Entzündungsprocesses bedürfe, damit das allgemeine Sinken des Lebens aufgehalten werde. Wenn aber wirklich ein Masern-Ausschlag schnell verschwunden und darauf eine Lungenentzündung entstanden sey, so werde letztere gewiß eher vermehrt, wenn man die wieder eingetretene Suraction durch Hautreize noch weiter vermehre, oder sey dieß Verschwinden des Ausschlags eben das Zeichen einer allgemeinen Schwäche; aber wie oft besteht die Verschlimmerung in einer noch stärkeren Entzündung der innern Theile? Zudem hat der Vf. auch höchstens bey den Masern und dem Scharlachfieber Recht, wenn er behauptet, mit dem Erscheinen des Exanthems ließen die allgemeinen Zufälle erst nicht nach, allerdings nehmen diese in beiden Krankheiten noch an Heftigkeit zu, je stärker der Ausschlag sich verbreitet, auf gleiche Weise verhält

es sich aber nicht auch bey den Pocken, bey welchen die Zufälle der stärksten Art meist alle mit Erscheinen des Ausschlags nachlassen, oder bey der Pest, bey welcher in den vorigen Jahrhunderten immer die Entstehung der Bubonen und Furunkel als eine günstige Wendung der Krankheit angesehen werden mußte. Ebenso bestimmt wird die herrschende Ansicht über die Crisen verworfen und letztere auf eine durch die Krankheitsursache unmittelbar gegebene Irritation der Nervenarterien des ursprünglich ergriffenen Organs beschränkt, so daß eine örtliche Entzündung sich wohl durch Blutfluß oder eine andere Curaction wieder ausgleichen, dieß aber in gewissen bestimmten Zeiträumen und mittelst einer durch die verschiedenen Organe des Körpers in bestimmter Aufeinanderfolge sich ergebenden Rückwirkung des ganzen Organismus geschehe. Im practischen Theil nimmt der Verf. aber auch wieder keinen Anstand zu rathen, auf die *tendance des efforts de la nature* zu sehen und diese klug zu unterstützen.

Die Consequenz der Ansichten über den Lebensproceß muß sich durch die entsprechende Darstellung der Wirkungsweise der Außenwelt auf den lebenden Körper ergeben, und in der That geht der Verf. auch hier seinen eigenen Weg. Wenig befriedigend erscheint zwar die Eintheilung in solche Potenzen, welche mittelbar oder physiologisch auf die Function des Nervensystems reizend oder herunterstimmend, und solche die unmittelbar chemisch auf die Substanz roborierend oder emollierend wirken, wobey der Verf. die Wirkung der letztern sich so vorstellt, daß durch sie minderreizende Molecules an die Stelle der mehr phlogistischen gesetzt werden, über die Wirkungsart der roborierenden Mittel aber seinen Lehrer *Chaussier un de plus zélés vitalistes* folgendermaßen selbst

sprechen läßt: *Savez-vous (me disoit-il dernièrement) comment agissent les amères (quinquina par exemple) appliqués sur la peau? C'est un véritable tannage, qui concrète l'albumine contenu dans les mailles du tissu cutané, endurecit la superficie, enbouche les pores.* Auch S. 440 sagt der Verf.: *C'est par pure astriction que le quinquina et les amers guerissent les sievres intermittentes; ja an mehreren Orten wird sogar die bloß locale Wirkung der roborierenden Mittel behauptet, was auch nach dem Grundsatz des Verf. daß alle Mittel bloß durch die Reizung der Nerven, roborierende Mittel aber chemisch wirken, nothwendig folgt. Specifisch könne man die Mittel nennen, sofern sie auf eine bis jetzt nicht erklärte Weise entweder auf bestimmte Organe oder gegen bestimmte Zufälle wirken, alle wirken aber auch hier entweder herunterstimmend oder reizend oder roborierend, denn die emollierende Wirkung ist der Verf. geneigt der erstern gleich zu achten. Zum Beweis seiner Behauptung wird angeführt, daß sich unter den Erbrechen erregenden Mitteln Substanzen aus allen diesen drey Klassen befinden, die Nauseosa und laues Wasser u. dergl. wirken theils mechanisch, theils durch Torpor, auf welchen Reaction folgt. Bey den Brechmitteln ist diese Ansicht immer noch plausibel, aber schon weniger befriedigend wird man es finden, wenn herunterstimmende Mittel dadurch Diarrhöe zur Folge haben sollen, daß sie eine Erschlaffung veranlassen, denn eine vermehrte Secretion läßt sich überhaupt nicht, am wenigsten nach den Ansichten des Verf. aus verminderter Thätigkeit erklären. Noch mehr wird wohl bey der Erklärung des Schweißes durch Mittel, welche den Darmcanal herunter stimmen, die von dem Verf. so*

entschieden verworfene Revulsion unentbehrlich seyn, denn nur indem man annimmt, daß bey einer Herunterstimmung des Darmcanals gleichzeitig die Haut in entgegengesetzte Thätigkeit gerathe, wird man die schweißtreibende Kraft der kalten Getränke, der Säuren und ähnlicher Mittel erklären können. Auf gleiche Weise wirken einzelne diuretische Mittel wie äußerliche Kälte, Meerzwiebel und Fingerhut, gewiß nicht indem sie eine Atonie der Nieren veranlassen, wie der Verf. meint, sondern indem sie zunächst theils auf die Haut, theils auf den Magen und vielleicht auf das Herz deprimierend und als weitere Folge auf die Nieren erregend wirken. Unmöglich kann auch dem Verf. zugegeben werden, daß jedesmal die vermehrte Absonderung des Harns eine Folge der Subaction sey. Gegen bestimmte Zufälle gebe es überhaupt keine Specifica, denn was hülfte es auch wenn sie auf die Krankheitsproducte neutralisierend wirkten, so lange die sie producierende Thätigkeit fortdauert, auf diese müsse, und zwar meistens erregend, gewirkt werden. Die veraltete Krätze oder Lustseuche sey Adynamie, und bedürfe neben den an sich schon reizenden Schwefel und Mercur noch weitere erregende Zuthat. Die antiscorbutischen, antiscrophulösen Fieber- und Wurmmittel seyen an sich excitierend und roborierend. Der Name specifisch könne wohl beybehalten werden, sofern jedes Organ leichter auf die Einwirkung bestimmter Substanzen entspricht und jedes Organ zufolge seines Baues eine verschiedene Susceptibilität hat, die Blase z. B. nur durch die Berührung von Harn und Schleim in normaler Stimmung erhalten, durch reines Wasser irritiert wird, das Auge nur für Licht erregbar ist, (doch ist der Magen wohl nicht allein für Brechmittel erregbar, wie fast

nach dieser Bestimmung der Fall seyn sollte). Aber indem diese verschiedene Substanzen auf die verschiedenen Organe wirken, wirken sie entweder irritierend, roborierend oder betäubend, sie können diese Wirkung auch auf andere Organe äußern oder nicht, in keinem Fall jedoch kann eine Substanz, welche die Haut entzündet, auf andere Organe herunter stimmend wirken, doch wird man aber behaupten können, daß die Störung der Function eines Organs auf andere Organe herabstimmend oder erhöhend wirken könne, in so fern könnte man selbst sagen, das Licht wirke auch auf das Ohr, indem dessen Abwesenheit die Thätigkeit des Auges herunter stimmt, und dadurch die Empfänglichkeit des Ohrs erhöht.

Kaum gestattet es der Raum auch noch dem Verf. in seiner Darstellung des Fiebers und der Entzündung zu folgen. Ersteres ist nach ihm eine Exaltation des Nervensystems, und das Gefäßsystem befindet sich bey demselben nur in so fern in einer erhöhten Thätigkeit, als dessen Wandungen von den Nerven des Rückenmarks und Gangliensystems angegangen werden. Diese Ansicht stimmt wohl größten Theils mit der von Broussais und der Italiäner überein, doch sehen beide Theile die Adynamie mehr für eine Folge des Fiebers an, da sie doch eine eigene und nothwendige Periode desselben sey. Die Geschichte des Fiebers ist nämlich diese, die äußeren Einflüsse bringen zuerst eine Exaltation (ob auch bey einer Habitude hyposthenique? ist nicht angegeben) und wirkliche Suraction hervor; dieß sind die Prodromi, auf sie folgt ein Collapsus, der Frost, womit die eigentliche Krankheit beginnt, und der nun nothwendig wieder eine neue Suraction die Zunahme der Krankheit entspricht, bis endlich Erschöpfung und Subaction eintritt, bey

der wegen des tiefer begründeten Zustands der Exaltation jetzt kein Torpor, sondern eigentliche Adynamie, die entweder zum Tode oder langsam zum Gleichgewicht führt, möglich ist. Adynamie ist aber nach dem Verf. kein bloßes Reizverhältniß mehr, eine Erschöpfung nach übermäßigem Reiz, sondern ein Zustand bey welchem die Nutrition und wohl noch mehr das Quale der Säftemasse eine veränderte Beschaffenheit erhält, l'adynamie, ou ce qui est la même chose, la malignité et la putridité sont toujours précédées d'un état sthénique, ou de sur-action plus ou moins marquée. Hiermit geräth nun der Vf. wie sich leicht zeigen ließe, in einen argen Widerspruch mit seinen Begriffen von vis medicatrix, und der Vertlichkeit der Krankheiten, denn wie überhaupt unter solchen Voraussetzungen eine Krankheit durch bloße Naturkräfte geheilt werden könnte, ist ganz unbegreiflich.

Weil alle Ursachen gleich wirken, denn auch Mangel, Fehljahre, Nässe und Kälte, Elend überhaupt bringen nur Fieber hervor, so fern sich dabey ein reizendes faulichtes Miasma entwickelt, und auch Blutverlust hat nur ein Fieber zur Folge, wenn noch eine stimulierende Ursache hinzukommt, so gibt es nach dem Verf. nur Ein Fieber, von der Hydrophobie durch die verschiedenartigste Formen hindurch, bis zur Apoplexie, welche das andere Extrem zu bilden scheint, immer ist es nur der verschiedene Grad der Exaltation welche eine Verschiedenheit macht, und alle mögliche Erscheinungen auf welche man bis daher eine specifische Verschiedenheit der Krankheiten begründete, Bubonen, Petechien, Pocken, Friesel, Erysipelas u. a. bezeichneten nur verschiedene Grade der Exaltation, ja nach der ausdrücklichen Versicherung des Verfassers wäre bey rasch

verlaufendem Schweißfieber ein geringerer Grad der Exaltation, als bey der geringsten Entzündung, denn wo nur vermehrte Secretion ist, da ist nach dem Verf. die Thätigkeit der Nerven weniger gesteigert, als bey der geringsten Entzündung, alle Pestfälle müßten gleich gefährlich seyn, da die Bubonen für eins der schlimmsten Zeichen einer erhöhten Exaltation erklärt werden, während doch in gewissen Epidemien die Zufälle der einzelnen Krankheit so leicht seyn können, als bey den gutartigen Pocken; überhaupt wäre es Irrthum, wenn man glauben wollte, daß gewisse Krankheiten gewissen größeren Zeitabschnitten angehörten und nicht alle denkbare Formen von jeher zugleich vorhanden gewesen und in einander übergegangen seyen. Bey dieser äußersten Einfachheit der Behandlung ist es zu erwarten, daß epidemische und ansteckende Krankheiten besonders kurz abgethan werden, doch kommen auch einzelne gute Bemerkungen über dieselben vor. Gegen Broussais wird bemerkt, daß örtliche Entzündung für das Fieber gar nicht wesentlich sey, und eine Darmentzündung die weder Schmerz noch Erbrechen veranlaßt, unmöglich ein lebensgefährliches adynamisches Fieber veranlassen könne, nur zu häufig geschehe es auch, daß die, welche überall Darmentzündung finden wollen, die von Peyer beschriebenen Drüsenflechte in den dünnen Gedärmen *ces plaques ovales, ces surfaces pénétrées, representant le lacis d'une dentelle, goufrées et grisâtres* für eine Entzündung oder für die nach einer Entzündung zurückgebliebenen Narben halten. Wenig läßt sich über die gegen das Fieber angegebene Behandlung sagen, besonders muß man sich darüber wundern, daß selbst die Indicationen zum Blutlassen so oberflächlich angeze-

ben sind. Noch weniger entspricht der Erwartung die ärztliche Behandlung der im zweyten Band abgehandelten Krankheiten, welche übrigens der Verfasser zu einer Zeit beobachtete und behandelte, da er mit seinem System noch nicht im Reinen war. Außer der ziemlich häufigen Anwendung von Blutegeln und Blutentziehung ist der Heilapparat nicht nur sehr dürftig, sondern des mehr künstlichen als empirischen und natürlichen Systems unerachtet, auch die Behandlung nicht thätiger und zuverlässiger, vielmehr meist respectierend, mithin in der Hauptsache wenig gewonnen. Doch verdienen die bey den einzelnen Krankheiten gemachten anatomischen Untersuchungen dankbare Anerkennung und neben dem Abschnitt über die Pocken, die auch zu Paris häufig vorkamen, hat auch die über Dysmenorrhöe und Hysterie aus der früher von der medicinischen Facultät gekrönten Preisschrift, ihren eigenthümlichen Werth. Ueberhaupt wird kein aufmerksamer Leser, wenn er auch mit dem Verfasser nicht übereinstimmen kann, letzterem der bey den günstigen Verhältnissen, unter welchen er ins practische Leben trat, zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, seine Achtung versagen und gewiß auch das Verdienst gerne anerkennen, daß er nicht wie seine Vorgänger, die auch alles auf Reizverhältnisse bringen wollten, die Erfahrungen aller anderen geradezu verwirft, sondern in seinen Noten mit einer wirklich Achtung gebietenden Belesenheit, ja wohl wirklicher Gelehrsamkeit, die Aussprüche und Erfahrungen aller Zeiten mit seinen Ansichten in Einklang zu bringen sucht.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 9. Julius 1827.

Königsberg.

Bey Unzer: J. F. Eberti dissertationes Siculae. Tomus primus. 1825. XII u. 235 S. 8.

Der Verf., ein würdiger Schüler von A. Matthia, (welchem das Buch zugeeignet ist) beginnt mit diesem Bande eine Reihe von Untersuchungen über ein Land, das im Alterthum in mehr als einer Hinsicht ausgezeichnet war, und dessen genaue Kenntniß für griechische und römische Geschichte und Literatur von der größten Wichtigkeit ist. Auch kann es niemanden entgehen, daß, obgleich dieses Feld von Untersuchungen von vielen angebauet ist, doch noch viele wichtige Fragen über Bevölkerung, Sprache u. eine genaue Erörterung verdienen, und so weit sich nach den vorliegenden von Fleiß und Gelehrsamkeit zeugenden vorläufigen Untersuchungen urtheilen läßt, haben wir von dem Verf. schätzbare Aufschlüsse darüber zu erwarten. Der Titel des Werkes, der an Torremuzza und ähnliche Arbeiten erinnert, muß in weiterem Sinne verstanden werden, und wird auf die folgenden Theile des Werkes besser passen, in welchen der Verf. Abhandlungen über sicilische Münzen, Sprüchwörter,

Schriftsteller, über Gelehrte, die an den Höfen der Tyrannen lebten, über die *ἱστοριογράφοι* des Hiero, über die sicilischen Dialecte des Griechischen und ähnliche Gegenstände zu geben verspricht. Die vorliegenden stehen größtentheils nur in allgemeinerer Beziehung zu Sicilien. Diss. 1. de tyranni vocabulo. Den Verf. beschäftigte die von Meiners und anderen vernachlässigte Untersuchung über die Verdienste, welche sich die alten Könige und Tyrannen um die Wissenschaften erworben haben. Diese Untersuchung führte ihn natürlich auf die Tyrannen Siciliens, mit welchen er sich zuerst und hauptsächlich beschäftigte. So entstand diese Reihe von Abhandlungen, von welchen die erste mit gründlicher Ausführlichkeit über die Bedeutung und den Ursprung des Wortes *τύραννος* sich verbreitet. Das Resultat der Untersuchung ist nicht neu aber genauer entwickelt und gründlicher bewiesen als früher geschehen war. Neu und interessant sind manche Nebenbemerkungen, die an einigen Stellen zu weniger passenden Abschweifungen (z. B. über Aristoteles Politieen, über den Echetus, über den Rhetor Anaximenes von Lampsacus, über den Phanas) angewachsen sind, wobey wir öfters den Wunsch nicht haben unterdrücken können, der Vf. möchte sie an dieser Stelle in seinen Adversarien zurückbehalten und an einem passenderen Orte mit erschöpfenderer Gründlichkeit vorgetragen haben, so wie überhaupt auf das Ganze, das an manchen Stellen nur gar zu sehr das Ansehen von einer bloßen Excerptensammlung hat, mehr Sorgfalt in der Auswahl und Zusammenstellung, wie in der Form und Einkleidung gewendet haben. Nach einer kurzen literarischen Uebersicht, wobey insbesondere auf Reineccius wenig beachtete Abhandlung über die Tyrannen (Prolegom. ad Historiae Juliae partem I. p. 20) aufmerksam gemacht wird, bemerkt der Vf.

daß das Wort im Homer und Hesiodus nicht vorkommt. Nach Hippia's Zeugniß (dieses wird mit Recht von dem Gleichen verstanden) kam es zu Archilochus Zeiten auf. Früher findet man nach Aristoteles dafür die Namen *Asymneten*, welches eigentlich eine temporäre Würde war, aber öfters zu einer bleibenden ward. Nach einer langen Abschweifung über Aristoteles Politie von Cyme (mit deren Resultat wir nicht übereinstimmen können, denn ohne Zweifel handelt Aristoteles von beiden, dem asiatischen Cyme sowohl als dem italischen Cumä) werden die verschiedenen Ableitungen des Wortes erwähnt. Mit Recht erklärt sich der Vf. für die Ableitung von *ασυμος* und *αἶσα*. Die Würde der *Asymneten*, von dem Königthum verschieden, und mit der Dictatur verglichen, entspricht, wenn sie nicht niedergelegt sondern beybehalten wurde, dem Begriff des späteren *τόπαινος* (hierüber ist nun auch Wachsmuth's hellenische Alterthumskunde S. 280 zu vergleichen). Die ersten, welche mit diesem letzteren Worte bezeichnet vorkommen, sind die *Aleuaden*. Alles dieß wird ausführlich bewiesen. Der Verf. wendet sich dann zur Etymologie des Wortes und bemerkt die älteste (schon bey Philochorus) sey von *Τροπῆνοι* wegen der Seeräuberrey und Grausamkeit dieses Volkes. Doch sey über die letztere viel gefabelt. (Hierbey leugnet der Vf. mit Unrecht die Menschenopfer der alten *Tyrrhener*, welche so wie ihr Uebergang sogar in den römischen Cultus hinlänglich bezeugt sind.) Mit Recht wird diese Etymologie verworfen, so wie eine zweyte Ableitung von dem angeblichen *Tyrrha* der Stadt des *Gyges*, so wie von *Tyru*s, ferner aus dem Griechischen von *τρούω* u. welche sämmtlich mit übermäßiger Sorgfalt und Ausführlichkeit behandelt werden. Weit eher verdiente die Ableitung Erwähnung, nach welcher das Wort zu *τροπίς* (gleichf. Burggraf) gehört. Der Vf.

kommt dann auf die richtige Ableitung, von *κοίρανος*, welche indessen so ganz unbekannt und unbestätigt nicht, sondern, nach Schneiders Vorgange sogar in manche Handbücher schon aufgenommen ist. Passow vergleicht passend den ähnlichen Vocalwechsel in *κοινός*, und stellt auch *κάρανος* damit zusammen. Was das *τ* neben dem *κ* betrifft so erklärt der Vf. hieraus sehr treffend die Stelle des Lucian im *indic. vocal.* *Κῆρον αὐτὸν ὄντα Τῦρόν τινα ἀπέφηνε*, worin auf *τύραννος* angespielt wird, und führt als Beispiel auch das ungewöhnliche *κίτανος* neben *τίτανος* an. Er beweiset dann mit einer hinreichenden Menge von Stellen, daß *τύραννος* in gutem Sinne als *βασιλεύς* auch in der Prosa bey Herodot und anderen vorkommt. Zuweilen wird *βασιλεύς* als Herr eines größeren Reichs von *τύραννος* unterschieden. In der Regel bezeichnet das letztere den unumschränkten ohne *ἐξδύνη*, so wie den Emporkömmling. (Hier hätten die verschiedenen Arten genauer unterschieden werden sollen, da bekanntlich die Tyrannis vor den Perserkriegen von der späteren ganz verschieden war.) Hieran knüpfte sich der Begriff des harten grausamen Herrschers, und daß das Wort (schon zu Polybius Zeit und später immer mehr) diese von der älteren abweichende Bedeutung bekam, wird durch das ähnliche Beispiel *ἑταῖραι* erläutert (eben so Sophist, *latro*, *parasitus* u. a.). Die Bezeichnung der attischen *τριακοντα* durch den Ausdruck Tyrannen ist erst aus der Römerzeit, schließlich werden auch einige Adjectiv- und Verbalformen des Wortes erläutert. *Diss. II. Censura aliquot scriptorum qui de rebus tyrannorum aut egerunt aut egisse saltem dicendi sunt.* Nicht alle Schriften über einzelne Tyrannen sind verzeichnet, sondern nur die welche von dieser Staatsform im Allgemeinen handeln, oder sonst wichtig sind. Weil die Tyrannenregierungen gewöhnlich nur

kurz und thatenarm waren und gewöhnlich ein gehässiges Andenken hinterließen, so sind die eigenen Schriften darüber nicht sehr zahlreich. Der Vf. hat das Verzeichniß vergrößert, indem er auch die Schriften über die βασιλεία mit aufzählt, welche als Gegensatz auch die Tyrannis abhandeln mußten, so wie auch die Schriften περὶ στάσεων (über die Staatsumwälzungen) wobey auch die Schriften über die rhetorischen στάσεις (status causae) mitgenommen werden, theils um der Vollständigkeit willen, theils weil sich bey einigen der Inhalt nicht mit Gewißheit angeben läßt. Der Vf. fängt mit Aristoteles περὶ βασιλείας an und zählt, den Anhang mitgerechnet, über 40 Schriftsteller auf. Von vielen sind mehrere Werke über diesen Gegenstand erwähnt. Die wichtigsten sind Theophrast, Phantias, der Landsmann und Mitschüler des Theophrast, welchem dem Vf. einen weitläufigen Excurs über seinen Namen, seine Lebensumstände und sämtlichen Schriften (naturhistorische, philosophische, historische) gewidmet hat. (Er verspricht auch eine Fragmentensammlung von diesem Schüler des Aristoteles, der allerdings bekannter zu werden verdiente.) Die hierher gehörigen Werke von ihm sind τυράννων ἀναιρέσεις ἐκ τιμωρίας und τὰ περὶ τῶν ἐν Σικελίᾳ τυράννων. (der Phantias der Anthologie ist übrigens von dem Aristoteliker zu unterscheiden.) Ferner Charon der Karthager (der mit Recht in das Zeitalter des Apollonius Rhodius gesetzt wird) Baton von Sinope (jünger als Aratus). Bey dem Anaxagoras, Schüler des Isocrates, dem Verf. des Buches περὶ βασιλείας, welches einige mit Unrecht dem Klazomenischen Philosophen bengelegt haben, wird auch von den weniger bekannten gleichnamigen sehr gut gehandelt. Vom Rhetor Anaximenes von Lampfacus gehören hierher die βασιλέων μεταλλαγαί (mit Unrecht erklärt sich der Vf. für

die Bedeutung regum mortes, da es ohne Zweifel regum mutationes heißt). Auch die übrigen historischen Werke dieses Mannes werden beschrieben. Dann wird erwähnt der ἀσεβῶν κατάλογος von Eysippos aus Epirus (wobey der Vf. einen Excurs über den homerischen Echetus einschaltet). Epikur περὶ βασιλείας. Chrysisippus Abhandlung περὶ τῶν τοῦ βοσπόρου βασιλείων wird mit Recht für einen Theil seines Werkes περὶ βίων erklärt. (Wir übergehen viele andere von dem Vf. aufgezählte.) Auch die besonderen Schriften über die römischen und über die ägyptischen Könige (Ptolemäus Mendesius, Apollonides) werden aufgezählt. Ueber Timagenes Schrift Βασιλεῖς werden mehrere falsche Ansichten widerlegt. Das Werk des Sostratus, welches verschieden genannt wird, erklärt der Vf. mit Recht für Τυρρῶνικὰ nicht für Τυραννικά. Ob dieser Sostratus mit dem im Anhang erwähnten Dichter, der Xerxes Thaten besang, dieselbe Person ist, bleibt ungewiß. Der Anhang zählt noch mehrere Schriftsteller über einzelne Könige und Tyrannen auf. Diss. III. De Nymphodoro Syracusano deque eorum indole librorum qui περίπλοι et Θανμάσια inscribuntur. Der Vf. erklärt die Abhandlung über den Nymphodorus für einen Theil seiner Untersuchungen über die Schriftsteller, aus welchen Stephanus von Byzanz geschöpft hat, welche er unter dem Titel commentationes Stephanicae herausgeben wird, und auf welche er auch bey Gelegenheit des Timagenes S. 139 vertritt. (Auch andere Schriften wie de Cornelia Nepotis et Velleii Paterculii fide historica S. 5. Phaniae fragmenta cum Theophrasti ad Phaniam epistola S. 90, über Antisthenes, des Athenienses, Schriften über Homer S. 128, endlich eine Ausgabe des Commentars von Eustathius zum Dionysius S. 191, werden gelegentlich versprochen.) Die Schreibart Nymphodorus (nicht Nymphiodorus)

wird durch die Analogie bestätigt (über den Namen sind nachzusehen die von dem Vf. nicht benutzten *Sicula* von *Dorville* S. 543). Das Zeitalter des Syrakusaners wird nach einigen Fragmenten mit ziemlicher Genauigkeit um 350 v. Chr. festgesetzt. Von seiner Schrift *περίπλοι* welche einen *περίπλους* *Εὐρώπης* und *Ασίας* enthielt, sind die *Θαυμαζόμενα* oder *Θαυμάσια* des *Nymphodorus* nicht verschieden, sondern letztere waren ein Theil der Reisebeschreibung. Bey dieser Gelegenheit handelt der Vf. von den *περίπλοις* und *παράπλοις* im Allgemeinen, so wie von den verschiedenen Werken unter dem Namen *Θαυμάσια*, wunderbare Begebenheiten, *παράδοξα*, *ἀπίστα* und ähnlichen Titeln. Mit Recht werden dem *Aristoteles* (welchem die *Θαυμάσια ἀκούσματα* ziemlich früh untergeschoben sind) dem *Ephorus* und dem *Theopompus* eigene Werke dieser Art abgesprochen. Aus den letzteren haben Spätere Auszüge unter diesem Titel gemacht. Uebrigens liefert der Vf. einige Nachträge zu den bekannten Verzeichnissen der *περίπλοι* und der *Θαυμάσια*. Die Abhandlung über den *Nymphodorus* von *Amphipolis*, so wie über andere Beschreibungen der *νόμιμα* und *πάτρια* und über die andern *Nymphodore* ist weggeblieben und wird von dem Vf. später geliefert werden. *Diss. IV.* enthält *Νυμφόδωρον τοῦ Συρακοσίου λείψανα*, aus dem *Alian*, *Scholasten* des *Theocrit* und der *Odyssee*, *Athenaus*, *Stephanus Byz.* und *Natalis Comes* gesammelt und erklärt. Unter den Sacherklärungen verdient besonders der *Commentar* zu dem Sprüchworte *Πηγίνου δειλότερος* S. 187 ff. ausgezeichnet zu werden, woben an den Hasen auf den *Rheginischen Münzen* und an die *Paronomasie* *ριγίνος* von *ριγέω* erinnert wird. Genau wird auch S. 210 ff. von den *παίγνια* gehandelt, und *Mohnike* und andere berichtigt. Aber S. 194 ist die Ableitung des Wortes *μίμανλος* von *ἀνλή* qui habitat in mimis, totus est in illis ideoque arte eminent mit

der Bedeutung dieses letzteren Wortes, welches nie in einem solchen figürlichen Sinne vorkommt, unverträglich, und ohne Zweifel die Ableitung von *αὐλός* (wie in *φίλαυλος*) vorzuziehen, indem ursprünglich ein von Flötenspiel begleiteter *Mimus* darunter verstanden wird. Im 14. Fragmente erklärt der trockene und geistlose *Nymphodorus* die Weiber auf *Tenedos* bey *Troas* für die allerschönsten (*καλλίστας τῶν παναχοῦ γυναικῶν*) wie *Theophrast* die Weiber auf *Cuböa*, und *L. v. Hemmer* in seiner Schrift über die *Tenedier* hat nicht verfehlt dieses Zeugniß geltend zu machen. Ein Argument für *Hn. Penthilus*, welcher neulich den Vorzug an Schönheit in alter und neuer Zeit den *Inselgriechinnen* vindiciert hat, gegen *Hn. Prof. Kruse*, welcher darauf besteht, daß der goldene Apfel den *Spartanerinnen* gebühre. Doch hat der *Hr. Prof.* einen weit kompetenteren Richter, den *trojanischen Paris* für sich, welcher die *Insel Tenedos* vorbehey segelte, als er nach *Sparta* fuhr um sich eine Frau zu holen. (Wir verweisen auf den ersten *Excurs* in *Kruse's* Fragen über *Griechenland* Leipz. 1827 und wünschen, daß kein neuer *trojanischer Krieg* aus diesem Zwiste entstehe.) — Der dem Buche beygefügte *Index* hätte zweckmäßiger eingerichtet werden können, denn es sind alle citierten *Schriftsteller* mit bloßer Angabe der Seite angeführt, zu welchem Behufe ist nicht einzusehen. Der lateinische Ausdruck des *Vfs.* läßt viel zu wünschen übrig und seine Vorliebe für seltene und sonderbare Redeweisen (z. B. *per anserem* statt *me hercule*, oder *sane*) spricht sich auch in der Stelle der Vorrede aus, wo er dieselbe entschuldigt, *non defuturos opinor qui me admodum similiter atque uno modo pulegioque Latini sermonis paene nullo usum scripsisse clament* &c. Doch verspricht er für die Zukunft: *ab hac saltem parte minus ad carpendum materiae, si potero, relinquam.*

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. Stück.

Den 12. Julius 1827.

K o p e n h a g e n.

Julii Firmici Materni V. C. De errore profanarum religionum ad Constantium et Constantem Augustos Liber. Edidit Fridericus Münter, Episcopus Selandiae. Havniae. Anno ecclesiae Danicae millesimo. 1826. XXX u. 122 S. in 8.

Herr Bischof Münter hat sich durch diese neue von ihm besorgte und ausgestattete Ausgabe eines älteren kirchlichen Schriftstellers ein neues Verdienst um die christliche Gelehrsamkeit im engeren Sinne erworben, dessen Werth durch mehrere Umstände erhöht wird. Firmicus gehört ein Mal unter diejenigen älteren Schriftsteller, mit deren Existenz wir erst spät bekannt geworden sind. Erst im dreizehnten Jahrhundert findet man einen Firmicus Maternus zum ersten Mal von Honorius von Autun angeführt, aber als den Verfasser eines ganz anderen Werks angeführt, dessen sehr verschiedener mathema-

tisch = astronomischer Inhalt wie die Verschiedenheit der Sprache es sehr zweifelhaft macht, ob er auch Verfasser des vorliegenden war, wiewohl er in der Aufschrift von jenem mit der nämlichen Note eines V. C. (Vir Consular.) wie in der Aufschrift von diesem bezeichnet ist. Die vorliegende Schrift selbst wurde dann erst im sechszehnten Jahrhundert von Flacius aus einem alten Codex an das Licht gebracht, den er zu Minden in Westphalen aufgespürt hatte, und in diesem Codex, aus welchem sie Flacius im Jahr 1562 zu Straßburg abdrucken ließ, ist sie der Welt allein erhalten worden, denn bis jetzt hat sich keine weitere Handschrift davon entdecken lassen. Auch diese von Flacius aufgefundenene Handschrift hat sich wieder verloren; wenigstens weiß man nicht, wo sie hingekommen ist; schon bey diesen Umständen läßt sich aber voraus von einer neuen jetzt zu unserer Zeit auf die Schrift verwandten Bearbeitung eine reiche Erndte erwarten, so viel auch schon im siebzehnten Jahrhundert von mehreren, besonders niederländischen Gelehrten dafür gethan wurde: doch was darf man nicht bey der besonderen Beschaffenheit ihres Inhalts gerade von dem neuen Herausgeber erwarten, den sie jetzt gefunden hat? Bey diesem Inhalt der Schrift kann das Hauptgeschäft, das dieser darauf zu verwenden hat, bloß darin bestehen, daß er auf dasjenige aufmerksam macht, was darin auf die Geschichte der älteren heidnischen Religionen Bezug hat, die darin der christlichen gegenüber gestellt werden, und auf ihre Mythen, Symbole und Mysterien ein helleres Licht werfen kann. Durch die neueren darüber angestellten Forschungen hat der Gegenstand ein immer größeres Interesse erhalten; es hat sich aber auch dabey erprobt, daß

sich die immer noch dunkeln Partien davon nur durch die Hülfe einer sehr ausgebreiteten historisch-literarischen und antiquarischen Gelehrsamkeit aufklären lassen, und wen kann man nach diesem zu dem Geschäft für geeigneter halten, als den dänischen Huet? Der Herr Bischof hat indessen sein Verdienst nicht bloß darauf beschränkt, sondern er hat auch seinen Schriftsteller dazu benutzet, um über manches andere, was zu der religiösen und zu der politischen Zeitgeschichte gehört, mehr Licht zu verbreiten, so wie er seine sonstige Kenntniß von dieser wieder dazu benutzet hat, in manche dunkle Stelle seines Schriftstellers einen klaren und bestimmteren Sinn zu bringen. Dieser wird indessen vorzüglich dadurch schätzbar, weil sich in ihm der christliche Geist seiner Zeit so offen und unumwunden ausspricht, und die neue Richtung, welche ihm die von Konstantin vollendete Revolution im Staate gegeben hatte, mit seinem neuen Streben nach Alleinherrschaft so ehrlich-unverhohlen erkennen läßt. Die ganze Tendenz der Schrift geht ja nur dahin, die Söhne von Konstantin, die zwey neuen Regenten Konstantius und Konstans aufzufordern, daß sie die ihnen von Gott verliehene Macht eifriger dazu verwenden sollten, die Ueberreste des heidnischen Götzendienstes im Reiche schneller abzuthun, und damit das Christenthum früher nicht nur zur herrschenden, sondern auch zur einzig gedulteten Religion im Staate zu machen. War doch selbst der neue Geist schlau genug, den christlichen Eifer der Regenten auch durch die Vorstellung der Vortheile zu reizen, welche sie sich selbst durch die Confiscation der heidnischen Tempelschätze, und durch die Secularisierung der Tempelgüter machen könnten; nur unterließ Maternus nicht, ihnen dabey einen

Wink zu geben, daß sie auch den christlichen Kirchen etwas davon zuwerfen möchten, denn S. 112 schob er in seine Ermahnung: Tollite! Tollite securi, sacratissimi Imperatores! ornamenta templorum. Donaria universa ad utilitatem vestram — transferte! sehr bedachtsam zwischen vestram noch das Wort: Dominique hinein.

L e i p z i g.

Evangelischer Glaubensschild, oder vergleichende Darstellung der Unterscheidungslehren der beiden christlichen Hauptkirchen. Von Ludwig Sacreuter, Freyprediger und Lehrer an der zweyten Stadtmädchenschule zu Darmstadt. Mit einem Vorwort von D. Ernst Zimmermann. 1827. 264 S. in 8.

Ein zweyter einfacherer Titel: Katechismus der Unterscheidungslehren der römisch-katholischen und evangelisch-protestantischen Kirche, gibt von dem Inhalt dieser Schrift und von dem Eigenthümlichen ihrer Form eine weniger antike und doch bestimmtere Beschreibung; in Beziehung auf jenen und auf dieses stimmt aber Rec. allem demjenigen sehr willig bey, was Herr D. Zimmermann in dem Vorworte zu ihrer Empfehlung gesagt hat. Die Klasse von Lesern, für welche der Verfasser seine Schrift zunächst bestimmt hat — Vorr. S. XII. — der gebildete Bürger und Landmann, der Volksschullehrer und die in ihren religiösen Kenntnissen schon etwas vorgerückten Confirmanden können gewiß durch seine Anleitung in den Stand gesetzt werden, sich über die abweichenden Lehren beider Kirchenparteyen auch selbst zu unterrichten, und sich zu ei-

ner klaren Ansicht derselben zu verhelfen. Dieß hätte wohl auch ohne die catechetische Form geschehen können; daher möchten wir dem Verfasser kein besonderes Verdienst wegen dieser zuschreiben, wiewohl wir ihn wegen ihrer Wahl doch auch nicht tadeln, da sie bey jenen Lesern, die er im Auge hatte, schwerlich einen Anstoß erregen wird; aber sein Hauptverdienst, und ein sehr großes, finden wir darin, daß er es auch solchen Lesern möglich gemacht hat, sich zu einer wahren, zu einer richtigen, und zwar nicht nur im Großen, sondern auch im Einzelnen hinreichend richtigen Ansicht jener Unterscheidungslehren zu erheben. Bey manchen mußte er dabey auf Schwierigkeiten stoßen, welche theils die Natur der Lehren, deren genaueres Auffassen auch wissenschaftliche und gelehrte Kenntnisse voraussetzt, theils die Beschaffenheit der Leser ihm entgegenstellte, bey denen er diese eben so wenig voraussetzen, als er sie ihnen beyzubringen suchen durfte. Dennoch ist uns nicht leicht eine Lehre vorgekommen, bey welcher der Divergenzpunkt zwischen unserer und der katholischen Ansicht unrichtig von ihm aufgefaßt, oder in ein falsches Licht gestellt worden wäre. Wenn man auch hin und wieder auf eine weniger genaue Angabe, oder auf eine nicht ganz historisch-treue Erklärung wie S. 9 stößt, oder bey der Ausführung einiger Lehren, wie bey den Lehren von der Erbsünde, von der Rechtfertigung, von guten Werken und ihrer Verdienstlichkeit einige feinere Bestimmungen der Schulen vermißt, so betreffen doch jene meistens nur Nebenpunkte und die Weglassung von diesen schadet dem Hauptbegriffe nichts. Der letzte ist in jeder Lehre aus den symbolischen Bekenntnisschriften jeder Kirche selbst ausgezogen; das

her billigen wir es auch sehr, daß er das Hauptsymbol der katholischen, die *Professio fidei Trident.* von Pius IV. als Anhang S. 253 — 257 beydrucken ließ, wenn er aber S. 257 — 264 jenes neueste Formular einer Confession, das von der evangelischen Kirchenbehörde im Großherzogthum Baden für die neue evangelische Gemeinde zu Mühlhausen und Lehningen entworfen wurde, als zweyten Anhang mit der Aufschrift: Glaubensbekenntniß der evangelisch = protestantischen Kirche, beyfügte, so wird man es zwar als eine merkwürdige Urkunde nicht ungern hier finden, aber sich selbst bescheiden, daß es doch nicht ganz in eine Kategorie mit jenem gehört.

L o n d o n.

A Synopsis of the Diseases of the Eye and their Treatment: to which are prefixed a short description and a sketch of the Physiology of that Organ. By Benjamin Travers, Surgeon to St. Thomas Hospital. Second Edition. 1821. 462 Seiten in gr. 8. ohne die Vorreden, mit 6 sauber ausge-mahlten Kupfern.

Einer der verdientesten englischen Wundärzte, dessen Abhandlung on Iritis wir 1819 St. 109 zu würdigen suchten, gibt uns hier aus der Fülle seiner Erfahrungen über die meisten Augenkrankheiten ein etwas umfassenderes Werk. Wir beschränken uns einige der merkwürdigsten Bemerkungen des Verfs. aphoristisch anzuzeigen. Der *circulus Petiti* werde erschlafft wenn die Ciliar-Fältchen geschlossen, ausgedehnt wenn sie separiert werden. Ein Hr. Dr. Koget vermöge seine Iris

willkürlich zu bewegen. Der Vf. hob oftmals eine Unverträglichkeit des Lichtes in zwölf Stunden durch Blasenpflaster. Von der Heilung eines gangränösen Geschwürs der Hornhaut wird ein interessanter Fall erzählt. Eine verdunkelte Stelle der Hornhaut werde oft durch einen Stich mit der Staarnadel aufgeheilt. Der Nutzen des Quecksilbers gegen Iritis wird bestätigt. Die organic amaurosis sey von der functional A. wohl zu unterscheiden. Durch einen Schlag auf die linke Schläfegegend erblindete das rechte Auge, dagegen das linke vorher staarblinde Auge sehend ward. In zwey Fällen gelang die Heilung einer dem tic douloureux gleichenden Augenentzündung durch Arsenik, in welchen Opium den Paroxysmus nicht abzuhalten vermochte. Verschiedene wegen eines Kapselstaars mit der Nadel in der Kapsel gemachte Oeffnungen, bewirkten ein unterbrochenes Gesicht, so daß der Mond wie zerstückelt selbigem Auge erschien. Interessant ist die Geschichte der Blindheit des großen Dichters Milton. Ein abgebrochenes Stück einer Staarnadel sah Herr L. durch den humor aqueus aufgelöst werden, auch beobachtete er einen Mangel der punctorum lacrymalium. Die sogenannte cataracta humoris Morgagni sey eine eitle Hypothese, Steinchen in den Thränengängen gleichen denen in den Speicheldrüsen. Höchst wichtig sind die angeführten Beispiele, welche beweisen, daß mehrere zugleich vorhandene krebssige Blutschwämme von der Wegschaffung des hauptsächlichsten nicht abhalten dürfen. Laues Wasser wird bey Augenkrankheiten sehr gelobt. Selbst heißes Wasser vertrage das Auge. Gegen die Geschwüre der Hornhaut sey eine Auflösung des Höllensteins das beste Mittel, Calomel

dagegen höchlich zu meiden. Durch das Ausziehen eines kranken Zahnes ward offenbar eine amaurosis aufgehoben, dagegen das verfaulende Ausziehen auf der entgegengesetzten Seite, zwey Jahre vorher, amaurosis veranlaßte. Sehr nützlich bewiesen sich Blasenpflaster bey amaurosis. Electricität sah er in keinem Falle nützen. Vom Quecksilber glaubt er nur in frischen und schnellen Fällen Nutzen bemerkt zu haben. Saunder's und Ware's Methoden verdienen alles Lob. Das Beersche Staarmesser sey dem Benzelschen und Richterschen vorzuziehen. Die Goldsalbe sey ein excellentes Mittel. Daß die Absorbition des Meibomschen Schleimes das erste Stadium der so genannten Thränenfistel ausmache, sey eine bloße Hypothese. Wie das Einbringen eines metallenen Röhrchens bey der Thränenfistel nützen könne, sey unbegreiflich. Ueber den fungus medullaris und haematodes des Auges werden treffliche Bemerkungen und naturgetreue Abbildungen mitgetheilt, der Sitz derselben finde sich in den gefäßreichen Gebilden des menschlichen Körpers, am Auge daher, insbesondere in der Aderhaut, in der Hornhaut und in der Linse würden sie nicht angetroffen. In der Leiche einer amaurotisch gewesenen Person fand der Verfasser bloß die leeren Scheiden der Sehnerven, und alle Marksubstanz verschwunden. Eine genaue Erklärung der überaus schönen Abbildungen machen den Beschluß dieses nützlichen Werkes.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

111. Stück.

Den 14. Julius 1827.

M a r b u r g.

Bey Krieger: Geburtshülfliche Abhandlungen, nebst einer Nachricht über die academische Entbindungsanstalt zu Marburg, von Dr. Dietr. Wilhelm Heinr. Busch, Prof. d. Med. u. Geburtshülfe zu Marburg. Mit drey Abbildungen. 1826. IV und 333 Seiten in gr. 8.

Der Verf. bietet uns in dieser kleinen Schrift vier Abhandlungen dar, von denen drey bereits in verschiedenen Zeitschriften einzeln erschienen, zwey davon jetzt jedoch mit einem Nachtrage bereichert sind; die vierte aber, welche die Nachricht über die Entbindungslehranstalt zu Marburg, nebst dem zweyten Jahresberichte der Ereignisse in derselben enthält, ganz neu ist. Alle verdienen, ihrer Gründlichkeit wegen, in der That auch, durch ihre Vereinigung zu einem Ganzen der Vergessenheit entrissen zu werden, der bloße Journal-Aufsätze so leicht unterworfen sind.

§ [5]

I. Geburtshülfliche Betrachtungen über die Wendung. Diese Abhandlung beschäftigt sich in ihrem ersten Theile mit der Wendung auf die Füße, im zweyten mit der auf den Kopf, im dritten mit der Wendung durch äußere Handgriffe, und im vierten mit der Selbstwendung, worauf der Nachtrag folgt. Erstere, die Wendung auf die Füße bleibt, wie der Vf. mit Recht bemerkt, ungeachtet der Einschränkungen denen man sie in neueren Zeiten unterworfen hat, eins der fruchtbringendsten Hülfsmittel der Entbindungskunst. Wir können ihm jedoch nicht beystimmen, wenn er glaubt, daß üble Kopfstellungen und Gesichtslagen unbedingt aus der Reihe der Anzeigen zu dieser Operation wegzustreichen seyen. Es gibt allerdings Fälle dieser Art, in denen, auch ohne Gründe zur schleunigen Entbindung, die Wendung auf die Füße jedem anderen Verfahren vorzuziehen ist. Daß bey Schiefheit des Beckens, vermöge deren dieß auf einer Seite weiter als auf der anderen ist, und unzureichenden Wehen die Wendung auf die Füße öfters auch bey vorliegendem Schädel mit dem besten Erfolge vorgenommen wird, hätte bey Erwähnung der Anzeigen wohl Berücksichtigung verdient. Von der Wendung bey verengertem Becken überhaupt ist späterhin, im Nachtrage, die Rede. Der so genannten Wendung durch äußere Handgriffe, zu der uns W i g a n d wieder zurückgeführt hat, wiederfährt hier nicht ganz das gebührende Recht. Es stimmt, nach unserer Ansicht, mit dem Zwecke dieses Verfahrens nicht überein, es nur dann vornehmen zu sollen, wie der Verf. meint, wenn der zur Wendung auf die Füße angezeigte Termin noch nicht gekommen ist. Gerade dieser ist auch der rechte für jene Operation, indem früher, ehe der

Muttermund sich gehörig geöffnet, und die Blase sich gestellt hat, der vorgeschobene Kopf sich nicht wohl auf dem Eingange des Beckens festhalten läßt, wozu das Sprengen der Fruchthäute und kräftige Wehen, die ihn sogleich in jene Oeffnung so weit hineintreiben, daß er nicht wieder zurücktreten kann, wesentlich nöthig sind. Die zur Veränderung der ungünstigen Fruchtlage vorzunehmenden äußerlichen Handgriffe sind auch gerade während dieses Zeitpunkts um so weniger einer Gegenanzeige unterworfen, als sie, falls sie auch nicht gelingen, doch der nachherigen Wendung auf die Füße nicht im geringsten Eintrag thun. Was der Verf. über die Unterlassung der künstlichen Wendung, um die Selbstwendung der Frucht zu erwarten, sagt, stimmt mit unserer Ueberzeugung ganz überein; doch gibt es seltene Fälle in denen bey kleinen, tief in das kleine Becken in ungünstiger Lage eingepreßten, meistens nicht ausgetragenen, und schon todten Leibesfrüchten die so genannte Selbstentwicklung mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten ist, und in diesen dürfte, wie der Verf. es auch im Nachtrage zu dieser Abhandlung selber an gibt, das Abwarten der Wirksamkeit der Natur, so lange es ohne dringende Gefahr geschehen kann, doch der, gewöhnlich dann sehr gewaltsamen, Wendung auf die Füße vorzuziehen seyn. Die dringende Empfehlung, bey solchen Wendungen, bey denen es nur auf Lagenverbesserung, und nicht zugleich auf Beschleunigung der Geburt ankommt, nur einen Fuß in die Scheide herabzuführen, und so eine halbe Steißgeburt zu bewirken, wird durch den glücklichen Erfolg, den auch Ref. bey diesem Verfahren erhielt, vollkommen gerechtfertigt. Sehr bedenklich scheint es uns jedoch, nach Betschlers Vorschlag, die

Wendung auf den Steiß der auf die Füße vorzuziehen. Nur unter sehr günstigen Umständen kann dieß vortheilhaft seyn. — Unter Wendung auf den Kopf versteht der Verf. diejenige, welche durch Einführung der Hand in die Gebärmutter, mit der man den Kopf faßt, und auf den Eingang des kleinen Beckens stellt, vollführt wird. Zu ihrer glücklichen Bestreitung fand er besonders eine große Menge von Fruchtwasser, und hohen Stand der Frucht nothwendig. Bey wenigem Fruchtwasser, und wenn die Frucht tief, gleichsam auf dem kleinen Becken lag, war die Einführung des Kopfes zwar auch nicht schwer, aber der übrige Körper folgte seiner Bewegung ungerne, und behielt eine große Neigung seine vorige Lage wieder anzunehmen. Ganz besonders leicht und sicher gelang dieß Verfahren bey dem zweyten Zwillingskinde. Ueble Bildung des Uterus erschwerte es dagegen vorzugsweise, ja dieser darf nicht einmal durch ungleiche Zusammenziehungen seiner einzelnen Partien gelitten haben. Abfluß des Fruchtwassers, alle Gründe zur Beschleunigung der Geburt, und die Fälle, bey denen die Nabelschnur entweder schon vorliegt, oder ihr Vorfall zu fürchten ist, verbieten diese Operation, und machen die Wendung auf die Füße nöthig. Zur Herabführung des Kopfes hält der Verf. es am sichersten, mit der eindringenden Hand die Blase zu sprengen, und so, wenn man sie hoch genug hinauf geschoben hat, ihn über dem Hinterhaupte und Nacken zu fassen, und unter dem Abflusse des übrigen Fruchtwassers in einer sanft zurückziehenden Bewegung auf der oberen Beckenöffnung zu fixieren, bis daß die Zusammenziehungen des Uterus dieß bewirken. Bey wenigem oder bereits abgeflossenem Fruchtwasser zieht er jedoch die von D'Du-

trepont genau beschriebene Methode, den Kopf durch Aufwärtsschieben des schief liegenden Kumpfes herabzuleiten, vor. — In Betreff der Wendung durch äußere Handgriffe rath er jeden Druck zur mechanischen Lagenveränderung der Leibesfrucht zu vermeiden, und es bey einer zweckmäßigen Lage der Kreisenden, gelinden Reizungen des Gebärmuttergrundes, und den etwa erforderlichen medicinischen Hülfsmitteln bewenden zu lassen. Nach Ref. Ueberzeugung ist jedoch das methodische Streichen des Unterleibes, wobey der Hintere der Leibesfrucht gelinde gehoben, und der von außenher am vorderen Rande der oberen Oeffnung des kleinen Beckens fühlbare Kopf sanft nach innen geschoben wird, für das Gelingen der Operation, in den Fällen, in denen die eigene Thätigkeit der Gebärmutter bey einer guten Lage der Kreisenden nicht zureicht, unentbehrlich; selbst wenn ihren Zusammenziehungen dadurch auch nur die gerade hier nöthige Richtung ertheilt werden sollte, wozu das bloße Reiben des Muttergrundes nicht genügt. — Bey der Selbstwendung der Leibesfrucht unterscheidet der Verfasser mit Recht, die von freyen Stücken erfolgende Lagenveränderung derselben vor dem Abgange des Fruchtwassers; die nach demselben eintretende, ehe eine bedeutende Portion der Leibesfrucht in das kleine Becken herabgetrieben worden; und die Selbstentwicklung, die sich erst, nachdem sie schon größten Theils in dieses hineingepreßt war, ereignet. Ohne diesen Gegenstand zu erschöpfen, wie auch nicht seine Absicht war, sagt der Verfasser doch viel Lehrreiches darüber. Daß nach einer Selbstwendung nach abgeflossenem Fruchtwasser die Leibesfrucht immer todt zur Welt komme, fand Ref. nicht bestätigt, so wie er auch eine durch

Selbstentwicklung beendigte Geburt einer etwa achtmonatlichen todten Frucht beobachtete, wobey die Mutter nicht bedeutend litt, und sich bald darnach wieder erholte. — Im Nachtrage wird zu zeigen gesucht, daß ein räumlich beschränktes kleines Becken, bey einer Größe des geraden Durchmesser des Eingangs über drey Zoll, die Wendung auf den Kopf nicht verbiete, und ein allerdings merkwürdiger Fall als Beweis dafür aufgestellt. Nach Hef. Ueberzeugung kömmt es hierbey jedoch auf die Art der Verengerung des Beckens, auf die Größe des Kopfes, und auf die sonstigen Umstände an. Ist entweder ersteres schief, und deshalb auf einer Seite weiter als auf der anderen, und sind und bleiben dabey die Wehen schwach und unwirksam; oder ist jener ungewöhnlich groß, wohl gar mißgebildet oder gar einer monströsen Frucht angehörig, oder sind endlich diese so, daß sie jeden Aufschub der Entbindung verbieten, so wird man, ungeachtet der damit für die Leibesfrucht verbundenen Gefahr, doch immer zur Wendung auf die Füße schreiten müssen. Wahr bleibt es überdieß, daß bey mäßig verengertem Becken öfters der Kopf nach gebornem Kumpfe leichter zur Welt kömmt, als wenn er zuerst mit dem Schädel, oder gar mit dem Gesichte voran sich zur Geburt stellt, besonders wenn man nicht auf gehörig starke und anhaltende Thätigkeit der Gebärmutter rechnen kann.

Von der Selbstentwicklung der Leibesfrucht theilt der Verfasser ein paar merkwürdige Fälle mit, deren einer ihm die Ueberzeugung gab, daß dieß Ereigniß nach Indicationen abgewartet großen Nutzen gewähren könne. Anzeigen dieser Art sind aber Kleinheit der tief in das weite Becken eingepreßten, und mit dem Kopfe

nach vorne gelegenen Leibesfrucht, und kräftige Wehen, durch welche die Selbstentwicklung, bey übrigens vollkommenem Wohlseyn der Kreisenden, schon in den Gang gebracht worden ist, und gleichmäßig fortrückt.

II. Beiträge zur Lehre von der Perforation des Kopfes bey der Geburt. Mit guten Gründen verwirft der Verfasser die von Wigan vorgeschlagene Methode zu perforieren und zeigt sich dagegen in der Darstellung der seinigen als Meister. Die von ihm vorgeschlagenen sehr wirksamen hebelartigen Tractionen ließ Oslander d. ä. gemeinlich im Stehen vornehmen, und er nannte sie daher, sonderbar genug, stehende. Sie wurden jedoch auch nach den Umständen im Sitzen gemacht. Bey der wichtigen Untersuchung über die Anzeigen zur Perforation, im Nachtrage, übergeht der Verfasser die Hauptsache, nämlich den Willen der Mutter. In zweifelhaften Fällen, in denen entweder die Wahrscheinlichkeit eines guten Erfolgs für Mutter und Kind bey beiden Operationen, dem Kaiserschnitte und der Perforation, gleich geringe ist, oder der Vortheil bey der letzteren offenbar auf Seiten der Mutter ist, wenn gleich durch die erstere das lebende Kind mit Zuversicht erhalten werden könnte, kömmt es, selbst nach Grundsätzen des Rechts, wie Mittermaier erst kürzlich erwiesen hat, allein auf den freyen Entschluß der Mutter und nicht auf den Geburtshelfer an, welche Operation er vorzunehmen hat.

III. Beschreibung von zwey Fällen der Kaisergeburt bey Osteomalacie. Diese Abhandlung, zu der die drey Abbildungen gehören, ist unsern Lesern aus der Anzeige

des zweiten Bandes von Mendes Zeitschrift für die Geburtshülfe u. s. w., in der sie zuerst erschien, hinreichend bekannt.

IV. Nachricht über die Entbindungslehranstalt zu Marburg. Nach einer Uebersicht der Vorfälle in derselben vom 1sten May 1819 bis dahin 1825 wurden in diesem Zeitraume von sechs Jahren 774 Schwangere in der Anstalt entbunden, von welchen sieben Zwillinge gebaren. Von den Neugeborenen waren 385 Knaben, und 396 Mädchen. In der Schädellage stellten sich 742, mit dem Gesichte 8, dem Steiße 14, und den Füßen 3 zur Geburt; Queerlagen gab es 14. Die Zange wurde bey vorankommendem Kopfe 50 Mal und einmal nach gemachter Wendung auf die Füße angewendet. Einmal wurde die Perforation vorgenommen, zwölf Mal auf die Füße, und einmal auf den Kopf gewendet, und einmal erfolgte die Selbstwendung. Fünf und dreyßig meist unzeitige Früchte wurden todt geboren, fünf starben während der Geburt, und vier und zwanzig während des Wochenbettes der Mutter. Sechs Wöchnerinnen starben. Der zweyte Jahresbericht gibt eine Uebersicht der Vorfälle in der Marburger Entbindungs = Anstalt vom 1sten May 1820 bis zum 30sten April 1821. Obgleich in diesem Jahre nur 97 Schwangere entbunden wurden, so kamen doch manche lehrreiche Fälle vor, von denen der Verfasser drey und zwanzig auf eine sehr unterrichtende Weise näher beschreibt. Die Fortsetzung dieser Nachrichten haben wir in der allgemeinen Zeitschrift für deutsche Geburtshülfe zu erwarten.

Mde.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 14. Julius 1827.

P a r i s.

De la religion considerée dans ses Rapports avec l'Ordre politique et civil. Par l'Abbé F. de la Mennais. Troisieme Edition. 1826. 364 S. in 8.

Wir benutzen den Anlaß der neuen Ausgabe dieses Werks, das ohnehin eine etwas veränderte Gestalt und mehrere Zusätze darin erhalten hat, um eine der wichtigsten und merkwürdigsten, der kräftigsten und geistvollsten und eben dadurch auch der anziehendsten aller Parteyschriften, die seit der Restauration in Frankreich erschienen sind, unsern Lesern näher bekannt zu machen. Doch der Name und der Character einer Parteyschrift paßt nicht ganz darauf, denn ihr Verf. gehört wenigstens zu keiner der Parteyen, in die sich jetzt Frankreich getheilt hat. Er hat sich auf einen Standpunct gestellt, von welchem er auf alle, auf die ministerielle und auf die liberale, auf die rechte und linke Seite der Kammern, auf Konstitutionisten und Absolutisten, vielleicht auch auf Kongregationisten mit unverholnem und fast gleich-

G. [5]

chem Unwillen herabsieht. Er hat sich nämlich zu der höchsten und äußersten Spitze des Katholicismus erhoben, oder sich diesen in seiner möglichst weit getriebenen Spannung in der Maße zum einzigen Princip gemacht, daß er mit furchtbarer Konsequenz daraus folgert, jede Abweichung davon müsse zuletzt den Atheismus und zugleich auch die Auflösung aller bürgerlichen Ordnung unabwendbar herbeiführen, wie ja das Beispiel des Protestantismus bewiesen habe. Mit den Parteyen, welche dieß Princip verwerfen, hat er jetzt nichts zu thun, als daß er sie als die wissenden oder als die blinden Urheber aller der entsetzlichen Folgen denunciert, welche sich für Frankreich schon daraus entwickelt hätten, noch fortdauernd entwickelten, und in einer nahen Zukunft noch schauervoller entwickeln würden; aber auf diejenigen seiner Zeitgenossen scheint sein Absehen vorzüglich gerichtet, welche sich noch als die Vertheidiger des Katholicismus und der Religion im Königreiche herausstellten, und selbst mit Eifer dafür zu kämpfen schienen. Diesen zeigt er, daß sie bey ihrer entweder aus Mangel an Kraft oder aus Mangel an Einsicht herrührenden Unfähigkeit, oder bey ihrer aus schwacher Nachgiebigkeit gegen die Gewalt des Zeitgeistes, aus niedriger Selbstsucht, oder aus einer noch schändlicheren Quelle entsprungenen Unwilligkeit, consequent zu denken und zu handeln, der guten Sache der Religion und der Monarchie, welche immer nur eine sey und nur eine seyn könne, weit mehr als ihre erklärten Gegner geschadet hätten; aber er zeigt es ihnen mit einer solchen Allmacht der Logik, jetzt mit so erschütterndem Ernst, jetzt mit so brennendem Spott, und so schneidender Ironie, und zugleich mit so furchtloser Kühnheit, und mit so männlicher Erhabenheit über alle kleinliche Rücksichten, daß man sich

fast eben so oft zum Erstaunen, als zur unwillkürlichen Bewunderung hingerissen fühlt. Jetzt ist es einer der älteren Propheten, den man gegen die abgöttischen Könige seiner Nation und ihre Rathgeber, jetzt ist es Rousseau, den man gegen den Erzbischof Beaumont von Paris, jetzt ist es Pascal, den man gegen die Jesuiten sprechen zu hören glaubt, und doch ist es dabey immer der Franzose von Geist, von Geschmack und von dem feinsten Gesellschaftstact, den man zwischendurch hört.

Es versteht sich, daß es nicht unser Zweck seyn kann, mit dem Hn. Abbé über seine Ansicht von dem Katholicismus zu streiten. Das unbefugte Ueberspannte der Voraussetzungen, an denen er sich dazu erhoben hat, und das einseitig Aufgefaßte der historischen Thatsachen, durch welche er sie begründen zu können hofft, könnte leicht auch dem unbefangenen Katholiken fühlbar gemacht werden; wir glauben aber doch, daß er sich zu einer ganz ehrlichen Ueberzeugung davon hinaufgewunden hat. In der ganzen Schrift ist wenigstens dem Rec. nur eine einzige Stelle vorgekommen, die ihm etwas künstlich Gemachtes verrathen hätte — ein paar Complimente, welche S. 133 dem jetzigen Papste im Vorbeygehen gemacht werden — es ist jedoch sehr möglich, daß ihm auch diese nur ein redlicher Glaube abgedrungen haben könnte; daher wird es aber auch für unsere Leser desto interessanter seyn, nur den Herrn Abbé d. l. M. selbst, wie er in dieser Schrift leibt und lebt, kennen zu lernen. Zu diesem Ende dürfen wir den Inhalt der 10 Kapitel, in welche sie eingetheilt ist, bloß kürzlich angeben, und einige der Stellen auszeichnen, in welchen er sich am kräftigsten ausspricht.

Kap. 1. Zustand der Gesellschaft in Frankreich. Wenn England eine aristokratische Re-

publik ist, wofür man seine Regierung erkennen muß, denn nur Kinder können darin eine Monarchie sehen, weil es doch einen Mann in England gibt, den man König heißt, so ist Frankreich eine demokratische. Eine Aristokratie existiert hier gar nicht. Seine zwey Kammern sind bloß zwey Sectionen eines und eben desselben Körpers, die bloß durch eine künstliche Fiction getheilt sind, und dieser Körper ist das Volk, das durch sie die Souverainität ausübt. Das Ministerium ist bloß das öffentliche Organ — *l'action publique* — dieser souveränen Demokratie, der König aber ist — *un souvenir venerable du passé, l'inscription d'un temple ancien, qu'on a placée sur le fronton d'un autre édifice tout moderne.* S. 27 — 33. Wie nun aber jede Regierungsform ihren eigenthümlichen Character hat, so ist der Character der Demokratie eine beständige Mobilität. Alles ist darin in beständiger Bewegung, und alles verändert sich darin jeden Augenblick unter dem Conflict von Leidenschaften und Meinungen. S. 34. Eben deswegen muß aber in jedem großen Staate die Demokratie immer nothwendig das Christenthum verdrängen, denn die höchste und unveränderliche Autorität, die es in seiner religiösen Verbindungsform voraussetzt, verträgt sich schlechterdings nicht mit einer Autorität, welche sich in dem politischen Verbande jeden Augenblick ändert. Eine christliche Monarchie kann daher auch nie in eine Demokratie ausarten, ohne daß vorher das religiöse Princip in seiner tiefsten Wurzel verletzt worden wäre; und eine Revolution, die in der Kirche anfängt, muß immer und nothwendig auch auf den Staat sich verbreiten, durch den sie dann erst in der Kirche vollendet wird. So haben wir in Europa erst unter despotischen oder republikanischen

Regierungen die nationalen oder bürgerlichen Religionen entstehen und erwachsen gesehen, die nichts als Masken für den Atheismus sind. S. 36. Nun fährt er S. 37 — 47 der unseligen Wirkungen noch mehrere aus, die sich aus dem demokratischen Princip auch in der Gesellschaft, selbst auch in ihrem wissenschaftlichen und geistigen Zustande entwickeln müßten und auch in Frankreich bereits furchtbar entwickelt hätten, kommt jedoch bald zu der ersten unseligsten zurück, um sich den Uebergang zu dem zweyten Kapitel zu bahnen.

In diesem wird der Beweis geführt, daß die Religion in Frankreich ganz und gar außer der politischen und der bürgerlichen Gesellschaft, folglich der Staat ein atheistischer Staat ist, so viele tausende von Franzosen es auch geben mag, die eben so gewiß auch in einem christlichen Staate, als unter einer monarchischen Regierung zu leben glauben. Kommt denn — fragt er hier S. 50 — kommt denn der Name Gottes auch nur einmal in unseren Gesetzbüchern und in den Sammlungen unserer königlichen Verordnungen vor? Unsere Charte erklärt freylich, daß die katholische Religion die Religion des Staates ist, aber was bedeuten diese Worte? Kann man etwas anderes darin sehen, als eine einfache Angabe der Thatsache, daß sich die größere Anzahl der Franzosen zu der katholischen Religion bekennt, wenn die nämliche Charte erklärt, daß der Staat allen Religionsparteyen, die gesetzmäßig im Königreiche anerkannt sind, und ihrem Cultus einen gleichen Schutz zugestehet? Und genießen sie ihn nicht auch wirklich? Ernennet nicht dieser Staat selbst oder bestätigt er nicht wenigstens die Kirchendiener dieser verschiedenen Parteyen? Werden von ihm nicht alle Jahre eigene Summen zu ihrer Besoldung, wie zu

der Erbauung und Unterhaltung ihrer Tempel bewilligt? Genießen sie nicht die nämlichen Privilegien wie der katholische Clerus? ja werden sie nicht in manchen Hinsichten mehr als dieser begünstigt? 'Or — schließt er nun — l'état, qui accorde une protection égale aux cultes les plus opposés, n'a évidemment aucun culte, l'état, qui paie des Ministres pour enseigner des doctrines contradictoires n'a évidemment aucune foi, et l'état, qui n'a aucune foi, ni aucun culte, est évidemment athée.' S. 51. Aber — fährt er fort — hat man es nicht ganz laut behauptet, hat es nicht einer unserer ersten Advocaten im J. 1817 in einer öffentlichen Sitzung unseres höchsten Tribunals ganz laut behauptet, daß unsere Gesetze atheistisch seyen, und atheistisch seyn müßten? und haben nicht alle Sectionen des Cassationshofes unter dem Vorseye des Siegelbewahrers nach den Conclusionen dieses Advocaten damals entschieden? — Im J. 1824 fühlte sich die Regierung endlich gedrungen, gegen das so häufig gewordene Verbrechen des Kirchenraubes eine Verfügung zu treffen, denn ein Kirchenraub konnte vorher von unsern Tribunalen nicht als solcher gestraft werden — par ce que selon nos codes la maison de Dieu était considérée comme inhabitée. Man schlug also zuerst vor, sie wenigstens in eine gleiche Linie mit jenen Dertern zu stellen, in welchen unsere Hausthiere aufbewahrt werden, also unsere Tempel zu der Würde von Ställen zu erheben; aber man hütete sich auf das sorgsamste, in dem Gesetzworschlage darüber den Namen sacrilège anzubringen, und wenn er auch hernach in den Vorschlag hineinkam, der im Jahr 1825 durchging, so ist doch gar nicht von Gott darin die Rede, denn die Urheber des Vorschlags erklärten selbst, daß ein

Sacrileg kein Verbrechen gegen Gott, sondern nur gegen die Meinungen, gegen die Gefühle und gegen den Glauben der Völker sey, S. 54. Daß dieß auch der Minister der geistlichen Angelegenheiten, daß es auch Herr Fraissinous bey einer andern Gelegenheit selbst in der Kammer gestand, wird S. 65. 66 sehr bitter gerügt; bitterer wird aber S. 68 flg. gerügt, daß man der Religion in politischer Beziehung gar keinen Einfluß und gar keine Rechte — nicht einmal die Selbst-Administration ihrer Güter mehr gelassen, und sie auch von jeder Einwirkung in bürgerliche Verhältnisse ausgeschlossen hat. Ist es nicht — fragt der Verfasser — ist es nicht der Atheismus, der bey uns allen Handlungen des menschlichen Lebens vorsteht? Ein Kind wird geboren; man trägt es in die Register ein, *comme à l'entrée de nos villes les animaux soumis à l'octroi*. Nichts, was der Staat dabey vorgeschrieben hat, erinnert an die Natur des neuen Wesens, das nach dem Bilde Gottes gemacht ist, nichts an die Schicksale, die es erwarten, und nichts an die Pflichten, die es zu erfüllen hat. Es kann aufwachsen, ohne daß ein Himmelswort an seiner Wiege ausgesprochen worden ist, und es kann sterben, ohne eine andere Religion gekannt zu haben als den Götzendienst des Egoismus, eine andere Moral, als die Moral unserer Criminalgesetze und eine andere Gottheit als den Scharfrichter. — Bey allen Nationen, selbst bey den rohesten, hat die Ehe einen geheiligten Character, denn das erhaltene Angedenken an ihre ursprüngliche Einsetzung hat die Menschen überall gelehrt, daß es nur Gottes Macht ist, welche das geheimnißvolle unauflöbliche Band knüpfen kann, das den Gatten mit der Gattin vereinigt. — *‘Pour nous, peuple sans Dieu — nous avons chargé un*

adjoint de village, d'accomplir, loin de l'autel l'oeuvre de la toute puissance, de lier à jamais les destins de l'homme à ceux de la compagne, qu'il s'est choisie, d'enchaîner les caprices de son coeur, de créer la famille, la puissance paternelle, les devoirs des enfants; car, s'il ne fait pas toutes ces choses, le mariage, dont il est le ministre, n'est qu'un concubinage légal, une véritable prostitution. — Aber kommen wir erst an die letzte Scene von dem traurigen Drama des Lebens in atheistischen Gesellschaften! Das Gesetz kennt weder Tröstungen noch Hoffnungen die es dem Sterbenden geben könnte. 'Hors de la terre il n'y a rien pour elle. Ses sollicitudes touchent à leur terme; elle n'a plus à s'occuper, que de quelques soins de voirie. Un officier public vient constater la mort. Il déclare, qu'appelé en tel lieu, il y a vu un cadavre; on écrit sur un registre le nom du décédé; deux fossoyeurs font le reste.' S. 72. Jetzt kann man sich schon selbst vorstellen wie es im dritten und vierten Kapitel donnern und bliken mag, in welchem gezeigt wird, wie sich der Atheismus aus dem Kreise der politischen und der bürgerlichen Ordnung auch in die häusliche Gesellschaft und die Verhältnisse des Familienlebens hinüber gezogen hat, und wie jetzt die Religion in Frankreich in dem Auge des Gesetzes eine bloße Administrationssache geworden ist. Zuerst bedauert hier der Herr Abbé S. 75 die schwache Gutmüthigkeit so mancher Freunde, welche die Religion noch in Frankreich habe, die sich, wie selbst Herr Vicomte de Bonald, mit der Einbildung schmeichelten, daß mit dem neuen Jahrhundert ein neuer religiöser Geist in der Gesellschaft erwacht sey und das Christenthum mit jedem Tage weitere Fortschritte mache. Ja, sagt

er nun, aus mehrern Zeiterscheinungen mögen wir schließen, daß der Kampf zwischen dem guten und zwischen dem bösen Geist hier und da wieder beginnt; aber daraus dürfen wir noch auf kein Vorherrschen des guten Geistes schließen, sondern der Kampf und der ganze Gang des Kampfes beweist vielmehr, daß der gute Geist, anstatt zu herrschen, dahin gebracht ist, sich vertheidigen zu müssen. Auch ist ein unermesslicher Unterschied in der Stellung der kämpfenden Parteyen gegen ihre ehemalige eingetreten. Der offene Krieg des Atheismus gegen die katholische Religion fing schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts an, aber damals konnte er von ihm nur mit zerstreuten, fast noch gar nicht organisierten Truppen, und mußte zugleich gegen die öffentliche Gesellschaft geführt werden, die damals, wenn auch nicht in ihren Gliedern, doch in ihren Gesetzen, in ihren Instituten, in ihren Gebräuchen und in ihren Maximen noch christlich war. Jetzt hat sich hingegen der Atheismus der ganzen Gesellschaft bemächtigt, jetzt greift er die Religion mit der ganzen Macht an, die ihm auch die Gesellschaft leiht, die Religion aber kann sich nur noch durch einzelne isolierte Individuen gegen ihn vertheidigen, und wie lange kann, wie lange wird sie, dem verderbenden Einflusse des Staates selbst ausgesetzt, in diesen Individuen sich halten? 'Car — hier mag der Herr Abbé wieder selbst sprechen — *quel est le peuple, dont la foi pût résister à des lois, athées, et à l'influence continuelle d'un gouvernement, à qui toute croyance est indifférente. Quand on le voit payer également les cultes les plus opposés, que voulez-vous, que pense la multitude toujours déterminée par l'exemple. Incertains de ce quelle doit croire elle*

s'affranchit bientôt de la pratique gênante des devoirs religieux: elle deserte l'église pour tous les lieux, où les passions l'appellent, et privée d'instruction, de conseils, de règle de conduite elle tombe rapidement dans une ignorance profonde, et dans des habitudes brutales. Le repos du jour saint n'est plus gardé, et en cela on ne fait qu'imiter l'administration même: le dernier signe de communion, qui existe entre les peuples, au milieu de tant de cultes divers, disparoit. Cependant la depravation va croissant: les liens de la famille se relâchent, ou plutôt l'on ne connoit plus ni mariage ni paternité; un homme a sa femelle et ses petits, voilà tout, et encore souvent ne scait on, à qui ils appartiennent. Les vices se propagent: on les étale sans honte à tous les yeux. Ils entourent l'enfant dès le berceau et leur hideuse nudité n'inspire, ni horreur, ni étonnement. Au sens moral, à peu près éteint, succède une sorte de mouvement aveugle, qui pousse stupidement des êtres dégradés vers tout ce qui promet quelque jouissance à leurs grossiers appétits. Quelquefois un instinct féroce se développe en eux; ils ont soif du sang et des forfaits inouis épouvantent le monde S. 82. 83. Nun kommt aber Herr I. M. erst darauf, wie planmäßig man das Corruptionssystem der Jugend organisiert und ihre Erziehung zur Irrreligion eingeleitet, indem man ihren Unterricht mit dem ganzen Schulwesen der Kirche und selbst schon ihrer Aufsicht entzogen, und für reine Staatssache erklärt habe. Dabey kommt S. 87 der Hr. Minister von Corbiere am schlimmsten weg, denn dieser hatte sich einmal in einer Sitzung der Pairskammer die

Aeußerung entfallen lassen, daß der öffentliche Unterricht in Frankreich eine politische Staatsanstalt, und daß er dieß von jeher gewesen sey, weil man es hier immer als *Maxime* angenommen habe, daß es Pflicht und Sache des Staats sey, für die Erziehung zu sorgen; dafür wird er hier aber aus dem *Moniteur* belehrt, daß erst der Nationalconvent im J. 1793 die schöne *Maxime* aufgestellt, und freylich auf den Vorschlag einer der Corbierischen nicht weit nachstehenden ministeriellen Autorität auf den Vorschlag des würdigen — Danton aufgestellt habe. Mit lustigem Spotte wird hingegen S. 89 ein Antrag des Hn. Marquis von Lally Tollandal berührt, worin er es den Ministern besonders an das Herz gelegt hatte, daß sie auch für die Bildung französischer Bürgerinnen sorgen, und ihnen zu diesem Ende schon in der Kindheit die Charte als zweytes Lesebuch, und sogleich darauf als drittes die Bossuetische Vertheidigung der vier Propositionen der gallicanischen Kirche vom J. 1682 in die Hände geben sollten. Ohne Spott, jedoch mit brennendem Ernste, wird aber nach der weiteren Entwicklung dieser und anderer aus dem demokratisch-atheistischen Princip ausgeflossenen Folgen noch besonders bemerklich gemacht, daß es nicht nur in die Geseze *Panarchie la plus hideuse*, sondern auch in die Administration einen Despotismus gebracht habe, *tel, qu'il n'en exista jamais de si funeste et de si degradant*. Ja — ruft der Vf. S. 96 im glühendsten Unwillen aus — *'A la seule vue de ce supplice, car c'en est un, on seroit tenté de croire, qu'il y a des crimes, pour lesquels la justice supreme condamne les peuples à être étouffés dans la boue!'* Gewiß — schließt er nun S. 100 — wir sind weit herabgekommen, so weit herabge-

Kommen, daß man kaum begreift, wie es möglich seyn kann, noch tiefer zu sinken. Eine Nation kann verdorben werden. Sie kann selbst, wenn ihr Verderben eine gewisse Stufe erreicht hat, völlig zu Grunde gehen. Dieß hat man schon gesehen; aber daß ein Volk mit systematischer Besonnenheit jedes geistige Princip aus seinen Gesetzen ausstößt, und jede religiöse, mithin auch jede moralische Wahrheit hinaus wirft, dieß ist eine ganz neue Erscheinung in der Geschichte der Menschheit, von der man sonst noch kein Beispiel gesehen hat. Und doch — setzt er hinzu — ‘je m'étonne moins encore de cette prodigieuse dégradation, que de l'espèce de l'orgueil, qu'elle inspire à certains êtres, qu'il faut bien appeller humains, puisqu'il leur reste la figure et le langage des hommes.’

Doch dieß mag hinreichend seyn, unsere Leser, die bisher den Hn. Abbé la Mennais bloß aus seinem Rufe gekannt haben, sattfam zu überzeugen, daß der Mann wahrhaftig seinem Rufe steht, und daß ihm dieser eher zu wenig als zu viel gegeben hat. Weitere Auszüge verbietet uns unser Raum; daher mag bloß noch der Inhalt der sechs weiteren Kapitel, aus denen die Schrift besteht, kurzlich angegeben werden. Kap. V. S. 107 — 135. Folgen des demokratischen Princips in Frankreich in Beziehung auf die Regierung der Kirche, und auf die Verhältnisse der Bischöfe zu dem Papst als dem Mittelpunct der kirchlichen Einheit. Gar übel kommt hier wieder der Minister des Inneren Hr. Corbiere wegen einer Verfügung weg, worin er wie einer seiner Vorgänger, Hr. Lainé, die Bischöfe über einen die Lehre betreffenden Punct instruiert hatte, denn gewiß, sagt er, ist es un des plus curieux phénomènes de notre siècle, que deux avocats aient tenté

de singer Henri VIII. S. 123. Auch der Hr. Bischof von Hermopolis — un Prélat, que depuis trois ans nous ne nommons jamais qu'avec une douleur profonde — bekommt S. 127 eine höchst bittere Lektion, denn er hatte in einer ministeriellen Instruction die Bischöfe daran erinnert, daß keine päpstliche Acte in dem Königreiche publiciert werden dürfe, ohne vorher in der gehörigen Form verificiert zu seyn. Kap. VI. Von dem Papste. S. 136 — 182. Ausführung der drey Sätze: Kein Papst, keine Kirche! Keine Kirche, kein Christenthum! Kein Christenthum, keine Religion, wenigstens für ein Volk, das einmal christlich war, und folglich auch keine Staatsgesellschaft. Kap. VII. Von den Freyheiten der gallicanischen Kirche S. 183 — 290. Die Charte, welche die französische Kirche über ihre angeblichen Freyheiten aufweist — die Declaration ihres Clerus vom J. 1682 ist nur das Document und die Acte worin sie selbst ihre Knechtschaft anerkannt hat! — Kap. VIII. Von Nationalkirchen S. 291 — 323. Es gibt keine, und es kann wenigstens keine christliche geben. Das Christenthum — dieß erkennt selbst Rousseau — ist seinem Princip nach eine Universalreligion, est l'institution sociale universelle, die nichts ausschließendes, nichts locales, nichts dem einen Lande mehr als dem andern angemessenes hat. Kap. IX. Betrachtungen über einige besondere Maaßregeln der Regierung in Beziehung auf die Religion. S. 324 — 350. Ueber die gesetzmäßige Dotationsart der französischen Kirchen, denen jetzt alle Jahre die Fortdauer ihrer Existenz in dem Budget so großmüthig von dem Staate zugesichert, aber nur für ein Jahr zugesichert wird. Ueber die Aufnahme von drey Prälaten in den Staatsrath und die Erhebung einiger Bischöfe zu der Pairswürde. Das erste

ist aber bloßer Spott, wie jederman gefühlt hat, und das andere setzt die Religion wie die geistlichen Päpste selbst einer Menge von Inconvenienzen aus, sie mögen nun in der Kammer sprechen oder schweigen. Bisher haben sie fast immer geschwiegen und dieß wird wohl auch in Zukunft fast immer der Fall seyn, aber dieß gibt ihnen keinen kanonischen Grund, sich des Jahrs sechs Monate hindurch von der Residenz in ihren Diocesen zu dispensieren; denn schweigen könnten sie eben so gut auch in diesen. — Ueber die Anstellung eines eigenen Ministeriums für die kirchlichen Angelegenheiten. — Sie hat nichts bewirkt, als eine gefährlichere Unterdrückung der Kirche, da diese dadurch das eigene Werkzeug ihrer Knechtschaft geworden ist. X. Schlusskapitel S. 350 — 362, das mit einer Apostrophe an die Fürsten und Regierungen endigt, in welcher man wenigstens etwas von dem alten Prophetengeist erkennen muß. Er kündigt ihnen an, daß ihr Untergang unabwendbar ist, und daß kein einziger Thron in Europa stehen bleiben wird, wenn sie sich nicht schnell durch die engste Verbindung mit der Kirche aus der falschen Stellung herausreißen, in die sie sich selbst gebracht haben. Beharren sie indessen — setzt er hinzu — in unheilbarer Verblendung darauf, sich in den Abgrund zu stürzen, an dessen Rande sie stehen, so wird zwar die Kirche darüber seufzen, aber keinen Augenblick über dasjenige zweifelhaft seyn, was sie selbst dabey zu thun hat. Sie wird sich aus dem Wirbel der menschlichen Gesellschaft zurückziehen, die Bande ihres Vereins enger zusammenziehen, in ihrem eigenen Kreise durch eine freye und furchtlose Ausübung ihrer göttlichen Autorität Leben und Ordnung erhalten, von Menschen nichts mehr fürchten und nichts mehr

hoffen, sondern in Ruhe und Geduld erwarten, was Gott über das Schicksal der Welt beschließen wird. Ist es nun — doch diesen weissagenden Epilog mag noch der Prophet selbst sprechen: 'S'il est dans ses dessins, que le monde renaissse, alors voici, ce qui arrivera. Après d'affreux desordres, des bouleversemens prodigieux, des maux tels, que la terre n'en a point connus encore, les peuples épuisés de souffrance regarderont le ciel. Ils lui demanderont de les sauver et avec les debris épars de la vieille société l'Eglise en formera une nouvelle. — Si au contraire ceci est le fin et que le monde soit condamné, au lieu de rassembler ses débris, ces ossemens de peuples et de les ranimer, l'Eglise passera dessus, et s'élevera au séjour, qui lui est promis en chantant l'hymne de l'éternité.'

£ δ w e n .

Car. Christ. Sigism. Bernhardi commentatio de caussis quibus effectum sit, ut regnum Judae diutius persisteret quam regnum Israel. Ex sententia nobilissimi Ordinis Philosophorum et Literatorum in academia Lovaniensi praemio ornata. Cum tabula geographica. 1825. XVI und 124 Seiten in 4.

Der beste Theil dieser Abhandlung ist die genaue, nur mit dem Thema zu entfernt zusammenhängende Beschreibung des Locales der beiden Reiche und ihrer Hauptstädte, woben der Verfasser selbst auf Moses Grenzenbestimmung zurückgeht. Er magt in geographischer Hinsicht

auch einige neue Vermuthungen, z. B. S. 13 daß מִיַּם הַחַיַּת Jos. 13, 5. 6. einerley sey mit dem Brunnen Salomos (der aber nach des Ref. Meinung nie in der Bibel vorkommt, sondern erst von spätem Bewohnern Palästinas seinen Namen erhalten hat) und Tyrus, welche Vermuthung jedoch zu kühn und unbeweisbar ist. Was die Frage selbst betrifft, so hätte genauer zwischen den natürlichen und den vom religiösen und israelitischen Standpunkte aus gegebenen Ursachen der längern Dauer des südlischen Reichs unterschieden werden müssen. Der Verfasser der Bücher der Könige schreibt den frühern Untergang des nördlichen Reichs bloß seinem Götzendienst zu; und diese Erklärung der Ursachen ist aus dem Erfolg geschlossen und aus dem religiös-paränetischen Zwecke der Bücher der Könige zu erklären. Indes klagen doch auch Juda's Propheten wiederholt über Götzendienst in Juda; und wäre Sanherib nicht nach seinem Unfalle vor Jerusalem von seinen Söhnen ermordet und das assyrische Reich so plötzlich in Ohnmacht herabgesunken, wie wenig später würde Jerusalem gefallen seyn? Einige natürliche Ursachen, welche den Sturz Samariens beschleunigen konnten, z. B. weil Samarien nach seiner Lage in einer fruchtbaren Gegend sehr leicht, Jerusalem aber als in einer öden Gegend gebaut schwerer erobert werden konnte, werden vom Verfasser nicht ohne gute Beurtheilungsgabe zusammen gestellt; so daß man der Arbeit nur noch eine Uebearbeitung und schärfere Benützung der prophetischen Bücher wünschen kann.

G e t t i n g e n s e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.

D e n 16. J u l i u s 1 8 2 7.

H a m b u r g.

Neuer Abdruck der vier Hauptgrundgesetze der Hamburgischen Verfassung mit vorausgeschickter erläuternder Uebersicht. 318 S. 8. — Nachtrag zum neuen Abdrucke der vier Hauptgrundgesetze; betreffend 1) die ältern Reccessen, 2) die Buhrsprache und 3) Zusätze zu der den vier Hauptgrundgesetzen vorausgeschickten erläuternden Uebersicht. 1825. 367 S. 8. — Supplementband zu dem neuen Abdrucke etc. und dessen Nachtrage; mit einer Anlage, die Verhandlungen über die Verfassung der freyen Hansestadt Bremen. 1826. 424 S. 8.

Die hier abgedruckten Fundamentalgesetze der Hamburgischen Verfassung, waren fast zur Seltenheit geworden, wenigstens im Buchhandel nicht mehr zu haben; es kann also wohl nicht bezweifelt werden, daß ein Wiederabdruck derselben zum wahren Bedürfniß geworden war. Der Verf. hat sich aber nicht damit begnügt einen bloßen Abdruck zu veranstalten; er hat vielmehr den einzelnen Fundamentalgesetzen eine Ein-

leitung vorangeschickt, in der er eine Uebersicht ihrer Entstehung und ihres Inhalts gibt, und dadurch den Gebrauch derselben ungemein erleichtert. Die Gesetze selbst hat er mit gewissenhafter Treue abdrucken lassen; über seine eigenen Bemerkungen spricht er mit einer vielleicht zu großen Anspruchslosigkeit. Die Hamburgische Verfassung gehört zu denen, die nicht durch eine einzige geschriebene Constitution geformt ward; sondern die durch Zeitumstände sich bildete; wobey jedoch zuweilen Umstände eintraten, welche partielle Gesetzbestimmungen nöthig machten; auf eine ganz ähnliche Weise wie auch die brittische Verfassung sich gebildet hat. Es ist sehr lehrreich für die jetzige Zeit, in der man so gern Constitutionen als Recepte verschreibt, durch welche die Krankheiten des Staats geheilt werden sollen, durch Beyspiele zu zeigen, daß auch auf jenem Wege Staaten zu einer glücklichen Verfassung gelangen können. Die jetzigen Grundgesetze des Hamburgischen Staats sind noch nicht viel über ein Jahrhundert alt; sie sind die Früchte einer kaiserlichen Commission, welche bey der damals herrschenden innern Unruhe zu deren Beylegung durch Kaiser Joseph I. im Jahr 1708 nach Hamburg geschickt wurde. Das erste derselben ist bekannt unter dem Namen: Neues Reglement der Hamburgischen Rath- und Bürgerconvention de dato 4. Junius 1710. Der Hauptzweck desselben ist das Verhältniß zwischen Rath und Bürgerschaft zu bestimmen. Nachdem der Verf. in einer ausführlichen Einleitung den Inhalt desselben in acht Titeln auseinander gesetzt hat, folgt S. 57 der Abdruck des Gesetzes selbst; mit den durch den Rath und Bürgerschluß vom 22. Sept. 1712 angenommenen Randbemerkungen. Das zweyte Gesetz ist der Unions-Recess der Collegien von dem letztgenannten Jahre.

Es setzt die Rechte und Verhältnisse der bürgerlichen Collegien, das der Oberalten, der Sechziger, und der Diaconen, oder der Hundert und achtziger auseinander. Diese Collegien überhaupt sind die beständigen Bevollmächtigten der Bürgerschaft, die für die Erhaltung ihrer Rechte, und die Wohlfahrt der Stadt zu sorgen haben, damit die Bürgerschaft nicht allemal selbst zusammen zu kommen braucht. Die Uebernahme dieser Stellen, welche man nach der angeführten Ordnung erhält, ist für die Gewählten Bürgerpflicht; unter Verlust des Aufenthalts in der Stadt, und ihres dortigen Grund-Erbes. Sie zusammen bilden also die erhaltenden Behörden, mit denen der Rath in den vorgeschriebenen Fällen sich berathen muß. So wie es ihnen auch zugesteht, die Anträge des Senats an die Bürgerschaft zu prüfen und zu erörtern. Die Einleitung setzt auch hier das Einzelne auseinander, ehe der Receß selber folgt. Das dritte Grundgesetz ist der Haupt-Receß von 1712. Der Zweck dieses Recesses, der von der k. Commission der Bürgerschaft vorgelegt, und nachdem er von dem Collegio der Sechziger und einem Ausschuss von Hundertmännern geprüft war, von der Bürgerschaft bestätigt ward, war, daß er nicht allein die Hoheit der Stadt und ihre Regierungsform bestimmen, sondern auch die hauptsächlichsten Zweige der Verwaltung, denen es an festen Bestimmungen fehlte, durch neue gesetzliche Vorschriften ordnen sollte. Endlich das vierte Grundgesetz ist der Unions-Receß des Senats vom Jahr 1710. Es werden darin sowohl die Pflichten als die Rechte des Senats in einer kräftigen Sprache festgestellt.

Diese vier Gesetze bilden die Grundlagen der jetzt bestehenden Verfassung. Da sie sich jedoch nicht selten auch auf die ältern Recesses (die zwischen Rath und Bürgerschaft abgeschlossenen Ver-

träge) beziehen, so schien auch eine Kunde von diesen für die Vollständigkeit der Erörterung der Verfassung nothwendig zu seyn. Diesem Mangel nun sollte der Nachtrag abhelfen; jedoch so, daß diese früheren Reccessse vom Jahr 1410 an, bis 1618, deren zwölf sind, nur im Auszuge, wenn gleich oft mit den eigenen Worten der Urkunde, die folgenden sechs jedoch bis 1699 vollständig gegeben wurden. Auf diese folgen noch die Buhrsprachen (d. i. Policyordnungen) von 1594 und 1596. Den Schluß dieses Theils machen aber Zusätze und Verbesserungen zu der erläuternden Uebersicht der vier Hauptgrundgesetze. In der Vorrede zu diesem Bande werden auch noch die Veränderungen bemerklich gemacht, welche der Untergang des deutschen Reichs in der Verfassung hervorgebracht hat. Wenn gleich dadurch Hamburg ein souveräner Staat in dem deutschen Bunde wurde, so ward doch in der Verfassung wesentlich nichts verändert, als in so fern auch den Reformierten und Catholiken gleiche politische Rechte, zum Theil schon von der Bundesacte, und demnächst auch der Eintritt in den Senat, bewilligt ward. Bey den oben erwähnten Bürgercollegien findet es Schwierigkeit, weil diese eigentlich an die Kirchspiele geknüpft sind.

Zu diesen beiden Bänden kam nun noch der Supplementband. Er enthält nämlich erstlich die vollständigen Reccessse, wovon in dem vorigen Bande nur der Auszug gegeben war; jedoch so, daß um sie allgemein lesbar zu machen, sie aus dem Niederdeutschen in das Hochdeutsche übertragen wurden. Außerdem einige einzelne Bürgerschlüsse; und zuletzt die im Jahr 1708 der kaiserlichen Commission übergebenen Beschwerden des Raths und der Bürgerschaft; ein sehr wichtiges historisches Actenstück, wodurch die vier Hauptgrundgesetze, welche

die Folge davon waren, in ein viel helleres Licht treten. Die am Schlusse beygefügteten Verhandlungen der freyen Stadt Bremen, über Verbesserungen ihrer Verfassung, sind sehr interessant durch die Umsicht und den Patriotismus mit dem sie geführt wurden. Es waren hier aber weit größere Schwierigkeiten zu besiegen; da die Verfassung dieser Stadt viel weniger als die Hamburgische durch gesetzliche Bestimmungen ausgebildet war; auch sind (so viel wir wissen) diese Schwierigkeiten bisher noch keineswegs völlig beseitigt worden.

Für das Studium der Hamburger Verfassung liegen nun in diesen drey Bänden die Materialien vollständig vor Augen. Aber nur ein geringer Theil der Leser kann und will ein eigentliches Studium daraus machen. Für das größere Publicum wäre es daher unsers Erachtens noch immer sehr wünschenswerth, daß nun aus diesen Materialien eine einfache Darstellung der bestehenden Verfassung entworfen würde; um so viel wünschenswerther, je glücklicher sich das Volk bey dieser Verfassung fühlt. Es ist unglaublich, was für schiefe Vorstellungen davon im Auslande, selbst bey Statistikern, herrschen! Haben wir doch noch kürzlich in einem sehr beliebten statistischen Taschenbuche gelesen, daß die Verfassung von Hamburg zwar der Theorie nach meist demokratisch; aber in der Praxis sehr oligarchisch sey! Sn.

U m s t e r d a m.

Bij J. C. Sepp en zoon: Flora Belgii septentrionalis, sive Index plantarum indigenarum, quae hucusque in VII provinciis foederatis repertae sunt. Vol. I. Plantas phanerogamas continens (auch mit holländischem Titel). Door H. C. van Hall (jezt Professor

der Oekonomie zu Groningen) 1825. XX und 748 Seiten in 8. (Die zweite Abtheilung dieses Bandes ohne besondere Jahrszahl ist 1826 erschienen).

Eine reiche charakteristische Flora wird in dem aufgeschwemmten, überaus cultivierten Lande niemand erwarten. Allein da seit Gorter (1781) die Flora der sieben Provinzen nur einzelne Beiträge erhalten hatte, war eine neue umfassende Bearbeitung derselben im Lande Bedürfnis; und auch der Ausländer, dem es um Kenntniß der Verbreitungskreise der Pflanzen zu thun ist, wird sie dankbar anerkennen.

Sie ist zugleich lateinisch und holländisch geschrieben, doch sind mit Recht die Synonyme dem lateinischen, die Standorte dem holländischen Text vorbehalten. Die Diagnosen sind meist aus bekannten Werken entlehnt; Beschreibungen fehlen; eigne Beobachtungen sind sparsam eingestreut. Auf Verdienst und Kritik macht aber auch der bescheidene Verfasser keinen Anspruch. Er hat fleißig zusammen getragen, was sich in Büchern vorfand, was Freunde handschriftlich oder in Natur ihm mitgetheilt, und was er selbst gefunden. In der Literatur vermisste ich nur Gilibert *Exercitia phytologica*, bekanntlich eine vergleichende Flora von Litthauen und Leiden, und Ehrharts Reise nach Bentheim und Holland, im zweyten Bande seiner Beiträge. Beide scheinen dem Verf. ganz unbekannt zu seyn. Denn so heißt es unter andern S. 47: 'Aanm. Ehrhart geeft ons de *Scirpus squarrosus* gevonden tusschen Hardenberg en de Venbrug als eene nieuwe soort op. Men zie de *Algem. Geneesk. Jaarb. D. II. St. 1. p. 111.*' — Diese Zeitschrift kann Ref. nicht nachschlagen; allein in Ehrharts angeführter Reise heißt es Seite 151: 'Nicht weit

von Bennebrücke war ein Torfmoor, darauf *Stellaria graminea palustris* und *fontana*, *Schoenus albus*, *Sch. fuscus*, *Scirpus caespitosus* und *Juncus squarrosus* standen.' — Jener völli-
 g unbekante *Scirpus*, den Ehrhart gefunden
 haben soll, ist demnach ohne Zweifel der bekann-
 te *Juncus squarrosus*. Mehrere Irrthümer
 ähnlicher Art hat Boerhave's nicht immer richtig
 verstandene Synonymie veranlaßt, von denen
 einige in den Nachträgen berichtigt sind. Unter
 den Mittheilungen holländischer Botaniker ver-
 dienen besondere Auszeichnung die des Hrn. Dü-
 mortier. Nach S. 712 bearbeitet er selbst eine
 Flora, die sich über ganz Holland erstrecken soll,
 und hat so eben eine zu diesem Zweck unternom-
 mene Reise durch Nordholland beendigt. Deffen-
 ungeachtet hat er nicht angestanden sogar noch die
 Nachträge zu vorliegendem Werk seines Freun-
 des mit seinen botanischen Beobachtungen zu zie-
 ren, in der That ein seltenes Beyspiel echt wif-
 senschaftlichrr Liberalität. Wir können aber dem-
 gemäß vorliegendes Werk gleichsam als einen Pro-
 dromus der verheißenen umfassenderen Flora Hol-
 lands von Hrn. Dumortier betrachten, und leg-
 term, was über Einzelnes noch zu erinnern wäre,
 wie billig, anheimstellen. Daß das zweynte Werk
 das erste übertreffen werde ist zu wünschen und
 zu erwarten; doch wird auch dieses seinen nähern
 Zweck nicht verfehlen, und vom Verf. des zwey-
 ten als tüchtige Vorarbeit anerkannt werden.
 Bis zur Erscheinung desselben füllt es eine große
 Lücke unserer Literatur aus.

E. M.

P a r i s.

Bey Everat gedruckt: *Recueil de voyages et de mémoires*, publié par la Société de Géographie. Tome premier. 1824. LIV u. 568 S. 4.

In Paris hat sich ein Verein von sehr achtungs-

werthen Gelehrten (ihr langes Verzeichniß s. S. 553 — 568) gebildet, zu dem rühmlichen Zwecke, geographische Werke und Abhandlungen, die sonst wegen des kostspieligen Druckes schwerlich erscheinen würden, durch vereinigte Beyträge ans Licht zu fördern. In den Plan dieser Unternehmung gehören neue Reisebeschreibungen, verbesserte Ausgaben oder Berichtigungen älterer, und kritische Aufklärungen über Dunkelheiten der Geographie. Herr Malte-Brun spricht in dem Avant-Propos S. I — X darüber ausführlich. Dieser erste Band enthält die Reisebeschreibung des Marco Polo. Zwar ist diese schon oft fast in allen gebildeten Sprachen Europa's herausgegeben: aber in der Pariser Bibliothek finden sich Handschriften, die einen viel richtigern und vollständigern Text haben. Von diesen läßt Hr. Roux hier eine altfranzösische Uebersetzung und einen in schlechtem Latein abgefaßten Text abdrucken; zum Verständniß des Altfranzösischen ist ein glossaire des mots hors d'usage S. 503 — 530 angehängt; die Varianten aus vielen Handschriften machen den Abdruck noch nützlicher. In einem zweyten Bande sollen ausführliche Erörterungen über diese Reisebeschreibung folgen, wenn die Sachverständigen nach des Herausgebers Wunsch reichlich dazu beysteuern wollen. Ueber Marco Polo selbst und seine Reisen fügt Ref. hier kein Wort hinzu, da früher in diesen Blättern (Jahrg. 1823) bey der Anzeige von Marsden's reich ausgestatteter Ausgabe darüber gesprochen ist. Wenn in der Vorrede gestritten wird, in welcher Sprache Marco Polo geschrieben (oder vielmehr habe aufschreiben lassen), so ist dabey übersehen, ob nicht der schlecht lateinische Text wahrscheinlicher der ursprüngliche ist.

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. Stück.

Den 19. Julius 1827.

K o p e n h a g e n.

Om de geognostiske Forhold i en Deel af Sjælland og Naboeøerne. Ved G. Forchhammer. (Saerskilt aftrykt af det Kongelige danske Videnskabers Selskabs Skrifter) 1825. 36 Seiten in Quart, nebst 4 Kupfertafeln.

Vorliegende Schrift enthält nicht allein schätzbare Beyträge zur geognostischen Kunde von Dänemark, sondern bietet zugleich eine überraschende Erweiterung der Kenntnisse von den tertiären Formationen im Allgemeinen dar. Deutschen Freunden der Geognosie wird es daher ohne Zweifel angenehm seyn, von dem Inhalte dieser wichtigen Abhandlung, die bis jetzt wenig bekannt geworden zu seyn scheint, hier eine Anzeige zu erhalten.

Daß Dänemark an mehreren Stellen im Besitze der Kreideformation ist, war längst bekannt: Der verstorbene Prof. Abilgaard, Hr. Prof.

Steffens, Herr Graf von Bargas Besdemar u. A. haben Nachrichten darüber mitgetheilt. Aber die Kreide von Stevens-Klint auf Seeland wurde für gleichzeitig mit der von Møden gehalten; so wie man ja überall bisher nur eine Kreideformation kannte. Das wahre Verhältniß der Lager, welche die Kreide von Stevens-Klint decken, war eben so wenig ausgemittelt, als die Stelle, welche dem Kalkstein von Farøe in der Formationsfolge anzuweisen seyn dürfte. — Die vorliegende Arbeit berücksichtigt vornehmlich die geognostischen Verhältnisse an den angegebenen Punkten. Ihre Vergleichung und genauere Erörterung hat zu Resultaten geführt, welche neue Aufschlüsse über die Formationen, aus denen die flachen baltischen Länder bestehen, zu geben versprechen.

Die unterste Masse der Felsen von Stevens-Klint besteht aus Kreide, die in ihren Eigenschaften mit der Kreideformation anderer Länder übereinstimmt. In Dänemark ruhet die eigentliche Kreide, wie in England, auf grünem Sande und Kreidemergel. Feuerstein in untergeordneten Lagen und einzelnen, knollenförmigen Stücken, findet sich häufig darin; so wie sie auch viele für die Formation charakteristische Versteinerungen, zumal Alcyonien enthält. Unmittelbar auf der Kreide liegt ein schmales Lager schiefrigen Thons, welches höchstens 4 Zoll mächtig, zuweilen aber nur eine Linie stark ist und an einigen Stellen ganz zu fehlen scheint. Die Schichtenfolge der Kreide mit den abwechselnden Feuersteinlagen ist völlig regelmäßig; nicht ganz gleichförmig mit dieser gelagert, stellt sich dagegen die Thonmasse dar. Grüne Punkte finden sich darin eingesprengt und von Petrefacten führt sie u. A. Haifischzähne. Diese Thon-

lage wird gedeckt von einem Kalkstein, dessen Mächtigkeit von 2 oder 3 Fuß bis zu wenigen Zollen abwechselt. Das Gestein zeigt sich an verschiedenen Stellen abweichend. Bald bemerkt man eine feste, klingende, gelbgraue Abänderung; bald nähert es sich der Kreide, bald dem darüber liegenden Kalkstein. Wie in der Thonlage kommen in ihm grüne Partikeln vor. Auch findet sich nicht selten Schwefelkies darin. Das Gestein enthält mannigfaltige Petrefacten, Conchyliolithen mit wohl erhaltener Schaale, darunter besonders auch Cerithien; daher der Verfasser dasselbe durch den Namen Cerit-Kalkstein bezeichnet. — Es folgt nun eine Kalksteinart, die einige Aehnlichkeit mit Kreide hat, aber doch in mancher Hinsicht bedeutend davon abweicht. Die erste Lage derselben ist eine Masse von 3 bis 4 Fuß Mächtigkeit, welche aus Bruchstücken von Corallen, Echiniten und zweischaligen Conchylien besteht, die durch ein kalkiges und eisenschüssiges Bindemittel verkittet sind. Es ruhet darauf eine unregelmäßige, 6 bis 10 Zoll mächtige Lage von Feuerstein und darüber wechseln Feuersteinlagen mit 3 bis 4 Fuß mächtigen Kalksteinbänken ab. Die größte Mächtigkeit dieser ganzen Masse kann etwa 80 Fuß betragen. Die Structur derselben ist sehr abweichend von der der Kreide, indem ihr ellipsoidische Schichtungsabsonderungen eigen sind, so daß eine Menge von Ellipsoiden, deren jedes ein abgeschlossenes Ganzes bildet, neben und über einander liegen. Unter den außerordentlich vielen Versteinerungen, die sowohl im Kalk, als auch im Feuerstein sich finden, zeichnen sich besonders Echiniten, von den Gattungen Ananchytes und Spatangus aus. Der Verf. belegt dieß Gebilde mit dem Namen Corallit-Kalkstein. Ver-

tiefungen der oberen Begrenzung dieser Masse, welche der ellipsoidischen Schichtung entsprechen, erfüllt ein ungeschichtetes Kalkstein-Conglomerat, in welchem scharfkantige Stücke durch Kalksinter verkittet sind.

Ein Paar Meilen südlich von Hersfolge erhebt sich der Hügel, auf welchem Farøe liegt. An der nordöstlichen Seite desselben befinden sich in bedeutender Erstreckung Kalksteinbrüche. Das Gestein derselben hat verschiedene Abänderungen. Besonders wechseln Lagen eines dichten, splitterigen Kalksteins von graulichweißer in das Lichtgelbe sich ziehender Farbe mit anderen ab, die größten Theils aus Trümmern von Corallen bestehen. Vorzüglich in letzteren findet sich eine Menge von Resten ein- und zweyschaaliger Conchylien. Der Verfasser führt u. A. an: *Nautilites danicus* Schloth., *Trochilites niloticiformis* Schl., *Cypraeacites bullarius* Schl., *Cypr. spiratus* Schl. Auch *Brachiurites rugosus* Schl. kommt vor. Farøe's Gestein hat mit dem Cerit-Kalk von Stevns-Klint eine tonische Turbinolie, eine Art Favosites, *Trochus niloticiformis* Schl. und Haussischzähne gemein. Wenn alle Verhältnisse berücksichtigt werden, so scheint es nach dem Verfasser keinem Zweifel unterworfen zu seyn, daß der Kalkstein von Farøe als ein Repräsentant des Cerit-Kalksteins von Stevns-Klint betrachtet werden darf.

Møen hat seine größte Höhe an der Ostseite, in der Nähe der Küste. Hier erhebt sich Aborrebjerget zu einer Höhe von 476 Pariser Fuß, nach der Messung des Herrn Prof. Schouw. Lothrechte Kreidefelsen von mehreren hundert Fuß Höhe, bilden Møens-Klint. Die Kreide ist mergelartig, nicht schreibend, nur

abfärbend. Sie wechselt in starken Lagen mit Feuerstein, der gemeiniglich knollenförmige Stücke bildet, die, ohne im Zusammenhange zu stehen, doch lagenweise geordnet erscheinen. Die Kreide hat ellipsoidische Schichtung und ist nicht reich an Versteinerungen, unter denen Herr Forchhammer Pectiniten, Terebratulithen, *Ostrea vesicularis*, eine *Gryphaea*, Echini-ten (*Ananchytes ovata*, *pustulosa*, *Cidarites variolaris*), *Belemnites mucronatus*, verschiedene *Flustra*-Arten, Turbinolien bemerkte. Es ruhet die Kreide auf abwechselnden Lagen von rauchgrauem Thon, von braunem und gelbem thonigem Sande. Der gelbe, thonhaltige Sand stimmt genau mit der Hauptmasse des in Dänemark verbreiteten Bodens überein. Es liegen darinn Geschiebe von Granit, Gneus, Hornblendgestein, Quarzsandstein, zugleich mit einer Menge von Feuersteinstücken. An einer Stelle auf Møen führt die Thon- und Sandmasse auch Braunkohlen. Die erwähnten Lagen bedecken auch die Kreide und zuweilen erscheinen sie sogar als untergeordnete Lagen in der Kreide. Møens-Kreide bildet daher eine Einlagerung in der großen baltischen Sand- und Geschiebe-Formation. Sie ist aber nicht die einzige Einlagerung dieser Art, denn die Massen von weißem, kreideartigem Mergel, die so häufig in Dänemark vorkommen, sind von der nämlichen Natur. Vergleicht man nun Møens-Kreide mit dem Corallit-Kalkstein von Stevns-Klint, so zeigt sich nicht allein eine Uebereinstimmung in Ansehung der ellipsoidischen Schichtung, sondern auch hinsichtlich der Versteinerungen. Beiden sind gemein: *Ananchyt. ovata*, *Ostrea vesicularis*, eine *Gryphaea*, *Belemnites mucronatus*, zwey *Flustra*-Arten. Mit

Farbe's Kalkstein theilt Mdens Kreide eine Art der Gattung Catillus und mit jenem und dem Cerit-Kalkstein von Stevns-Klint, eine Turbinolie.

Wenn nun die hier mitgetheilten Wahrnehmungen genau erwogen werden, so gewinnt nach dem Verfasser die Ansicht höchste Wahrscheinlichkeit: daß nur die untere Lage von Stevns-Klint der Kreideformation angehört; daß der darauf liegende Thon zur großen Thon-Sand- und Geschiebe-Formation der baltischen Länder zu zählen ist, die mit dem plastischen Thon (Argile plastique) der französischen Geognosten übereinstimmt; daß dieser Formation Mdens Kreide und der in Dänemark viel verbreitete Mergel untergeordnet sind; daß der Cerit-Kalkstein von Stevns-Klint dem Grobkalk (Calcaire grossier) analog ist und daß mithin auch Farbe's Kalkstein so wie der Cerit-Kalkstein von Stevns-Klint, zu den tertiären Formationen gehören. Bedenklich könnte es erscheinen, daß in diesen Kalksteinen viele Versteinerungen vorkommen, die secundären Formationen, namentlich der Kreide eigen sind. Der Verfasser ist aber der Meinung, daß diese Petrefacten nicht eigentlich jenen Gebilden angehören, sondern aus älteren Lagen in dieselben gelangten; welche Erscheinung ja auch schon an anderen Orten wahrgenommen worden, indem z. B. Herr Brongniart in dem Grobkalk von Montecchio maggiore, Gryphaea Columba fand, die für die Kreideformation charakteristisch ist.

Diese zum Theil unerwarteten Resultate fordern gewiß zur genaueren Untersuchung der übrigen baltischen Küstenländer recht dringend auf. Das Vorkommen des Mergels in Holstein,

in Mecklenburg, ist mit dem auf den dänischen Inseln völlig übereinstimmend. Daß an den mannigfaltigsten Petrefacten reiche Gebilde von Sternberg im Mecklenburgischen ist längst schon als dem Grobkalke angehörig erkannt. Es fragt sich nun aber, wohin die Kreide von Lüneburg, wohin die von Rügen gehört? Ebenso muß es gegenwärtig besonders wichtig erscheinen, die Untersuchungen über den Gyps bey Lüneburg und Segeberg von Neuem aufzunehmen. Referent, dem es früher nicht unwahrscheinlich vorkam, daß dieß in mehrfacher Hinsicht merkwürdige Gebilde, dem älteren Flözgypse angehöre (Scandinavische Reise I. 17.), in welcher Ansicht ihm mehrere schätzbare Beobachter gefolgt sind, muß jetzt aufrichtig bekennen, daß er durch die Bemerkungen des Herrn Forchhammer in seinem Glauben schwankend geworden und daß ihm die Meinung des Herrn Prof. Steffens, der jene Gypsmassen für jüngere Gebilde ansprach (Geognostisch-geologische Aufsätze. 126) mehr Gewicht erhalten zu haben scheint. Die Beobachtungen des Herrn Prof. Steffens über das Verhältniß der Kreide zum Gyps bey Lüneburg, verdienen dabey eben so sehr berücksichtigt zu werden als die durch Herrn Prof. Pfaff gemachte Entdeckung von Börnstein im Segeberger Gyps (Schweigger's Journal VIII. 131). Sollte es sich zeigen, daß die Kreide von Lüneburg mit der von Rügen zur nämlichen Formation gehört, so würde es sich vielleicht auch ergeben können, daß der Boraziten-Gyps eine Einlagerungsmasse der großen-baltischen Sand- und Geschieb-Formation ist und zugleich dürfte dadurch die Bahn zu weiteren Aufschlüssen über das Vorkommen eines bedeutenden, der Forma-

tion des plastischen Thons angehörigen Steinsalzgebildes eröffnet werden, dessen Verhältnisse durch einige Beobachtungen bis jetzt nur sehr unvollkommen angedeutet worden.

G ö t t i n g e n .

Ben Van denhoeck und Ruprecht: Probe americanischer Beredsamkeit als Beytrag zur vergleichenden Homiletik; übersetzt und mit Anmerkungen und Beylagen herausgegeben von Dr. Friedrich Bialloblocky. 1827. in 8.

Die hier mitgetheilte Rede ist ein am 26sten October 1823 in Boston von F. Wayland dem Jüngern gehaltenes Charity-Sermon. Die Bedeutung dieses Ausdruckes wird in der Vorrede entwickelt. Die Rede behandelt den Text Matth. XIII, 38 in einer schwungreichen Sprache. Die Disposition ist einfach, behaltbar und regelrecht. Die Beylagen enthalten weitere Erläuterungen, welche in den Anmerkungen keinen Platz finden konnten. Die erste Beylage enthält eine kurze Schilderung des in der Rede erwähnten John Howard. Die zweyte enthält einige Nachrichten über das in Indien übliche Verbrennen der Wittwen. Die dritte schildert die gegenwärtige Ausbreitung des Christenthums in den außereuropäischen Ländern. Die vierte enthält einige Bestätigungen der in der Rede ausgesprochenen Behauptungen durch Mr. l'Abbé Dubois und Andere.

By.

Östtingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

115. Stück.

Den 21. Julius 1827.

Bamberg, Prag.

In der Drausnick'schen Buch- und Kunsthandlung: Handbuch der allgemeinen Heilkunde von Christian Pfeufer der Philosophie und Medicin Doctor, Professor der allgemeinen und besonderen Heilkunde und Klinik, Assessor des Königl. Medicinalcomite und dirigierendem Arzte des allgemeinen Krankenhauses zu Bamberg. VII und 175 S. 1824. in 8.

J. G. Calve'sche Buchhandlung: Theoretische Medicin für Wundärzte, als Leitfaden zu Vorlesungen, entworfen von Franz Wilibald Ruschard, K. K. öffentl. ord. Professor der theoretischen Medicin für Wundärzte an der Universität zu Prag. Zweyter Theil. Auch unter dem besondern Titel: Grundzüge der allgemeinen Therapie, Arzneymittellehre, Krankendiätetik und Receptierkunde. XVIII und 398 Seiten. 1824. in 8.

Beide Werke sind zu Leitfäden für chirurgische Lehranstalten in den betreffenden Städten

bestimmt. Man kann die Ausarbeitung von solchen um so mehr gut heißen, als bis jetzt wenige Handbücher der allgemeinen Heilkunde für jenen etwas beschränkteren Gesichtskreis erschienen sind. Aber auch ohnedem fühlt sich oft der Lehrer, trotz einer sehr großen Zahl von Compendien, mit Grund veranlaßt zu seinem Bedarf ein neues herauszugeben. Die individuelle Ansicht, Behandlungsweise und Stellung macht dieses vielen zum Bedürfniß, Manchem zur Pflicht. Wenn also Billigkeit oder eigene Erfahrung den Beurtheilenden bestimmen sollen, jedem Compendium seine Stelle zu gönnen, und seinen relativen Werth anzuerkennen, so muß man von der andern Seite auch aussprechen dürfen, daß die Wissenschaft selbst im Ganzen von der Mehrheit derselben wenig Gewinn gezogen, ja hier und da durch dieselben in ihrer Ausbreitung aufgehalten worden sey. Es gibt nur wenige, die wohlthätig auf ihre Form zurückgewirkt, noch weniger, die auch auf ihren Inhalt Einfluß gehabt, und diese letzteren sind nur von solchen Männern verfaßt worden, die durch anderweitige selbstständige Arbeiten bewiesen hatten, daß sie wesentliche Theile ihrer Lehre neu begründeten und anbaute. Auf solches Verdienst machen nun die vorliegenden wohl keinen Anspruch; einem aus äußeren Veranlassungen entspringenden Bedürfnisse zu genügen, ihren Schülern das Auffassen, sich selbst das Mittheilen zu erleichtern ist ihr vornehmster Zweck. Die Erreichung desselben hat indessen bey dem Unterrichte für angehende Wundärzte ihre besonderen Schwierigkeiten. Da diese in der Ausübung ihres künftigen Berufs beynabe ganz auf das Practische hingewiesen sind, so darf die Entwicklung allgemeiner Grundsätze in ihren Köpfen und in

threr Zeit nicht zu viel Ausdehnung erhalten, und die Auswahl dessen, was aus der Medicin überhaupt in diese besondere Sphäre gehört, erfordert genaue Erwägung und weit mehr Besorgung als bereitwillige Aufnahme. Dann ist die Art der Capacität der Schüler zu berücksichtigen; meist nur mit dürftigen Schulkenntnissen und beschränkten Begriffen ausgestattet, haben sie gewöhnlich wenig Empfänglichkeit für theoretische Auseinandersetzungen; das Sinnliche, Anschauliche, Handgreifliche findet dagegen bei ihnen, da sie in der Regel gesunde Sinne und große Vernbegierde besitzen, leichten Eingang. Hier ist es nun besonders nöthig, eines schlichten und klaren Vortrags sich zu bedienen, der vom Sichtbaren und Besonderen ausgeht und daran stufenweise das Abstracte und allgemein Gesetzhche knüpft. Dieser Vortrag muß sich eben so sehr zu der Fassungskraft des Schülers herablassen, als er diesen durch Strenge und Würde zu einer gewissen Höhe wissenschaftlicher Gedanken hinaufzieht. Was die vorliegenden Bücher nun betrifft, so läßt sich nicht verkennen, daß die Verfasser nach dem eben angedeuteten Ziele gestrebt haben; doch sind sie in Verschiedenem hinter demselben zurückgeblieben.

N^o. I. zeigt schon durch seinen geringen Umfang an, daß der Verfasser seinen Zuhörern nur einen Leitfaden in die Hände geben wollte, damit sie dem Gang des Vortrags um so besser folgen und ihn übersehen könnten. Nach einigen einleitenden Vorbegriffen über die Heilkunst, über Gesundheit, Krankheit und Tod werden in 23 Abschnitten die Hauptkapitel der allgemeinen Therapie abgehandelt und allgemeine Regeln erteilt für die Behandlung der Schwangeren, Reisenden, Wöchnerinnen und Neugeborenen,

so wie bey Unglücksfällen. Die Ausführung selbst zeugt von einem unterrichteten und selbstdenkenden Arzte; aber für den oben bezeichneten Zweck scheint sie Ref. sehr oft zu hoch gestellt, bald zu ausführlich, bald zu mangelhaft und mit Hypothesen durchwebt, die überhaupt bedenklich sind oder doch sehr der Begründung bedürfen. So wird vom Verf. (§. 88) wie von einer ausgemachten Sache gesprochen, daß das Opium die Thätigkeit des Gangliensystems, der Arsenik die des Rückenmarks excessiv steigere und so als Gift wirke. Die Venusseuche erscheine (§. 102) auf das Nervensystem übertragen als Blöds oder Wahnsinn oder als Lähmung. Jede acute Krankheit bestehe (§. 235) ursprünglich aus einem örtlichen Leiden und der Abspiegelung desselben in einem Fieber. Der Zucker wird (§. 619) ein 'Salz' genannt, das Nahrungstoff enthielte. Das Biperngift wird (§. 166) zu den Ansteckungstoffen gezählt und der durch Syphilitische verdorbenen Luft (§. 167) die Verbreitungsfähigkeit der Krankheit zugeschrieben. Der Verfasser schreibt: manicher, vegetabilisch, Sieghaus, chilo-poetisch und chylopoätisch, Arteribilität, Gräbenaugen, Ständigkeit, ramnus Catharcticus u. s. w.

.. No. II. ist dagegen ein ausführliches Handbuch, dessen zweyter Theil vor dem ersten erscheint, worin das Heilverfahren und die Heilmittel nach ihrer ganzen Breite abgehandelt sind, so daß kaum abzusehen ist, was nach allem noch dem Lehrer zu bemerken übrig bleiben sollte, um den Schüler nicht ganz und gar mit der Masse zu überschütten und zu erdrücken. Nach einer Einleitung über die Krankheitsheilung im Allgemeinen wird abgehandelt: die Diagnose, Prognose und Kur; die Heilungs-

Mittel; eine Anleitung zum Verordnen der Arzneymittel; die Heilmethoden; die Krankendiätetik; Uebersicht der Gegengifte; Vergleichende Uebersicht der alten und neuen Benennungen der Arzneyen nach der östreichischen Pharmacopoe; das Medicinalgewicht; das Verhältniß von Mercur, Antimonium und Opium in den zusammengesetzten Arzneyen; Receptformeln zur Erläuterung der Receptierkunde und der verschiedenen Heilmethoden. — In der Ausarbeitung erkennt man den Practiker, der seine Arzneymittel versucht hat, viel auf sie hält und auch über die Methodik seine besondern nicht unebenen Ansichten hegt und vorträgt. Aber der Vortrag ist im äußersten Grade schleppend, nachlässig, oft uncorrect und in Hinsicht des Grammatischen Blößen zeigend, die für den Schüler von keinem guten Beyspiel seyn können. Schon die Vorrede fängt mit einem Satz an, der gegen 40 Zeilen ausfüllt. Der Styl wird auch durch seltsam gebildete Worte, als Einpinslungsmittel, vorsündig, fluggepflogen und dergleichen buntscheckig. Zuweilen finden sich rein unverständliche Stellen, z. B. S. 40, wo er von den neuern Einsichten in die Wirkungsart der Arzneymittel spricht: 'aber so wenig dieß geläugnet werden kann, eben so wahr ist es; daß dieses noch lange nicht zureiche, um ein eigenes, für Leichtgläubige und Profane allerdings anziehendes Modosystem darauf gründen zu können.'

Auch in den Sachen kommt manches Bedenkliche oder seltsam Bezeichnete vor. So wird z. B. der Salpeter (S. 116) bey allen Entzündungen empfohlen. Scharlach, Masern, Blättern werden (S. 335) leichte, gelind fieberhafte Hautausschläge genannt und zur Beförderung

ihrer Ausbildung die schweißtreibenden Mittel angerathen. Die Catechutinctur wird (S. 231) für entbehrlich und die äußerliche Anwendung der China (S. 228) für eine unnütze Verschwendung erklärt. Letztere könne von dem Kohlenpulver nicht ersetzt werden, doch bleibe dessen Nutzen in Liqueurskrankheiten. Gegen die Rechtschreibung lateinischer Wörter ist schwer gefehlt. Nicht Alles kann Druckfehler seyn, die ohnedem besonders angezeigt sind. Der Verf. schreibt mell (S. 101 viermal), fell (S. 225), syrupus Ribesiorum (S. 101 statt Ribium), sphacellus und noch eine große Menge ähnlicher Fehler. Wenn man nicht gerade von Jedem gründliche Kenntnisse der lateinischen Grammatik verlangen soll, so darf man doch erwarten, daß einer, bevor er öffentlich auftritt, seine Arbeit von einem Sprachkundigen zuerst durchgehen lasse.

M . . r

B o n n .

Bey Marcus: Städtewesen des Mittelalters, von Karl Dietrich Hüllmann. Erster Theil. Kunstfleis und Handel. 1826. VIII 476 Seiten in gr. 8.

Laut der Vorrede, begann der hochverdiente Herr Verf., einst unter günstigen Umständen, im Gebrauche einer reichhaltigen öffentlichen Büchersammlung, nicht zerstreuet durch Verwaltungsgeschäfte, und noch in jüngern Jahren, zu einer Geschichte des Bürgerstandes im Mittelalter zu sammeln, in welcher mit möglichster Ausführlichkeit, die Ursprünge dieses wichtigen Standes aufgesucht, seine Arbeiten geschildert, seine Einwirkungen auf die bürgerliche

Gesellschaft dargestellt, und seine Verdienste um die neuere Welt gewürdigt werden sollten. Durch Wechsel des Wohnorts und der äußern Verhältnisse wurden jedoch die mit Eifer und Antheil unternommenen Vorarbeiten zu diesem Werke unterbrochen, wiewohl nicht aufgegeben. 'Je öfter ich indessen auf die unternommene Arbeit zurückkam, bemerkt der Herr Verf. ferner, und je tiefer in manches Einzelne eindrang, desto mehr gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß die Aufgabe nur von einem Forscher zu lösen sey, der in den vorzüglichsten Städten des lombardischen Italiens, des mittäglichen Frankreichs, des obern und mittlern Deutschlands, und der sämtlichen Niederlande, wo nicht die Archive durchsucht, doch die verschiedenen kleinen örtlichen Schriften gesammelt habe, deren überall mehr oder weniger gedruckt worden, die aber nicht in den Buchhandel gekommen. Zu einer solchen mehrjährigen Reise haben mich früher die äußern Umstände nicht begünstigt; mit vorrückendem Lebensalter nimmt die Wahrscheinlichkeit ab, sie noch anzutreten. So habe ich mir endlich, nach zwanzig Jahren, die Nothwendigkeit gestanden, den Entwurf, in jenem Umfange aufzugeben. Um jedoch nicht ganz verloren gearbeitet zu haben, will ich unter dem gewählten Titel, diese gedrängte Zusammenstellung anbieten. Vieles Gesammelte hat dabey unterdrückt werden müssen, damit nicht manche Theile unverhältnißmäßig groß gegen andere ausfielen; nicht ohne Aufopferung freylich, da Zeit und Mühe, Kosten und Reisen darauf verwandt worden.' Ref. hat diese Stelle aus der Vorrede wörtlich ausheben zu müssen geglaubt, um darzulegen, was man in dem vorliegenden Werke zu suchen, beifügt ist. Es enthält mithin nur Bruchstücke,

mit Schärffinn und Geist, so wie man es von dem Herrn Verf. zu erwarten berechtigt ist, aus sorgfältig angelegten und sehr mühsamen Collectaneen zusammengesetzt und verarbeitet. Die Zusammenstellungen selbst sind unter fünf Rubriken gebracht, und als eben so viel Hauptstücke ausgeführt. Das erste derselben handelt von den Anregungen des städtischen Gewerbes, durch die Veränderungen in der Ländereyverfassung, durch den Zustand der Landwirthschaft, und durch das Kirchen- Kriegs- und Ritterwesen; das zweyte, von den Beförderungen des Kunstfleißes, des Großhandels und der Schiffahrt, theils durch die Araber und die Kreuzzüge im südlichen und innern Europa, theils durch die Deutschen und die Geistlichkeit im nördlichen Europa, theils endlich durch den Wohlstand der Bürgerschaften im ganzen germanischen Europa; das dritte, von den örtlichen Anfängen des Städtewerbes, namentlich von den Veranlassungen und Einrichtungen desselben, so wie von den Genossenschaften; das vierte liefert die Geschichte der Entwickelung des Binnen-Großhandels, nach seinen drey Hauptgebieten, dem östlichen (Regensburg, Wien, Breslau und Prag), dem westlichen (Troyes, Genf, Lyon und Beaucaire), und dem mittlern (Augsburg, Nürnberg, Frankfurt und Cöln); das fünfte Hauptstück endlich handelt von der Zahlungsverfassung, nach ihren drey Hauptrücksichten, nämlich Baarzahlungen, Geldwechsel und Anweisungen. — Das Werk selbst ist unserm Herrn Hofrath Neuß zum Dank für dessen so sehr bereitwillige Unterstützung bey Herbey-schaffung des literarischen Materials, gewidmet.

Ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 21. Julius 1827.

R o m.

In collegio urbano apud Burliaëum: Scriptorum veterum nova collectio e Vaticanis codicibus edita ab Angelo Maio bibliothecae Vaticanae praefecto. Ad Leonem XII. Pontificem Maximum. Tom. I. 1825. P. I. S. LVI. 376. P. II. 224. P. III. 96. in 4.

Nachdem der Herausg. einige einzelne Schriften classischer Autoren aus den Schätzen der Vaticanischen Bibliothek herausgegeben, hat er den Plan gemacht eine fortlaufende Sammlung zu veranstalten, in welcher die Inedita der Vaticana nach einer systematischen Eintheilung auf einander folgen sollten. Dieser erste Band enthält theologische Schriften, und zwar zuerst in der ersten Abtheilung eine *ἐκλογή ἐν συντόμῳ ἐκ τῶν συντεθέντων ὑπὸ Εὐσεβίου πρὸς Στέφανον περὶ τῶν ἐν τοῖς Εὐαγγελίοις ζητημάτων καὶ λύσεων*. Wie die alexandrinischen Grammatiker über Schwierigkeiten und Widersprüche im Homer Fragen aufstellten und Lösungen versuchten: so hat der gelehrte Bischof von Casarea

durch sein Werk *ζητήματα και λύσεις*, welches er selbst in der *Demonstratio evangelica* anführt, allerley scheinbare Abweichungen der Evangelien von einander auszugleichen, und von dunkeln Umständen Rechenschaft zu geben gesucht. Zwey Bücher der Art waren an den Stephanos gerichtet, und betrafen die ersten Kapitel der Evangelien, namentlich die Genealogie Christi. Der Excerptor hat aus diesen beiden Büchern sechszehn Fragen ausgezogen: warum die Evangelisten Iosephs, nicht Maria's Stammbaum angeben, die Genealogie Christi bey Matthäus von oben, bey Lucas von unten beginnt u. dgl. Die sechzehnte Quästion schließt mit einer Anrede an den 'heiligsten der Männer und arbeitssamsten Sohn Stephanos'; dann folgt im *Codex Palatinus*, der diese *Ἐκλογή* enthält, eine neue Ueberschrift: *Εὐσεβίου πρὸς Μαρίνον*, und man erfährt durch eine kleine Einleitung (die bey dem ersten Theil der Ekloge fehlte), daß Eusebios, durch Fragen des Marinus veranlaßt, ein drittes Buch der *ζητήματα* und *λύσεις* an ihn gerichtet habe, welches mit Uebergang des mittlern Theils der Evangelien sich mit dem Ende von Christi Lebensgeschichte beschäftigte. Hiervon sind vier Quästionen erhalten. Von beiden Theilen des Werks geben diese Auszüge nur einen verhältnißmäßig geringen Theil, daher der Herausgeber aus edierten und unedierten Commentaren zu den Evangelien noch eine bedeutende Nachlese hat sammeln können, woran er den Beweis knüpft: *Eusebii quaestiones evangelicas a S. Ambrosio Mediolanensi in suis ad Lucam commentariis, praetermisso auctoris nomine, fuisse carptim expositas*. Hierauf folgen Fragmente aus Eusebios Commentar zum Lucas aus zwey Vaticanischen Handschriften, wovon eine den Titel

führt ἀπὸ τῆς ἐκλογῆς τοῦ Νικήτου Σηρῶν (Miketas Metropolit von Será in Macedonia prima gegen 1077). Zweifel zu beseitigen und die Bedeutung der heiligen Geschichte hervorzuheben, ist Hauptzweck der erhaltenen Stücke. An sie schließen sich einige Bruchstücke aus Apollinaris von Laodicea und aus Photios Commentaren zum Lucas. — So wenig auch sonst der, in geistlicher und weltlicher Gelehrsamkeit nach seines Zeitalters Maas wohl erfahrene, Patriarch Photios bey den römischen Geistlichen in freundschaftlichem Andenken steht: so wird doch jetzt in Italien lebhaft an eine Ausgabe seiner Werke gedacht, wovon manche, die Mai hier aufzählt, bis jetzt bloß handschriftlich vorhanden sind; hier erhalten wir indessen zu den von Canisius, Wolf, Angelo Scotti u. Andern herausgegebenen vier und siebenzig Quaestionibus ad Amphilochium zwanzig neue; doch ist auch jetzt immer erst etwa die Hälfte des ganzen Werks herausgegeben. Wie dieses an Amphilochos überschriebene Werk eine Art Corpus verschiedenartiger theologischer Schriften bildete, und der Patriarch darin, nach der Meinung des Herausgebers, auch früher abgefaßte Werke ihrem wesentlichen Inhalte nach aufnahm: so handeln auch die neu bekannt gewordenen Quaestionen von sehr verschiedenen Dingen. Zum Beispiel untersucht die erste der hier mitgetheilten, die zugleich die erste der ganzen Reihe ist, den Sinn des Gebots: ihr sollt auch keine Tasche zur Wegfahrt haben, keine Schuhe u. s. w. Die zweyte, die ein und zwanzigste im Ganzen, spricht von den mannigfaltigen Bedeutungen des Wortes ἀπεριόρη in der H. Schr., so wie anderer damit zusammenhängender Wörter, und enthält einige brauchbare philologische Bemerkungen. Die dritte (Qu. 24) beantwortet die Frage: Inwie-

fern Christi Tod mit oder ohne Willen Gottes des Vaters, und des bösen Geistes sich begeben habe u. s. w. №. 6 Qu. 131 handelt vom Magnet, 7 (134) von den Anfängen der verschiedenen Jahre namentlich des kirchlichen, des in Rom herkömmlichen, und des politischen oder cyclischen. Der Geist der biblischen Philologie des Patriarchen ist im Ganzen bekannt genug; er spricht sich überall auch in diesen Quästionen aus. Der Herausg. fügt aus einem Codex palimpsestus fünf Responsa Canonica hinzu, welche Photios an Leon, Erzbischof von Calabrien (welches damals noch zum byzantinischen Sprengel gehörte) nach Berathung mit seiner Patriarchalsynode gesandt hat. Die für Geschichte des Kirchenrechts interessantesten Responsa haben zum Gegenstande erstens die Frage: was solchen geschehen solle, die, ohne irgend eine priesterliche Weihe erhalten zu haben, für sich allein die Taufe verrichten. Die zweyte handelt von Presbytern und Diaconen, deren Frauen in der Gefangenschaft der Barbaren geschändet sind. Die dritte davon, ob es Pflicht sey, Kinder von Saracenen, wenn sie von den in die Slaverey geschleppten christlichen Müttern im saracenischen Lande einem christlichen Priester zugeführt werden, zu taufen. Die vierte: ob man das Abendmahl durch Frauen an die von Saracenen eingeschlossenen Christen gelangen lassen dürfe. Die fünfte: ob die von Saracenen geschändeten Knaben am Abendmahl Theil nehmen dürften. Ueber ein anderes Werk des Photios, sein Lexikon, schreiben wir aus den Prolegomenen p. L. folgende Notiz aus, die vielleicht manchem Philologen nicht unwichtig ist: Ego Hermannii exemplar cum romano angelicae bibliothecae mss. exemplari (3 A. 24) conferens, nihil simile esse cernebam. Exile est exemplar angeli-

eum, vocabulis, et auctorum nominibus differens; nullumque aliud parentis sui Photii indicium prae se fert, nisi quod voc. κρόνος, peracta definitione, dicitur οὕτως ἐγὼ Φώτιος ὁ πατριάρχης. Jamvero in vaticano quoque perantiquo et nobili anonymi auctoris lexico voc. κεραιμεικὸς scribitur locus Φωτίου πατριάρχου, qui ab hermanniana editione abest. Litem igitur hanc et ambiguitatem in medio relinquo. (Wahrscheinlich wird nun freylich, daß auch der Codex Galeanus, den Niketas ὁ Λύχνος, welcher 1199 starb, geschrieben zu haben scheint, s. die Ausg. von Porson oder Dobree S. 1., nicht den vollständigen Text des ursprünglichen Lexicons enthält.) Illud philologis utile scitu est quod in amphiloichiana quaestione XXI a nobis edita (p. 234) dicit Photius se lexicon suum juvenilibus annis (τὴν τῶν μειρακίων ἡλικίαν παραλλάττων) elaboravisse. Die letzten Blätter dieses ersten Theils nehmen einige kleine Abhandlungen des Anastasios Sinaites, Patriarchen von Theopolis (Antiochia), und andere kleine Bruchstücke ein.

Den zweyten Theil eröffnet ein chronologisches Excerpt, welches 854 von einem Griechen aus Eusebios Chronographie gemacht worden ist, und die daraus genommenen Regenten- und andere Listen bis auf die Zeit des Schreibers fortsetzt. Wichtig ist die genaue Angabe der fünf Patriarchalsprengel nach ihrer Ausdehnung im neunten Jahrhundert. Der Herausgeber freut sich, daß der Verfasser dieses Excerpts noch keine Spur des seit dem Schisma Wurzel fassenden Hasses der beiden Kirchen zeige, sondern vielmehr, so vielen Constantinopolitanischen, Alexandrinischen und Antiochenischen Patriarchen er auch Ketzerey vorwirft, doch für

die Bewahrung des reinen Glaubens in Rom ein neues Zeugniß ablege. Hierauf folgen Werke des berühmten Bischofs von Mopsu = Hestia Theodoros, des Antiochier, welcher der heutigen historischen Theologie schon durch seinen Haß gegen die allegorisierende Interpretation und seine fast durchgängige Beziehung der alttestamentalischen Weissagungen auf die jüdische Geschichte merkwürdig seyn muß. Theodosios und Valentinians gegen Theodoros Bücher gerichtete Verbrennungsgebote haben bewirkt, daß viel davon verloren gegangen ist; herausgegeben war bisher sehr wenig von ihm, besonders im griechischen Original. Nun bieten zwey Handschriften des Vatican den vollständigen Commentar zu den zwölf kleinen Propheten (dessen Echtheit der Herausgeber gegen mögliche Einwürfe vertheidigt), andere eine bedeutende Anzahl einzelner Bruchstücke aus seinen Werken dar. Davon gibt Herr Mai bis jetzt nur den Commentar zum Jona, Obadja und Nahum, nebst den Einleitungen zum Amos, Haggai und Sacharja, zum Hosea aber die Einleitung und einen Theil des Commentars heraus; das übrige soll im zweyten Bande der Sammlung folgen. Die Stellung ist zufällig; Hosea, der hier zuletzt steht, war bey Theodor der erste. Theodoros Bruder, der Bischof von Apamea, Polychronios, hätte beynabe das ganze alte Testament commentiert, viele Bruchstücke daraus sind mit der Catena zum Hiob von Junius (Catena in Jobum collecta a Niceta per Patricium Junium. Lugd. 1637) schon herausgegeben, andere befaßt eine in zwey großen Vaticanischen Handschriften enthaltene, sehr reichhaltige Catena zum Daniel. Herr Mai, der in der ganzen Sammlung nichts weniger als planmäßig zu Werke gegangen ist, sondern, bey dem riesen-

mäßigen Vorrathe unedierter patristischer Litteratur, dem Zufall und der Laune nicht selten die Bestimmung überläßt, was gerade zuerst an die Reihe kommen soll, hat aus dieser Catena erst die Stücke von Polychronios ausgelesen, hernach aber, weil er doch bemerkte, wieviel historische Gelehrsamkeit hier noch zerstreut liege, auch alles Uebrige, aus den Werken von Ammonios Presbyter, Apollinarios, Athanasios, Basileios, Kyrillos, Eudorios dem Philosophen, Eusebios von Casarea, Hesychios Presbyter, Hippolytos, Origenes, Severus, Titus, Victor und einem Ungenannten (ἄλλου) Ausgezogene hinzugefügt. Polychronios ist reich an Daten für die Geschichte der Seleukiden und Lagiden, die er, wie der Herausgeber bemerkt, aus Porphyrios Historien geschöpft zu haben scheint; als Antiochier konnte er über Manches vielleicht auch nach heimatlichen Denkmälern oder Traditionen urtheilen. Die letzten Seiten des zweiten Theils enthalten noch ein Fragment des *Chronicon Paschale*, nämlich das was auf dem ersten Blatte des Codex Vaticanus, des einzigen, in dem sich die Chronik erhalten hat, geschrieben steht, früher aber wegen des schlechten Zustandes dieses Blatts unbeachtet geblieben war, von Herrn Mai jedoch jetzt ziemlich vollständig entziffert ist; und dann ein Fragment aus den Scholien des H. Hippolyt zu den Salomonischen Sprüchen griechisch, welches man bisher nur lateinisch hatte. Der dritte Theil liefert erstens ein ausgezeichnetes Stück der profanen griechischen Litteratur, die vom Rhetor Aristides mit viel sophistischer Kunst ausgearbeitete Rede für Leptines *περὶ ἀτελείας*, während man früher bekanntlich nur, durch Morellis Verdienst, die Rede des Aristides gegen Leptines besaß, (die Mai ebenfalls in einem Vaticani- schen Codex gefunden hat, aus dem er treffliche

Varianten mittheilt, auf welche sehr gut eine neue Ausgabe derselben gebaut werden kann) so daß nun, die Rede des Demosthenes selbst eingerechnet, die drey Reden in der Sache des Leptines vorhanden sind, welche Aristides seiner Aussage nach in Händen hatte. Auch diese Rede ist indeß schon in Deutschland, im Rheinischen Museum Heft 2, wieder abgedruckt, und Herr G. H. Grauert hat eine Anzahl der auffallendsten Fehler dort berichtigt. Indessen fehlt noch viel, daß der Text einigermaßen gesäubert sey; R. 1 liest man z. B. *πρὶν ὑφ' ὀτονοῶν ἐλλείγχειν, κατ' αὐτὸς σπαντὸν ταυτηνὲ φέρεις τὴν ψῆφον*, wo doch *σπαντοῦ* stehen muß, und R. 3 extr., wo *Μαί οὐ μόνον κατηγορῶν ἀλλὰ καὶ βασκάνων δόξαν λαμβάνεις* hat, schreibt die neue Ausgabe *κατηγορῶν ἀλλὰ καὶ βασκαίνων*, wo *βασκαίνων* in der Intention des Herausgebers gelegen zu haben scheint. Auch sind die Accente häufig nicht bloß bey Encliticis fehlerhaft gesetzt. Dieser Rede und den Varianten der andern ist ein interessantes Fragment aus einer von Aristides bloß angefangenen Rede beygefügt, nebst einigen merkwürdigen Scholien, welche die 1826 zu Frankfurt a. M. herausgekommene Ausgabe der Scholien zum Aristides von Frommel noch nicht enthält. Den Schluß des Theiles, und somit des ganzen ersten Tomus der Collectio, macht eine Probe aus dem gemeinsamen Werke des Presbyter Leontios und Mönches Johannes, welches *Ἐπὶ βιβλία* hieß und aus Parallelstellen der H. Schrift und älterer Kirchenväter über meist moralische Gegenstände bestand. Die Anordnung war in den einzelnen Büchern nach Buchstaben und Titeln gemacht, so daß z. B. im zweyten Buch, dessen Inhaltsverzeichnis hier gegeben ist, das *στοιχεῖον ἄ* im τίτ. α handelt *περὶ τῆς τοῦ ἀνδρῶπου*

πλάσεως καὶ κατασκευῆς (dieser Titel ist vollständig mitgetheilt) τίτ. β. περὶ ἀδελφῶν u. s. w. Aus dem sehr reichen, von Mai angefertigten, Verzeichnisse der in diesem Werke angeführten Auctoren und Werke nimmt man ab, wie sehr die Herausgabe des Ganzen die Kunde der patristischen Litteratur vermehren wird. Die Haupthandschrift dieses großen Sammelwerks ist eine Vaticanische aus dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert; doch kommt eine andere weit ältere aus dem achten Jahrhundert zu Hülfe, welche aber palimpsest ist, und über dem Leontios Photios Responsa nebst andern Schriften trägt. Referent hat sich begnügt, den Inhalt dieser Collectio zum Frommen derer, die sie noch nicht in Händen haben, anzugeben; das Verdienst Mai's zu würdigen, der den Texten der verschiedenen Schriftsteller auch eine durchgängige, freylich oft ziemlich unlateinische, Uebersetzung gegenübergestellt, und einen Index rerum und eine paläographische Tafel hinzugefügt hat, zu würdigen, bleibe Andern überlassen. So viel ist gewiß, daß, wenn der Herausgeber auch immer in der Wahl und Anordnung der Schriften nicht planmäßig genug, in der Constituierung des Textes nicht mit hinlänglicher Critik und Sprachkunde, und bey der Interpretation ziemlich eifertig zu Wege gegangen ist, doch der Scharfblick im Aufsuchen mancher so lange verborgen gebliebenen Schätze und der unermüdlche (beynahe deutsche) Fleiß in der Bearbeitung für den Druck alle Anerkennung verdient, manche Forderung, die an den italiänischen Gelehrten zu richten fast unbillig wäre, niederzuschlagen vermag, und den Vorsteher der Vaticanischen Bibliothek unter die verdienstvollsten Litteratoren unsers Zeitalters stellt.

R. D. M.

B e r l i n.

Bey Spener: Quaestionum scenicarum specimen primum quo orationem — indicit A. Meineke. 1826. 59 Seiten. specimen secundum 1827. 75 S. (ohne die angehängten Schulnachrichten) in 4.

Beide Abhandlungen enthalten treffliche Untersuchungen über einen wichtigen und bisher nur sehr unvollkommen bearbeiteten Theil der griechischen Litteraturgeschichte. Der Herr Verfasser, von welchem wir eine Sammlung der sämtlichen Fragmente griechischer Komiker zu erwarten haben, liefert in diesen Programmen eine critische Litteraturgeschichte der sämtlichen attischen Komiker der alten attischen Komödie. Epicharmus und die übrigen Schriftsteller der sicilischen Komödie sind von diesen Untersuchungen ausgeschlossen, denn obgleich ihr Einfluß auf die attische Komödie nicht zu verkennen ist, so muß die Untersuchung darüber doch einer umfassenderen Beschreibung der sicilischen und italischen Komödie und ihrer verschiedenen Nebengattungen überlassen bleiben. Der Verfasser zählt 50 Dichter der alten Komödie auf, welche drey oder vier ausgenommen, sicher hierher gehören. Ihre Namen stellt er im Anfange der zweyten Abhandlung zusammen und bemerkt, daß Kratinus, Eupolis, Aristophanes, Pherecrates, Plato in den Kanon der Alexandriner aufgenommen waren. Von der mittleren Komödie, deren Character Seite 3 folg. beschrieben wird, zählt er 36 auf, von denen höchstens drey zweifelhaft sind, in dem Kanon waren Antiphanes und Alexis. Von der neuen kannten alte Grammatiker 64. Es werden 38 genannt, von welchen einige zweifelhaft sind. In dem Kanon waren Menander, Philippides, Diphilus, Philemon, und Apollodor von Carnaeus. Endlich noch 25, deren Zeitalter sich ent-

weder gar nicht, oder nicht mit gehöriger Sicherheit bestimmen ließ. Die Untersuchungen über die Lebenszeit der Dichter, nach welchen einige in eine ganz andere Periode versetzt werden, sind, so weit der Verfasser sie bisher dargelegt hat, sehr befriedigend und häufig durch sehr scharfsinnige Inductionen überraschend, dabey ist der Einfluß den der Vorgänger auf den Späteren übte, angedeutet; auch sind die Zeitverhältnisse durch welche die mannigfaltige Ausbildung dieser Dichtart bedingt wurde trefflich erläutert. Die Geschichte der alten Komödie ist mit dem zweyten Programme beendigt. Der Verfasser hebt mit dem Susarion an und der ersten Ausbildung der Komödie bey den Megarenern. Die demokratische Periode in Megara, worin, nach Aristoteles, diese Dichtart aufkam, ist nach Olymp. 45 gesetzt. Zwischen 50 und 54 bringt sie Susarion nach Attika, wo später der *Μεγαρικὸς γέλως* und ähnliches sprichwörtliche Bezeichnungen ungebildeter und roher Späße sind. Mit Recht wird der Ausdruck *Μαισωνικὰ σκώμματα* hierauf bezogen. Mit Susarion hört die Komödie auf bloße Stegreifspoesie zu seyn, doch stimmt der Verfasser Bentley bey, daß Susarion nichts Schriftliches hinterlassen habe. Er ließ schon mehrere Schauspieler auftreten, (hierfür ist das Zeugniß unsicher und die Sache an sich sehr zweifelhaft) doch waren diese Anfänge der Kunst wahrscheinlich noch nicht in die Stadt selbst aufgenommen. Erst um Olymp. 73 wo Epicharmus in Sicilien blüthete, sehen wir die Komödie gleichzeitig sich in Attika ausbilden durch Euetes, Eurenides und Myllus. (Ob bey *μυλωτοῖς προσωπειοῖς* an wirkliche Masken zu denken ist, möchte wohl sehr ungewiß seyn.) Dann Chionides, den der Verfasser nach Aristoteles später setzt gegen das bestimmtere aber weniger sichere Zeugniß der Eudocia. Daß Ari-

stoteles ihn den ältesten attischen Komiker nennt, wird daraus erklärt, daß erst von ihm geschriebene Stücke vorhanden waren. (Auch waren die früheren wahrscheinlich, wie Susarion, keine Athener, Thionides ist als solcher zuerst erwähnt.) Dann Magnes, der außer seinen Comödien auch eine Galeompyromachie schrieb. Das Zeitalter des Euphantides ist sehr gründlich untersucht und zwischen Thionides und Magnes aber vor Kratinus gesetzt. Sein Beyname *Καπνίας* wird auf die Diction bezogen, als Gegensatz zu der glänzenden Darstellung des Kratinus. Gleichzeitig ist Tolynus aus Megara. Mit dem Kratinus beginnt die zweite Periode der alten Komödie. Ueber seine Lebensumstände und seinen Character handelt der Verfasser sehr ausführlich und gründlich. (Dahlmanns viel zu wenig bekannte und gewürdigte Schrift *primordia et successus veteris comoediae Atheniensium* scheint ihm unbekannt geblieben zu seyn.) Seine Lebenszeit, worüber sich keine bestimmte Angabe bey den Alten findet, wird mit Sicherheit zwischen Ol. 65. 1 und 89. 2 gesetzt. Ueber seinen dichterischen Character, über seine berühmte *οἰνοφλυγία*, die er selbst zum Gegenstand des wichtigsten seiner Stücke machte, wird erschöpfend gehandelt. Er setzte die Zahl der zugleich auftretenden Personen auf drey und heißt mit Recht Vater der alten Comödie in so fern er zuerst beißende Satyre an die Stelle der früheren Scherze setzte. Der Verfasser zählt dann die Stücke auf, die von ihm angeführt werden, und bemerkt welche dem jüngeren Kratinus gehören (von dessen Zeitalter Seite 24 gehandelt wird) oder sonst ihm nicht beyzulegen sind. Nach der Sichtung bleiben noch 25 Titel, welche außer den *Διδασκαλίαι*, *Ἐρνεῖδαι* und *Λάκωνες* alle gewiß dem alten Kratinus gehören. Suidas setzt die Zahl seiner Stücke auf 21. Dann folgt

Krates, ein Zeitgenosse des Kratinus, wie gegen Broddeck gezeigt wird. Die schwierige Stelle in Aristoteles Poetik V. 5 wird so verstanden, daß er zuerst nach dem Muster des Epicharmus statt der Satyre auf bestimmte Personen, allgemeine satyrische Characterschilderungen setzte und den Stoff dazu auch aus den Mythen entlehnte. Auch von ihm bleiben nach der Sichtung der angeführten Titel noch mehr Stücke als Suidas und der Anonym. de Com. angeben, nämlich 12. Wahrscheinlich hatten die Grammatiker welchen jene folgen mehrere Stücke als unecht verworfen. Manche seiner Stücke waren der Epicharmischen Komödie sehr ähnlich, wohin auch die Nachricht beym Suidas gehört: daß er einiges *λογάδιον* geschrieben. Es folgt Teleskides und der etwas jüngere Hermippus. Mit Recht erklärt der Verfasser die Parodien die von dem letzteren erwähnt werden, nicht für besondere Gedichte, sondern für Stellen in seinen Komödien. Dann Myrtilus, Alcimenes, (in einer Note Seite 34 wird von den verschiedenen Gesetzen und Volksbeschlüssen gehandelt, durch welche die Freyheit der alten Komödie beschränkt wurde.) S. 35 — 59 vom Eupolis, am ausführlichsten über den Inhalt seiner *Βάπται* (der Verf. erklärt sich gegen Buttmann's Ansicht, daß das Stück sich auf die Nachahmungen der Mysterien beziehe, welche man dem Alcibiades Schuld gab, doch sind seine chronologischen Gründe nicht befriedigend) über die *Ἀἴμοι* über die *Κόλακες* (wo bey das Leben des Kallias (*λακκόπλουτος*) beschrieben wird) über den Marikas, über die *Ποσεις*. Die übrigen Dichter der alten Komödie, von deren Leben und Schriften gehandelt wird sind Phrynichus, Sohn des Eunomidas (nicht Phradamon) Plato, (gelegentlich werden die Lebensumstände des Hyperbolus und ähnlicher Leute erzählt und ausführliche Untersuchung in einem eignen

Werke über die attischen Demagogen versprochen) Pherecrates, Philonides, Aristonymus (wo mehrere dieses Namens unterschieden und mannigfache Irrthümer widerlegt werden) Amipsias, Archippus, Aristomenes, Kallias, Hegemon, Sykis, Eusippus, Leukon, Metagenes, Alcäus, Eunikus, Kantharus, Diokles, Nikochares, Nikophon, Philyllius, Polyzelus, Sannyrion, Strattis, Theopompus, Demetrius. Außerdem Arcesilaus, Apollophanes, Autokrates, Kephisoborus, Euthykles, Menander, Xenophon, deren Zeitalter sich nicht mit Gewißheit bestimmen läßt. Von einigen, wie von dem Menander, Hipparchus ist es ungewiß, ob sie wirklich Dichter der alten Komödie waren. Timokreon ist aus der Reihe der alten Komiker ausgeschlossen, doch möchte die Nachricht bey Suidas wohl unverwerflich seyn. Araros, Eubulus, Theophilus werden mit Recht später gesetzt und in der Geschichte der mittleren und neuen Komödie abgehandelt werden. Wir sehen der Fortsetzung dieser trefflichen Abhandlungen, die sich auch durch Klarheit der Darstellung und musterhafte Latinität auszeichnen, begierig entgegen.

L ü b i n g e n.

Bey Chr. Friedr. Osiander: Beyträge zur gerichtlichen Arzneywissenschaft von Dr. v. Klein. 1825. 144 S. u. 1 Kpf. 8.

Bekanntlich gab Hr. Klein schon im J. 1817 Bemerkungen über die bisher angenommenen Folgen des Sturzes der Kinder auf den Boden bey schnellen Geburten heraus. Er suchte darin zu zeigen, daß die in peinlichen Fällen von Kindesmord so oft vorkommende Angabe, daß Neugeborne sey durch einen solchen Sturz ums Leben gekommen, größtentheils unwahr sey. Unter 283 Leibesfrüchten, die unter unverdächtigen Umständen schnell aus den Geburtstheilen ihrer Mütter hervorgetrieben worden, und zum Theil beträcht-

lich tief herab auf harten Boden gefallen waren, fand sich, nach den darüber eingezogenen amtlichen Nachrichten nicht ein einziges, auf welches der Sturz den geringsten dauernden nachtheiligen Einfluß geäußert hätte. Daraus folgerte Hr. K. nicht, daß es nicht möglich sey, daß durch das schnelle Hervorschießen auf irgend einen harten Körper das Kind Schaden leiden könne, sondern er suchte, nach seinem eignen Ausdrücke, nur darauf aufmerksam zu machen, daß dieses Hervorschießen nicht geradezu schaden müsse, daß man sich in Beurtheilung todter, auf diese oder jene Art verletzter Kinder etwas mehr in Acht zu nehmen habe, und wenn man auch noch so billig 'in mitius' absprechen solle, dennoch der Aussage der Mutter nicht zu viel Glauben beymessen möchte.

Diese Aeußerung suchte Hr. Prof. Henke in Erlangen. (Abh. aus d. Gebiete der gerichtlichen Medicin III. 1.) wenn nicht zu widerlegen, doch einzuschränken, indem er meint, daß Fälle der tödtlichen Folgen eines solchen Sturzes Neugeborener nicht selten vorkämen, und daß 250 und mehrere negative Beobachtungen eine einzige positive keinesweges entkräfteten. Selbst unter den von Hrn. K. vorgelegten Fällen kämen einige vor, in denen der Sturz des Kindes höchst wahrscheinlich den Tod veranlaßt habe.

Gegen diese Einwendungen ist nun die Schrift des verdienten, und seitdem leider verstorbenen Klein gerichtet. Seine zu diesem Zwecke darin gelieferte Abhandlung hat die Aufschrift: Bescheidene fernere Beyträge zu der Beurtheilung der angegebenen Folgen des Sturzes der Kinder auf den Boden bey schnellen Geburten. Er zeigt darin daß alle Angaben Henkes über die von ihm nach amtlichen Berichten bekannt gemachten Fälle, nur auf Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit beruhten, und mithin gar nichts bewiesen. Hierauf betrachtet er alle früher bekannt gemachten Fälle, in de-

nen der Tod eines Neugeborenen durch einen solchen Sturz verursacht seyn soll, und vorzüglich auch die auf welche Hr. Henke sich selber beruft, und beweist klar, daß in keinem einzigen davon diese Todesart nur irgend mit einiger Gewißheit dargethan worden sey, ja daß sich in allen andere Ursachen des frühen Absterbens solcher Neugeborenen mit viel höherer Wahrscheinlichkeit nachweisen ließen. Das am Schlusse des Werkchens beygefügte Beyspiel einer im Mutterleibe erfolgten starken Kopfverletzung der Leibesfrucht, deren Schädel auch abgebildet ist, verdient allerdings die Beachtung der gerichtlichen Aerzte, doch ist es keinesweges von allen Nebenumständen so frey, daß es zum vollständigen Beweis der Möglichkeit solcher Verletzungen schon am Ende des siebenten Monates dienen könnte. Ref. der 25 Jahre lang unter sehr verschiedenen Verhältnissen, und bey zwey Justiz-Collegien, einem niederen und einem höheren, bey einem Medicinal-Collegium und bey zwey medicinischen Facultäten sich practisch mit der gerichtlichen Medicin beschäftigt hat, und dem dabey auch eine nicht geringe Zahl von Fällen vorgekommen ist, in denen die Geburt im Stehen vor sich gegangen, und das Neugeborene durch den Sturz auf harten Boden umgekommen seyn sollte, muß zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß in keinem einzigen davon diese Angabe durch die Umstände bey der Geburt und durch den Leichenbefund auch nur wahrscheinlich gemacht worden sey. Bey seiner täglichen Beschäftigung mit der practischen Geburtshülfe, ist unter mehreren Fällen des Hervorstürzens einer Leibesfrucht aus den Geburtstheilen auf harten Boden im Stehen der Kreisenden, die er beobachtete, ihm kein einziger vorgekommen, in dem das Neugeborene Schaden davon genommen hätte. Er theilt daher ganz die Ansicht Kleins.

Mde.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 23. Julius 1827.

G ö t t i n g e n .

In der feyerlichen Versammlung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 7. Julius ward zuerst das Andenken an unsern neulich verstorbenen verdienstvollen Collegen Joh. Gottfried Eichhorn, seit 1810 Mitglied derselben, gefeyert, indem der Herr Hofrath Tychsen, als ältestes Mitglied der historisch-philologischen Klasse, die ihm aufgetragene Memoria desselben vorlas. Der Verf. verbreitete sich über die mannigfaltigen Verdienste des Abgeschiedenen so wohl um orientalische und biblische Literatur, als um die verschiedenen Zweige der Geschichte; wobey seine Beyträge für die Societät nicht übergangen wurden.

Die von dem Verewigten seit funfzehn Jahren geführte Redaction dieser Anzeigen, ist provisorisch dem Herrn Hofrath Heeren, in Verbindung mit dem Herrn Hofrath Benecke, übertragen worden.

* * *

Die von der Königl. Societät der Wissenschaften für den diesjährigen Julius aufgegebene öconomische Preisfrage betraf:

Eine möglichst genaue und vollständige Zusammenstellung der Erscheinungen, welche bey den verheerenden Wirkungen der Sturmfluthen in mehreren Theilen des Königreichs Hannover und in einigen angrenzenden Gegenden, zu Anfange des Jahrs 1825 beobachtet worden, in Beziehung auf die Anwendungen, welche von diesen Erfahrungen für die Vervollkommnung der zur Sicherung gegen solche Gefahren dienenden Anstalten, etwa gemacht werden können.

Zur Beantwortung war nur eine Schrift eingegangen, mit dem Motto:

‘Theorie kann durch vielseitige Erfahrung verbessert werden.’

Obgleich der Verf. nach dessen Erklärung in dem Vorworte kein practischer Wasserbaumeister ist, so zeigt er doch in seiner Arbeit eine umfassende Bekanntschaft mit den Gegenständen, die bey Beantwortung obiger Frage zur Sprache kamen. Die Notizen über die Wirkungen der Sturmfluth sind von ihm mit großer Vollständigkeit, nicht etwa nur aus der einen oder anderen Gegend, die davon betroffen wurde, sondern nach der ganzen Erstreckung ihrer Verheerungen, Theils durch Correspondenz, Theils durch Benutzung officieller Berichte und gedruckter Nachrichten, Theils durch eigene Reisen zusammengebracht.

Im ersten Abschnitte der Abhandlung theilt der Verf. Nachrichten über die Beschaffenheiten

der Witterung am Ende des Jahrß 1824 und zu Anfange 1825 im Allgemeinen, über den Barometerstand, über die Fluthhöhe am 3/4. Februar 1825, über die Winde mit. Der zweyte Abschnitt enthält einen Bericht über mancherley andere Erscheinungen, welche der Sturmfluth vorangingen, oder dieselbe begleiteten. Es ist die Rede von Gewittern und anderen Meteoren, von Veränderungen die mit Quellen vorgingen, von Erschütterungen des Bodens, von Erscheinungen an den Wellen, von den Auspühlungen, von Veränderungen an den Dünen, von den Veränderungen an den Deichen, von dem Ueberwogen, von der Schnelligkeit des Stroms, von dem Steigen und Sinken des Wassers u. s. w. — Der dritte Abschnitt handelt von den Wirkungen der Sturmfluth. Von der Einwirkung auf das Vorland, wobey Nichts Ungewöhnliches vorgekommen. Von dem Einfluß auf das Binnendeichsland, in welcher Hinsicht nur die Dauer der Ueberschwemmung und die Einwirkung auf die erste und zweyte Erndte angegeben werden konnte. Von der Einwirkung auf die Deiche, unter denen die Schleswigschen Seedeiche am wenigsten gelitten haben, welches der Verfasser ihrer vorzüglich zweckmäßigen Construction zuschreibt. Von den Wirkungen an den Lücken oder Durchfahrten, deren sorgloser Bau oft die Veranlassung von Deichbeschädigungen oder Deichbrüchen gewesen zu seyn scheint. Uebergänge über Deiche, wo solche nicht sorgfältig bekleidet waren, haben sich gefährlich gezeigt. Ebenso Häuser auf den Deichen, die nicht allein Veranlassung zu Deichbrüchen gegeben, sondern auch besonders das Leben von Menschen sehr in Gefahr gebracht haben. Der Verfasser dringt mit Recht — wie solches auch schon von

Anderen geschehen — auf die Gründung der Gebäude auf Wörthen, wie sie besonders in Ostfriesland üblich ist. Von dem Einflusse der Bäume an den Deichen. Von der Wirkung der Sturmfluth auf alte Braaken. Von der Zerstörung der Halligen oder der eingedeichten Inseln des Schleswigschen. — Im 4ten Abschnitt ist von den Mitteln die Rede, welche man zur Sicherung gegen die Wirkungen der Sturmfluthen angewandt hat. Der Vf. führt eine lange Reihe jener Mittel auf und prüft ihre Anwendbarkeit. — Im 5ten Abschnitte theilt der Verf. einige Nachrichten über die Wirkungen früherer Sturmfluthen mit und vergleicht solche mit denen der Sturmfluth von 1825. — Im 6ten Abschnitte werden aus den Erscheinungen bey der Sturmfluth im Februar 1825 und ihren Wirkungen, Erfahrungen in Beziehung auf die Anwendung zweckdienlicher Mittel zur Vervollkommnung der Sicherungsanstalten der Marschgegenden, zur Verhinderung des Verlustes und zur Abwendung der Gefahren bey ähnlichen Vorfällen abgeleitet. Der Verf. handelt u. A. von der richtigen Bestimmung der Deichhöhe; von der Vermeidung alles dessen, was Brandungen an den Deichen bewirken kann; von der Wichtigkeit der Erhaltung der Dünen, wo solches durch nicht besonders kostbare Mittel geschehen kann; von der empfehlungswerthen Erhöhung der Deiche bey einspringenden Winkeln; von den Vortheilen flacher Dossierungen; von der Wichtigkeit nach anhaltendem Regen jede Beschädigung der Dossierung sogleich auszubessern; von dem Erforderniß stärkerer Deichprofile wo kein Vorland ist; von der Vermeidung von Gräben in der Nähe der Deiche; von der besonderen Aufmerksamkeit, welche alte Braaken, Lücken, Uebergänge erfordern; von den Pfählen und Bäumen

an den Deichen, in wiefern solche schädlich oder nützlich sind; von dem Beweiden und Befahren der Deiche; von ihrer Bekleidung; von mannigfaltigen Sicherungsmitteln gegen Deichbeschädigungen. — Angehängt ist eine tabellarische Uebersicht der Durchdeichung der Zeteler Sielbraake, wodurch eine klare Vorsteilung von dem Gange einer solchen gewaltigen Arbeit und von den mannigfaltigen, dabey zu überwindenden Schwierigkeiten gegeben wird. — Zur Uebersicht des Umfanges der Wirkungen der Sturmfluth vom Februar 1825 sind der Abhandlung mehrere Charten beygelegt; so wie zur Erläuterung des Inhaltes viele beygefügte Skizzen dienen. Zur Versinnlichung eines Deichbruches ist von dem Verf. ein instructives Modell zugleich eingesandt worden.

Diese Arbeit entspricht ihrem Inhalte nach in der Hauptsache den Forderungen der Kön. Societät d. W. Was ihre Form betrifft, so läßt sie eine gedrängtere Kürze und die Vermeidung einiger Wiederholungen, durch zweckmäßigere Anordnung des Vortrags wünschen. Daß ein großer Theil des Inhaltes nicht neu ist, liegt in der Natur der Sache. Aber mit größerer Vollständigkeit, als solches in früheren Schriften geschehen, ist der fragliche Gegenstand in dieser Abhandlung behandelt; und wenn gleich auch diese Arbeit nicht als ganz erschöpfend gelten kann, so liefert sie doch einen sehr schätzbaren Beytrag zur Vermehrung des Schazes von Erfahrungen, die als Richtschnur bey Vollkommnung der zur Sicherung gegen ähnliche Gefahren zu ergreifenden Maaßregeln dienen müssen. Die Königl. Societät d. W. hat daher dieser Schrift, mit dem oben angeführten Motto, einstimmig den Preis zuerkannt. Als

Verfasser derselben nannte sich in dem in der Sitzung am 7ten d. M. entsiegelten Zettel:

W. Müller

Kön. Hannov. Ingenieur-Major.

* * *

Für die nächsten Termine sind folgende dconomische Preisfragen aufgegeben:

Für den November d. J.

Das sogenannte **Moorbrennen** nimmt in einigen Gegenden des Königreichs Hannover immer mehr Oberhand; und wenn es gleich nicht verkannt werden kann, daß dadurch die Cultivierung von Flächen, die früher öde lagen oder wenig benutzt wurden, für einen gewissen Zeitabschnitt befördert und ein bedeutender Gewinn erzielt wird; so ist es doch auch auf der anderen Seite erwiesen, daß jene Art der Urbarmachung nicht allein während ihrer Ausübung in anderer Hinsicht nachtheilig wirkt, sondern auch nur unter gewissen Umständen und Modificationen, eine nachhaltige Nutzung der Ländereyen herbeyzuführen vermag; daher man auch hin und wieder darauf Bedacht genommen hat, die Anwendung des Moorbrennens auf gewisse Weise zu beschränken.

Da dieser Gegenstand für die Landes-Oeconomie und Polizey von großer Wichtigkeit ist, so verlangt die Königl. Societät:

„Eine auf Erfahrung gegründete Darstellung und Vergleichung der durch das sogenannte Moorbrennen bewirkten Vorthelle und Nachtheile, nebst ei-

ner Angabe der Maaßregeln, die zur Erhöhung der ersteren und zur Verminderung der letzteren, bey der Anwendung dieser Urbarmachungs-Methode dienen können.“

Die Königl. Societät wünscht, daß bey Beantwortung dieser Preisfrage, besonders auch auf die immer mehr zunehmende Verbreitung des lästigen Moor-dampfes — der unter dem allgemeinen Namen von *Haid-* oder *Heer-Rauch* vielfältig noch verkannt und mit andern Erscheinungen verwechselt wird — Rücksicht genommen werde.

Für den Julius 1828:

„Eine aus gründlichen Untersuchungen der physischen und chemischen Eigenschaften der verschiedenen Mergelarten und sicheren Beobachtungen und Erfahrungen über ihre Wirkung geschöpfte Theorie von dem Einflusse des Mergels auf die Verbesserung des Bodens, nebst einer Anleitung zur rationellen Benutzung desselben bey dem Ackerbaue.“

Für den November 1828:

„Eine möglichst vollständige und auf Erfahrung gegründete Anleitung, wie die natürlichen und künstlichen Schafweiden am besten zu cultivieren und zu verbessern, und wie die letzteren in unserem Clima am vortheilhaftesten anzulegen sind?“

Für den Julius 1829 wurde in obiger Sitzung der Königl. Societät folgende Preisfrage zum ersten Male bekannt gemacht:

Die sehr vortheilhafte Anwendung welche man in England, Frankreich und in einigen

Gegenden Deutschlands von den Knochen zur Düngung macht, ist allgemein bekannt. Die maschinellen Vorrichtungen aber, deren man sich zur Zerkleinerung der Knochen bedient, so wie die Verfahrensarten bey ihrem Gebrauch z. B. in Hinsicht verschiedener Zusätze, sind abweichend und die Meinungen darüber getheilt. Auch ist es nicht zu verkennen, daß man in Norddeutschland und namentlich im Königreich Hannover, die Knochendüngung noch viel weniger, als sie es verdient, benutzt; welches u. A. daraus hervorgehet, daß noch immer bedeutende Quantitäten von Knochen, die dem vaterländischen Boden zu Gute kommen könnten, dem Auslande überlassen werden.

Die Königl. Societät d. W. wünscht dahin zu wirken, daß die Aufmerksamkeit der Landwirthe jenem wichtigen Gegenstande mehr als bisher sich zuwenden und verlangt daher:

„Eine vollständige Darstellung und auf Erfahrungen gegründete Prüfung der Methoden, welche man in verschiedenen Ländern und Gegenden bey der Knochendüngung anwendet.“

* * *

Der gewöhnliche Preis für die beste Lösung jeder von obigen öconomischen Aufgaben, ist zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, innerhalb dessen die zur Concurrnz zulässigen Schriften bey der Societät postfrey eingesandt seyn müssen, für die Julius-Preisfragen der Ausgang des Mayes und für die auf den November ausgesetzten, das Ende des Septembers.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. 119. Stück.

Den 26. Julius 1827.

L o n d o n.

Colombia: being a geographical, statistical, agricultural, commercial and political account of that country, adapted for the general reader, the merchant and the colonist. Published by Baldwin, Cradock and Joy. Vol. I. CXXIV u. 707 S. 1822. Printed by Walker et Greig, Edinburg. Mit dem in Kupfer gestochenen Bildniß des columbischen Ministers Bea, gestochen von W. L. Fry, und einer großen Karte von Columbia. — Vol. II. VI u. 782 S. 1822. in 8. Mit dem Bildniß Bolivar's.

Der so wohlunterrichtete, als edel denkende und einsichtsvolle, aber gleichwohl ungenannte Verf. wollte ein Werk liefern, worin alles, was über Columbien nur zu wünschen ist, anzutreffen seyn sollte, welches gleichsam wie eine kleine Encyclopädie, andere Schriften möglichst entbehrlich mache, und dadurch ist es denn freylich zu einem sehr weitschichtigen Werk angewachsen. Man wird

sich durch die große Menge der historischen Actenstücke, die es in zwey dicken Bänden enthält, durch die vielen Regierungsverordnungen, Verfassungsentwürfe und Gesetze, die Menge der tabellarischen Berechnungen und Waarenlisten, durch den großen Vorrath von Urkunden, amtlichen Berichten, Bulletins der Armee, statistischen Zahlen und genauen Handelsnachrichten nicht ohne Ermüdung hindurchwinden können. Aber eben darum ist es unstreitig ein höchst verdienstliches und gewiß das vollständigste Werk, was wir über diesen neuen Staat besitzen und wohl noch auf lange Zeit besitzen werden. Ueberall sieht man ein Streben nach ängstlicher Genauigkeit und man kann wohl sagen, kaum ist irgend ein Abschnitt oder eine Seite in diesem Buche, die nicht aus amtlichen Quellen geschöpft wäre. Alles ist mit so sichtbarer innerer Sachkenntniß geschrieben, daß wir wahrscheinlich mit Zuverlässigkeit auf die mit so großem Fleiß von dem Verf. gesammelten Angaben bauen können; doch steht er auf den Schultern eines Humboldt, Depons und anderer Reisenden, wie er selbst gesteht, die er theils berichtet, theils am Schluß seiner Einleitung (Seite CXXIII) als Gewährsmänner für seine Unparteilichkeit anruft. Da wir schon ein allgemeines Bild von Columbien in diesen Blättern entworfen haben (Jahrg. 1825 134. St. S. 1329 — 1341, nach Molliens Reise), so können wir jetzt kürzer seyn, und überlassen es dem Leser, das Gemälde dieses Buches an Molliens Maaßstab zu halten, um auszumitteln, ob und wie viel gleichsam die eine Skala von der andern abweiche. Aus der Mittheilung der vielen Actenstücke und zugleich aus der Anonymität darf man vielleicht schließen, daß der Verf. dieses Werks ein angesehener englischer Staatsbeamter

oder ein ausgezeichnet gebildeter Kaufmann sey, der lange Zeit in Südamerika gelebt haben muß, um sich eine so genaue Kenntniß des Landes zu erwerben, vielleicht ein englischer Agent oder ein Consul in einer columbischen Stadt, der sich nicht anders als durch nahe Bekanntschaft mit columbischen Staatsmännern, wie z. B. einem Don Antonio Francisco Zea, Garcia, Trifarri u. a., diese hier abgedruckten amtlichen Urkunden und Belege zu verschaffen wußte, deren einige sogar im spanischen Original mitgetheilt sind. Auf diese sich stützend gewährt er uns doch ceteris paribus eine festere Grundlage, als die etwas mehr schwankende und flüchtige Schilderung Molliens, die nur auf einer Durchreise eiligst zusammengerafft ist; obwohl der engl. Vf. freylich als ein mehr beredter und feuriger Lobredner Columbiens erscheint (was leicht auf eine zu einseitige Vorliebe könnte schließen lassen), wogegen Mollien lange nicht so gut darauf zu sprechen ist — beide ganz im Character ihrer Regierungen: der Engländer sucht mehr die den Briten zufallenden Vortheile der Anerkennung Columbiens von Seiten des englischen Cabinetts ins Licht zu setzen und diese Anerkennung zu preisen; der Franzose spricht mehr im Sinne der Columbien abgeneigten französ. Regierung.

Die Einleitung zum I. Band zerfällt in folgende drey Abtheilungen:

I. Ueber die Anerkennung Columbiens als unabhängiger Staat. Mit philosophischer Gründlichkeit, in logischer Ordnung und mit vieler Wärme geschrieben. Da ein Theil von Columbien an die Südsee oder das stille Meer grenzt, so wird es bald nach China und Ostindien handeln und die ostindischen Waaren schnell durch Canäle und Flüsse und über Panama nach West-

indien bringen, von wo die Europäer sie schneller beziehen könnten, als geradezu aus Ostindien — also ein neuer Handelsweg, beynahe so wichtig wie die Entdeckung des Kap's der guten Hoffnung. So werden die guten Folgen der Anerkennung für Spanien, England und das übrige Europa in lichtvoller Anordnung auseinandergesetzt, und dieß ist also einer der anziehendsten Abschnitte des ganzen Werks. Volk's Enthusiasmus vergleicht der Verf. den jungen Staat Columbien an mehreren Stellen mit dem neu erstandenen Griechenland, und wünscht mit sehr liberaler und wahrhaft menschenfreundlicher und aufgeklärter Denkungsart, die er überall an den Tag legt, als echter, freygeborener Britte diesen beiden jungen Freystaaten, Griechenland und Columbien, das glücklichste Gedeihen. Die, Columbien betreffende Anerkennungsacte der vereinigten Staaten von Nordamerica wird nebst allen Beylagen vollständig hier abgedruckt und den französischen Widersachern werden hier und da Seitenhiebe ausgeheilt. Da, wo der Verf. die bekannte Idee Herders anführt, daß die Auswanderung so wie die Fortbildung der Menschheit den Weg von Osten nach Westen um die Erdkugel nehme, meint er, die letzte Wolke des Aberglaubens und der Knechtschaft werde bald in Südamerica verschwinden. Allerdings, wenn alles so ginge, wie Bolivar's Partey es will. Aber wir machen dem Verf. den Einwurf mit dem Katholicismus und der Negerclaverey. So lange Papstthum und katholische Bigotterie in Südamerica dauern werden, ist an kein Verschwinden des Aberglaubens zu denken. Und in ihren Pflanzungen werden sie stets des starken Arms der Negerclaven bedürfen, deren Entknechtung nur sehr langsam und allmählich vor sich

gehen darf, wenn nicht ähnliche Blutszenen wie einst auf St. Domingo erfolgen sollen. In einer diplomatischen Note des Herrn Zea wird die columbische Armee auf 60,000 Mann angegeben und die Stärke der Reservearmee eben so hoch. Das Journal des Debats schlägt die columbische Armee nur auf 8000 bis 10,000 Mann an. Ein columbischer Agent gibt die Bevölkerung Columbiens auf mehr als 3,600,000 Mann an; es sey stets frey von allen den Orkanen, die in den Antillen herrschen (ganz gegen Mollien's Behauptung. Stürme sind allerdings häufig bey Maracaibo, Popayan, Quito und Guayaquil; aber die eigentlichen Orkane Westindiens erreichen Columbien nicht); der Ackerbau sey weiter als im übrigen spanischen America; an edeln Metallen stehe es Mexico und Peru gleich, doch ihre Gewinnung sey noch leichter und wohlfeiler; der Heldenmuth des Heers glänzte am meisten in den berühmten Schlachten bey Boyaca und Carabobo, in der Eroberung von St. Martha, deren 17 Batterien alle erstürmt wurden, und in der Einnahme von Carthagena und Cumana. In Newyork wurden große Bestellungen auf Drucklettern für Südamerica gemacht.

II. Abtheilung. Die englische Anleihe für Columbien. Ihre Nothwendigkeit wird gezeigt und gerechtfertigt, der geschichtliche Verlauf derselben wird erzählt und nicht nur der Kredit Columbiens, sondern auch das Benehmen des Unterhändlers, Herrn Zea, wird durch Mittheilung amtlicher Beweisstücke kräftig in Schutz genommen. Die ganze columbische Staatsschuld, mit Einschluß der englischen Anleihe, beläuft sich noch nicht auf zwey und eine halbe Million Pfund Sterling: während die Staatsschuld der vereinigten Staaten von Nordamerica zur Zeit ihrer

Befreyung 9,012,992 Pf. St. einheimische, und 2,488,455 Pf. St. auswärtige Schuld betrug. Das Urtheil fällt also sehr zu Gunsten Columbiens aus. Als Sicherheit für die Darleiher dienen die Staatsdomänen, z. B. die reichen Salzwerke von Zipaguira. Der Krieg hat keineswegs die Hülfquellen erschöpft; sie sind vielmehr unerschöpflich, weil sie in Bergwerken, Perlfischerey u. s. w. bestehen. Eine große Denksäule mit der Inschrift aller Namen der Patrioten und fremden Darleiher soll in der Hauptstadt errichtet werden. Unter allen vormaligen spanischen Kolonien liegt der columbische Staat Spanien am nächsten, d. h. nur 30 — 40 Tage zu segeln. Da nun Spanien nicht einmal diesen nächsten Punct bisher wieder erobern konnte, so sind alle spanische Kolonien in America sicher vor neuen Angriffen der Spanier und also auch die Darleiher gesichert. Die Republik Chili betrachtet der Verf. irriger Weise als gut eingerichtet und völlig frey von allen Spaltungen oder Unruhen. Wenigstens lauteten die neuesten Nachrichten doch ganz anders und sehr nachtheilig. Der Kredit von Columbia steht jetzt höher als der aller andern südamericanischen Republiken und selbst als der Kredit einiger alten europäischen Staaten.

III. Abtheilung. Koloniewesen in Columbien. Es wird für Fremde sehr einladend und vortheilhaft geschildert, selbst Mexico und Peru muß durch die Vergleichung verlieren. Erziehung und Aufklärung wird durch die Regierung sehr begünstigt. Hier wird Oestreich und Rußland vom Verf. ein wenig mitgenommen. Daß die columbische Regierung schon gleich anfangs Bildung und Aufklärung befördert (eben so wie das neu erstandene Hellas), ist ein Beweis, daß die Re-

volution beider Länder nicht eine bloße augenblickliche Aufwallung und nicht die erste Hize einer Faction sey. Wer in England, trotz der größten Arbeit es nur zu einem Bedienten bringen kann, der könne in Columbien sogleich schon bis zum Herrn hinaufsteigen (!)

Im I. Kapitel des Werks folgt nun 'die allgemeine Beschreibung des Landes,' in eilf Abschnitten z. B. über Umfang, Berge und Thäler, Klima, Erdbeben und Vulkane (wo der Verf. unter den früheren Beyspielen, etwas auffallend, das große Erdbeben von 1812 unerwähnt läßt, dessen er jedoch anderswo gedenkt), über die Jahreszeiten, Flüsse und Seen, die jährlichen großen Ueberschwemmungen und deren Ungesundheit in der Regenjahrszeit, die Entdeckung des Landes durch Colombo, weshalb man richtiger Colombia schreiben solle (nicht u, sondern o), wie es auch der Verf. jedesmal schreibt; dann eine kurze ältere Geschichte des Landes und die Eintheilung in Provinzen. Der Glimmerfelsen 'El Dorado' liegt auf einer Insel in dem See Parima an der Grenze von Guiana, eine Stelle, die man aber auf der so ungemein fleißig und schön gestochenen, nach Humboldt und andern Quellen entworfenen Karte doch vergebens sucht, weil an dieser Stelle eine sinnbildliche Zeichnung angebracht ist, die Figur des Flußgottes Drinoko und der Flußgöttinn Magdalena in liegender Stellung, wie sie das neue Wappen des Staats halten, darstellend. Das obere Feld desselben enthält zehn Sterne auf himmelblauem Grunde, das untere linke Feld ein laufendes Pferd auf rothem Grunde, das untere Feld zur Rechten zerbrochene Waffen des Feindes auf goldenem Grunde, mit der Unterschrift als Wahlspruch: ser libre o morir (frey seyn oder sterben). —

Der Regen bringt oft in einem Tage mehr Wasser, als in Europa in sechs Tagen. — Im II. Kapitel folgt 'die besondere Beschreibung des Landes', in 46 Abschnitten, deren jeder abwechselnd eine Provinz und dann eine Hauptstadt derselben äußerst ausführlich und genau schildert. Der Verf. scheint alles so recht con amore gesammelt zu haben, sonst könnte er wohl nicht das mühsame Geschäft vollbracht haben, einen so großen Reichthum von Notizen und Thatsachen so musterhaft zu verarbeiten. Wir bewundern die Geduld, womit diese chaotische Masse von bunten Scenen und seltsamen, oft ellenlangen Namen der Dertex in diesen topographischen doch nicht trocknen Schilderungen so sorgfältig geordnet und untergeordnet sind. Desto mehr ist es schade, daß diese bunte Masse fremder Namen, die im Werke zerstreut liegen, nicht durch ein alphabetisches Sachregister am Schluß zusammengefaßt ist, um die Wiederauffindung zu erleichtern. Ehemals war dieß in der literarischen Welt allgemein Sitte, aber jetzt werden die modernen Schriftsteller gar zu bequem. Vor dem gegenwärtigen Werk findet man bloß eine gewöhnliche Inhaltsübersicht, die nicht hinlänglich ist. Denn so folgen z. B. von Seite 50 bis 60 treffliche Bemerkungen über das gelbe Fieber und andere Krankheiten von Columbien, Bemerkungen, die sich in dieser weitläufigen Masse ohne Wegweiser ganz verlieren und doch für die Gesundheit der Menschen so wichtig und lehrreich werden könnten. Der sehr belesene Vf. hat die thermometrischen und barometrischen Beobachtungen aus Humboldt genau an ihrem betreffenden Ort eingetragen, und auch eigene angestellt; überhaupt kommen gute Naturbeobachtungen aller Art vor, Botanik und Mineralogie

sind auch nicht vergessen, kurz die Leser von allen Klassen werden hier Befriedigung finden. Wind- und Wetterbeobachtungen gehen durch ganze Seiten fort. Hagel fällt nur alle 5 Jahr oder auch gar nicht; Mondsteine sind bey uns häufiger als dort Hagel. Endlich treffen wir hier doch auch eine Universität an: sie besteht in Caraccas seit 1792 und besitzt alle 4 Facultäten. Die Einwohner dieser Stadt sanken von 50,000 unter 20,000 herab. Ein Professor der Vocalkirchenmusik lehrt sämtliche Studenten die katholischen Chorale tactmäßig singen! Puerto Cabello ist der beste Hafen in ganz America, und Laguayra der heißeste. In Cumana wird Humboldts Andenken noch jetzt durch den Beynamen: sabio (der weise und gelehrte) hochgeehrt (I. 160). Dieß ist der wohlfeilste Ort auf der ganzen Erde; Eyer dienen hier als Münze und die Armen trinken Punsch. Die Insel Margarita ist noch wohlfeiler als Cumana. Der 12te Abschnitt enthält vieles über die Festungswerke von Columbien. Nicht Barinas, sondern Cumanacoa in der Provinz Cumana liefert den besten Taback. Die größte Merkwürdigkeit unweit der Hauptstadt Bogota ist der große Wasserfall des Flusses Tequendama, eines Arms der Magdalena und des Flusses Funza oder Bogota, der 140 Fuß breit ist und vor dem Fall nur 35 Fuß schmal wird, daher mit größerer Stärke 600 Fuß steil herabstürzt. (Der Staubbach in der Schweiz ist 800 bis 925 Fuß hoch, der Niagara nur 144 Fuß hoch.) Die Beschreibung der Hauptstadt Bogota ist hier doch vortheilhafter, als bey Mollien, obgleich der Verf. nur 4 Kirchen, Mollien aber 27 angibt. In Bogota ist eine Münze und in Popayan ebenfalls. In Merida ist das Klima so abwechselnd, daß man

täglich alle vier Jahreszeiten durchmacht; es hat eine hohe Schule. Seltsam sind die Brücken von Baumwurzeln geflochten und über den Fluß gespannt; auf andern rutscht man herüber, wie von den Pariser Rutschbergen, aber so schnell, daß der hölzerne Sitz starke Funken sprüht wegen der Reibung. Die Schokolade von Magdalena ist die berühmteste. Am Schluß dieses Kapitels wird noch eine amtliche Liste der jetzigen Bevölkerung und über die Vertheilung der Volksvertreter einer jeden Provinz gegeben, wie sie zum columbischen Kongreß oder zur Ständeversammlung gewählt werden. Ihre Gesamtzahl besteht aus 28 Senatoren und 95 Volksrepräsentanten; künftig werden aber 50 Senatoren seyn. Je mehr man sich in dieß ganze topographische Kapitel hineinlieset, je mehr entdeckt man, daß der Verf. doch noch zu genau Humboldt gefolgt ist, den er an vielen Stellen wohl nur abgeschrieben hat, was sich dadurch zu verrathen scheint, daß er noch die jetzt längst veralteten Titel 'königlich' u. dergl. gebraucht, indem er z. B. sagt: in Popayan ist eine königl. Münze, Quito grenzt an das Königreich Peru, in der Stadt Quito ist der Pallast der königlichen Audienza; er spricht noch von einer 'Präsidentenschaft' Quito (ein Titel, der jetzt auch wol abgeschafft seyn wird. In diesen Fällen hätte das Wort *former* dabey stehen sollen). Doch ist dieß wohl nur eine kleine Nachlässigkeit, da sie nur an wenigen Stellen vorkommt. Humboldts Name wird zwar bisweilen als Gewährsmann genannt, aber sehr oft auch gar nicht, wo er doch offenbar benutzt ist, und ein Kapitel oder eine Seitenzahl aus seinen Werken wird nirgends angeführt. Die Stellen aus Humboldt hätten wenigstens durch irgend ein Kennzeichen, wie z. B. durch ein bloßes

H bezeichnet werden sollen. In der Vorrede gesteht der Verf. jedoch aufrichtig, daß er Humboldt, Depons und Andern viele Verpflichtungen schuldig sey, die er willig anerkenne, und daß er oft sogar ihre Worte selbst benutzt habe, ausgenommen, wenn die Weitläufigkeit derselben eine Abkürzung, oder ihre Unrichtigkeit eine Verbesserung erfordert hätte; dieß Werk habe sowohl der Compilation als der eigenen Composition bedurft, da der Zweck desselben sey, dem Leser einen größeren Vorrath von Nachrichten in Einem Werk concentrirt vorzulegen, als sonst in vielen andern Werken zerstreut anzutreffen seyen. Dieß topographische oder II. Kapitel scheint wenig mehr, als was Humboldt gibt, zu enthalten; aber diese gut und neu geordnete Compilation ist doch auch schon verdienstlich und immer brauchbar. Bey jeder Provinz ist zwar das Geschichtliche kurz angegeben, aber nur aus der Vorzeit, nicht die berühmten Schlachten aus dem neuesten Befreyungskriege; will man z. B. über die berühmte Schlacht bey Boyaca etwas wissen, so muß man erst das ganze Werk durchsuchen. Auch hieraus scheint also hervorzugehen, daß zu Humboldts Angaben wenig hinzugefügt ist. Sollen wir nun von hier auf die übrigen Theile des Werks schließen, so scheint es, der Schluß dürfte nicht so besonders vortheilhaft ausfallen, als man anfangs glauben möchte und zu glauben berechtigt war. Der Vf. hat redlichen Fleiß angewendet, das ist nicht zu leugnen; aber wie hoch der Grad seiner Kritik und Umsicht sey, können wir nicht beurtheilen; ob er das Sonst und Jetzt gehörig gesondert habe, ob er den neuesten Zuwachs an Kenntniß des Landes immer sorgfältig nachgetragen und die Quellen so wie den Unterschied oder die Scheidungslinie des alten und

neuen Zustandes scharf genug nachgewiesen, was wir nicht zu bestimmen. Wäre der Vf. ein Augenzeuge der Begebenheiten und hätte er in Columbien selbst einige Zeit verweilt, so würde er es vermuthlich in dem Vorwort gesagt haben. Man muß jedoch auch nicht zu viel auf einmal verlangen, sondern das Gegebene mit Dank aufnehmen, zumal da bey der großen Entfernung des Landes nur langsam Schritt vor Schritt die Kunde fortschreiten und immer erst ein Buch nach dem andern vollkommener werden kann.

III. Kapitel. Bevölkerung des Landes im allgemeinen und die spanische Bevölkerung insbesondere. In 9 Abschnitten, nämlich über die Vertheilung und die Anzahl der Bevölkerung, ihren allgemeinen Bildungszustand, über Ehen und Kinder, öffentliche Erziehung, Geistesfähigkeiten der Einwohner, Religion, Zustand der Sitten im allgemeinen, Sitten in Carraccas und Cumana insbesondere. IV. Kapitel. Ueber die indianische Bevölkerung. Schließt sich dem Sinne nach genau an das vorige Kapitel an und ist in 24 Abschnitte getheilt, deren 15 erste eine nähere Beschreibung von 14 verschiedenen Indianerstämmen enthalten, z. B. den bekannten Karaißen, Quaquas, Sambos, Chaymas u. s. w. Die 9 letzten Abschnitte dieses Kapitels handeln über die Nahrungsmittel der Indianer, ihre Ehen, Kleidungsart, Lebensweise, Künste und Handwerke, Religion, Kriege, über die gebildeten Indianer und über die Missionen. Hiermit schließt der erste Band. Diese beiden Kapitel enthalten mehr eigene Gedanken und neue Beobachtungen. Man findet dort so viele nicht urbar gemachte und vernachlässigte Aecker deshalb, weil die Fruchtbarkeit eines kleinen Feldes schon so groß und hinreichend ist, ganze Familien zu ernähren, denn Pisangs,

Bananen und Getraide geben hundertfältig. Daher geht auch die moralische Kultur langsamer als bey uns. Wichtig sind drey vollständig mitgetheilte Verordnungen der Regierung über die Errichtung neuer Lehranstalten und hohen Schulen, über die Pressfreyheit und über Abschaffung der Inquisition. Es herrscht dort eine übertriebene Etiquette, Adelsstolz, Hang zum Processiren, aber auch viel Gastfreundschaft. Oft weiß man leider nicht, ob der Vf. aus eigener Erfahrung spricht, oder ob er aus fremden Büchern geschöpft hat und aus Reisebeschreibungen referiert. Lange weiß man selbst nicht, wie man dran ist; bis man endlich erfährt, er habe dieß und jenes aus Depons, Lavanasse, La Condamine, Bouguer, Ulloa, Alcedo, Don M. J. Ganz aus Venezuela, Oltmanns und am meisten aus Humboldt. Die Stelle über gelehrte Schulen in Caraccas steht unrichtig im 8. Abschnitt 'über die Sitten von Caraccas.' Sie hätte im 4. Abschnitt 'über die öffentliche Erziehung von Columbien' stehen sollen. Die Einrichtung der Posten ist noch sehr mangelhaft; das Postwesen geht langsam. Die Bevölkerung ist nach Verhältniß der Größe des Landes sehr gering. Ein Abschnitt über Literatur, schöne Künste, Dichter und Schriftsteller fehlt ganz, weil diese Dinge noch sehr in ihrer Kindheit sind, und doch kommt ein Abschnitt über die Handwerkskünste der wilden Indianer vor! Selbst Zeitungen werden nicht erwähnt, obgleich diese, wie wir wissen, doch da sind. Zuweilen wird man ganz irre an dem Vf. und man weiß nicht, ob er oder Humboldt oder ein anderer Reisender spricht? ob er ein Gelehrter, ein studierter Kaufmann, oder ein Naturforscher, oder Geschichtschreiber ist? Aus S. 608 scheint zu erhellen, daß der Vf. ein Professor der Botanik seyn möge. Wenigstens verrieth der Verf. viele botanische und medicinische

Kenntnisse. Aber man möchte doch wohl fragen: woher hat denn der Vf. seine Kunde von Columbien an den Stellen, wo er seine Gewährsmänner nicht nennt? und da dieser Ursprung der Kunde nicht angegeben ist, wird sie nicht wohl verdächtig durch die Namenlosigkeit des Vf.? dieß letztere wollen wir jedoch keineswegs behaupten, da er das Ganze so sorgfältig und so verständig geschrieben hat. Aber man kann doch nicht alle Zweifel unterdrücken, wenn man nicht eine Bürgschaft dadurch in Händen hat, daß der Vf. sich nennt; bey so entfernten Ländern ist dieß um so mehr nöthig, weshalb auch so wenig Reisebeschreibungen sich volles Vertrauen erwerben. Besonders wenn der Vf. sich selbst nicht nennt, gerade dann muß er desto eher seine Quellen nennen, aus denen er schöpfte, und muß sie jedesmal aufs genaueste und schärfste angeben, als Ersatz für die Anonymität. Zwar hat er in dem Vorwort seinen Freund Herrn Miranda genant, von dem er jedoch nur die Beyträge zur Geschichte von Columbien erhielt, die im II. Bande steht. Es ist, wie es scheint, der berühmte General Miranda, der für die Freyheit kämpfte und fiel.

Der II. Band beginnt mit einer Darstellung der Landesproducte, in 10 Abschnitten: über Bergwerke, Perlfischerey, Zucker, Kaffee, Kakao, Taback, Baumwolle, Indigo und andere vegetabilische und animalische Producte (S. 1 — 153). Die Goldminen geben jährlich 2,500,000 Piaster. Die vielen Heilquellen werden noch sehr wenig benutzt. Die landwirthschaftlichen und technologischen Bemerkungen über Zucker, Kaffee ic. sind ausführlicher, als man nach dem Titel des Werks hätte vermuthen sollen. Das zweyte Kapitel schildert den Handel auf 140 S. in folg. eilf Abschnitten: Früherer Zustand des Handels, gegenwärtige Ausichten desselben, Waaren, die für den columbischen

Markt passen, Zustand des Handels und Einfuhrzölle 2c., Verkäufe, der Handel im Kleinen, gegenseitiger inländischer Handel, Ankauf der Producte 2c., Ausfuhrzölle nebst Fracht und Versicherungen 2c., Belauf der Aus- und Einfuhren, Handel von Guayana und insbesondere Handel mit Thieren. Die Hälfte dieses ganzen Kapitels nimmt eine sehr ermüdende Beschreibung des Orinokoflusses ein, die aus älteren Reisebeschreibungen compiliert ist. Allein es ist doch mit Kritik und Umsicht geschrieben und alles ist cum grano salis gesichtet; überhaupt ist in der Regel eine gute Auswahl getroffen und eine lehrreiche Zusammenstellung der Data gegeben. Diese lange Beschreibung des Orinoko hätte eigentlich nicht in dem Kapitel vom Handel stehen sollen, sondern in dem topographischen Theil des Werks; jedoch ist sie mit Beziehung auf Schiffahrt und Handel geschrieben. In diesem Kapitel vom Handel kommen viele neue Data vor, die, wie es scheint, dem Vf. eigenthümlich angehören. Eine kurze Anweisung zum vortheilhaften Handel nach Columbien ist vorzugsweise für englische Kaufleute geschrieben. Es gibt dort keine Handelsbörsen, keine Papiere zum Discontieren und keine Preis-courante. Die Städte sind dort vielmehr Factoreyen, als Handelsplätze. Die Angaben der Aus- und Einfuhren sind wenig jünger, als das Jahr 1807. — Das dritte Kapitel: Historische Begebenheiten und politischer Zustand des Staates, ist das größte im ganzen Werk und bildet eigentlich schon ein kleines Werk für sich; denn es ist 404 Seiten stark. Die geschichtlichen Data vom J. 1797 an sind hier natürlich weit vollständiger zusammengereicht, als in Molliens Reise. Die ältere Geschichte von Columbien wird hier nicht wiederholt, da sie schon anderswo an verschiedenen Stellen dieses Werkes, besonders in dem topo-

graphischen Abschnitt (Th. I, 2. Kap.) oftmals be-
 rührt, wiewohl nicht chronologisch vorgetragen ist.
 Auszüge aus diesem geschichtlichen Kapitel lassen
 sich nicht geben. Die Erzählung ist überall le-
 bendig und geistreich. Auch hier sind wieder viele
 geschichtliche Documente gegeben, z. B. Reden von
 Bolivar, Schlachtberichte, mehrere Proclamatio-
 nen, die Grundverfassung von Columbien, und
 ein eigener Artikel über das columbische Finanz-
 wesen, nebst einem andern über das Gerichtswes-
 sen. — Dann folgt noch zum Schluß ein Abschnitt
 unter dem Titel: Anhänge (appendices), näm-
 lich: 1) Ueber den Handel nach Columbien; Ab-
 schrift des Briefwechsels zwischen einigen nach Co-
 lombien handelnden englischen Kaufleuten und dem
 Secretär der brittischen Admiralität vom Jahr
 1822. — 2) Schilderung der politischen Laufbahn
 Bolivars, aus einem periodischen Werk. — 3)
 Schilderung des öffentlichen Gastmahls, welches
 dem columbischen Gesandten Don F. A. Sea zu
 Ehren in London Tavern am 10. Jul. 1822 sehr
 feyerlich veranstaltet wurde. Nebst wörtlicher Mit-
 theilung aller dabei vorgetragenen Reden, Arien,
 Toasts ic. — 4) Nochmals ein Bericht über die
 columbische Anleihe, so genau detailliert wie ein
 Parlamentsbericht und mit allen Originalbriefen
 als Belegen, die aus echten Quellen geschöpft
 sind, womit das Werk schließt. — Ungeachtet der
 Namenlosigkeit und der theilweisen Compilation
 verdient diese Schrift doch die größte Aufmerk-
 samkeit, weil sie unstreitig das ausführlichste Werk
 ist, was wir bis jetzt über Columbien besitzen.
 Unter allen Ländern der vormals span. Colonien,
 ja fast der ganzen neuen Welt wüßten wir kaum
 irgend eines, das mit einem so reich ausgestatte-
 ten Werk und mit so speciellen Forschungen be-
 ehrt worden wäre.

D. C. Fken.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 28. Julius 1827.

London und Calcutta.

Von da haben wir neulich folgende Fortsetzungen der Societätschriften über Asien und seine Literatur erhalten:

1. Transactions of the royal Asiatic Society of Great-Britain and Ireland. Vol. I. Part. II. London. 1826. S. 155 — 382 in 4.

Dieser zweenste Theil des ersten Bandes enthält folgende Abhandlungen:

X. Analytical account of the Pancha Tantra, illustrated with occasional Translations. By Horace Hayman Wilson. S. 155 — 200. Das berühmte indische Fabelbuch Pancha tantra (oder Panchopakhjanam, beides bedeutet 'fünf Bücher') verdient eine ausführliche Untersuchung, die hier ein um die Sanscritliteratur nicht wenig verdienster Gelehrter beginnt. Denn jenes Buch enthält die älteste bekannte Fabelsammlung, in welcher je-

doch die Fabeln nicht abgerissen und einzeln stehen, wie in den äsopischen und lokmanschen Sammlungen, - sondern durch Aehnlichkeit des Inhalts so verbunden sind, daß sich um alle das lose Band einer fortlaufenden Geschichte schlingt. Abgekürzt ist aus diesem Fabelnbuch später der Hitopadesa, der in Europa durch Wilkins und Jones viel bekannter geworden ist als seine Quelle; aus beiden indischen Werken sind bey allen gebildeten Völkern der Erde zahlreiche Uebersetzungen und Nachbildungen entstanden, wie Kalila Damana (so, und nicht Dimnah, wie de Sacy wollte, ist nach dem Sanscrit zu lesen) bey den Arabern, Anwar Sohaili bey den Persern u. s. w. Die Aehnlichkeit des Pantscha tantra und des Hitopadesa ist bey allen Abänderungen noch groß genug geblieben: Eingang und Schluß sind sich fast ganz gleich; beide werden dem Wischnusarma zugeschrieben; die Reihe der Bücher ist verstellt, aber der Inhalt derselbe; beide enthalten nicht sowohl allgemeine Moral, als moralisch-politische Rathschläge zur Belehrung junger Fürsten (daher ihr Name nithisastram). Fragt man, wie und warum der Hitopadesa entstanden sey? so führen einige Notizen, die der Verf. S. 175. 198 beyläufig gibt, zu einigem Aufschluß. Das Pantscha tantra ist voll von Sathren auf die Dummheit und Untugenden der meisten spätern Brahmanen: im Hitopadesa wird diese Schattenseite hingegen vermieden; im ersten wird Saraswati, im zweyten Siwa am Eingange angerufen: ist also nicht das Pantscha-tantra in einer andern Gegend und unter anderm Cultus geschrieben? und erscheint nicht der Hitopadesa bloß als eine für andere Zwecke berechnete Uebersetzung und Ab-

Kürzung des ältern Werks? Eine Uebersetzung des ersten Werks hält Hr. Wilson bey der großen Uebereinstimmung beider Werke für überflüssig: die zu Paris 1824 erschienene muß ihm also noch unbekannt gewesen seyn. Von den im Hitopadesa nicht stehenden Fabeln gibt indes Hr. Wilson viele Uebersetzungsproben, zu denen wir den Sanscrittext ungern vermissen. Eine Nachschrift des Hn. Colebrooke lehrt, daß Indien außer dem Hitopadesa noch andere Nachbildungen des Pantsha tantra kennt. — XI. Inscriptions upon rocks, in South Bihár, described by Dr. Buchanan Hamilton, and explained by Henry Thomas Colebrooke S. 201 — 206. Obgleich die Uebersetzung von der Hand eines Colebrooke die richtigste ist, die wohl ein Europäer geben kann, so wünschten wir doch der Paläographie wegen ein Facsimile hinzugefügt zu sehen. Die Inschriften sind von den Jahren 1229 und 1219 der Aera des Bikramaditja oder 1173. 1163 n. Chr. — Wichtiger sind XII. Comments on an Inscription upon Marble, at Madhucarghar; and three Grants Inscribed on Copper, found at Ujjayani, by Major James Tod. S. 207 — 229. Herr Tod entdeckte drey große, jedoch etwas verstümmelte Inschriften auf Kupfer, die er sich von einem Pandita übersetzen ließ: eine viel richtigere Uebersetzung fügt aber Hr. Colebrooke in dem folgenden Aufsatz (XIII. Three Grants of Land, inscribed in Copper translated. S. 230 — 239) mit einem Steinabdruck hinzu. Es sind drey Schenkungsbriefe, in denen devote Könige angesehenen Brahmanen den ewigen Besiß großer Ländereyen bestätigen: die erste ist vom König Lakschmi-varna-deva im

S. 1200, die zweyte von seinem Bruder Dschajavarna-deva. Solche Inschriften haben nicht bloß paläographischen Nutzen: sie sind auch für Geographie und Geschichte wichtig, und können, wenn sie mit Vorsicht zur Feststellung der politischen Geschichte gebraucht werden, eine Lücke ausfüllen, die man sonst in der altindischen Literatur sehr schmerzlich empfindet. Jene Könige gehören zur Dynastie der Pramara oder Quara (Pomar, vielleicht = Porus, ein Wort, welches oft als altindischer Königsname vorkommt): von diesen ausgehend sucht Herr Tod auch über andere Theile der indischen Geschichte, vorzüglich des Mittelalters, einiges Licht zu verbreiten; die zwey geschichtlichen Werke (Cumara-palatscharitra und Bhodscha-tscharitra), die er außerdem benutzet, kleiden jedoch die Geschichte zu sehr in Allegorie ein, als daß man ihnen trauen könnte. Als ein Zweig der Pramara finden sich auch S. 210 die berühmten Hunnen, die also, wenn der Name nicht zufällig ähnlich ist, aus dem Norden nach Indien eingewandert seyn müssen: wie denn überhaupt die Brahmanen aus dem mittlern Asien stammen mögen. Mehrere Erscheinungen in der Geschichte der Inder und Perser führen den Verf. S. 218 zu der Frage, ob nicht die von Richardson hingeworfene Idee, daß das Feudalsystem aus Asien stamme, wirklich Vertheidigung verdiene? Das indische Feudalsystem möchte allerdings eine Vergleichung leiden; aber das Verhältniß der persischen Satrapen scheint doch gänzlich verschieden zu seyn. — XIV. Some account of a secret association in China, entitled the Triad Society. By the late Dr. Milne — communicated by Robert Morrison. S.

240 — 250. In China findet sich eine geheime Gesellschaft, die sich san ho hwuy d. h. societas trium junctorum nennt; sie rühmt sich gleich bey der Schöpfung gestiftet zu seyn, und hat sich ungeachtet der härtesten und grausamsten Gegengesetze und Verfolgungen nicht nur in ganz China, sondern selbst in Indien außerordentlich verbreitet. Ihr Zweck mag zuerst unschuldig oder wohlthätig gewesen seyn: seit langer Zeit aber ist er völlig vom Sittlichen entartet: denn als Hauptzweck gilt jetzt gegenseitige Hülfe gegen Gefahr, durch welche Mittel sie auch erreicht werden mag. Die Mitglieder halten sehr viel von der Zahl 3; die 3 Sachen, nach denen sie sich nennen, sind t'heen, te, jin Himmel, Erde, Mensch; welches der Verf. daher erklärt, weil die Gesellschaft sich rühme seit der Schöpfung zu dauern: leichter könnte man in der Formel einen mystisch-pantheistischen Sinn suchen, den die Religion des Buddha oder Fo sehr begünstigt. In ihren Einweihungszeremonien, ihren geheimen Zeichen, ihrem Zweck findet sich, wenn man die jetzige Sittenentartung der Mitglieder ausnimmt, eine so große Aehnlichkeit mit denen der Freymaurer, daß Hr. Milne wohl mit Recht fragt, woher diese zu erklären sey? — XV. A short account of the Sauds. By William Henry Trant. S. 251 — 253. Dieser kurze Bericht enthält eine sehr angenehme Nachricht über eine religiöse Secte der Inder. Im Schooße der Inder, auf deren jetzt völlig entartete Religion der Menschenfreund nur mit Bedauern herabsieht, hat sich seit d. J. 1600 (1544) eine religiöse Secte von gänzlich entgegengesetzten Ansichten gebildet, deren Hauptsitze in Dehli, Agra, Dschajapur und Farrukhabad sind. Sie

sind besonnene Deisten, verwerfen allen Götzen-
dienst, führen ein strenges sittliches Leben ohne
in Schwärmerey zu gerathen: in allem gleichen
sie den Quäkern. Ihre Gottheit nennen sie
Satkara (Gutesthund?). Warum rath der Vf.
nicht den europäischen Missionaren, sich an diese
indische Secte näher anzuschließen, und durch
deren Hülfe das Christenthum zu verbreiten,
sollte es auch zuerst ohne ein Aufdringen der
die Vernunft übersteigenden Dogmen geschehen. —
XVI. Extracts from Peking gazettes. Trans-
lated by John Francis Davis, communi-
cated by Sir G. Th. Staunton. S. 254 —
258. Die Auszüge betreffen Finanzangelegen-
heiten der Provinzen; angehängt sind 6 Münzen
von den 6 Mandschu-Kaisern, die bisher China
beherrscht haben; diese führen chinesische und
Mandschu-Inschriften. — XVII. Memoir of
Bundelkhund. By Captain James Franklin.
S. 259 — 281. Bundelkhund oder das Land
der Bundelas ist ein wichtiger District des nörd-
lichen Indien, zwischen dem Jamunafluß, Be-
rar, Malwa und Baghelkhund, mit 2,400,000
Einwohnern. Der Verf. kennt diese Landschaft
sehr genau und beschreibt zuerst ihre neuere und
neueste Geschichte, dann die Flüsse, Seen, Ge-
birge, Einwohner, mit seltenem Fleiß. Das
Land war sehr lange ein ewiges Streitfeld sei-
ner Radschahs, der Muhammedaner und der
Mahratten, bis es endlich vom Jahr 1804 an
unter britischen Einfluß kam, und 1817 der
Veischwa förmlich allen seinen Rechten und An-
sprüchen auf das Land entsagte: jedoch wurde
Mana-Gowind-Rao aus dem alten Herrscher-
stamm als Radscha über den größern Theil des
eroberten Landes gesetzt. Nahe bey Panna fin-

ben sich die berühmten Diamantgruben; der Bergbau, jetzt ohne Einigung und Zweck von Privatleuten betrieben, könnte sehr nützlich werden. Wir wünschten nur, daß der Verf. die indischen Namen gleichmäßiger und deutlicher geschrieben hätte, z. B. nicht Sinh für Sinha. — XVIII. *Observations of the lepra Arabum, or Elephantiasis of the Greeks, as it appears in India.* By William Ainslie. S. 282 — 303. Eine außer dem medicinischen Werth auch durch Sprachkenntniß und ausgebreitete Lecture (wir vermissen nur die deutschen Werke) ausgezeichnete Abhandlung. *Lepra Arabum* ist *Elephantiasis* der Griechen (im Sanscrit heißt eine ähnliche Krankheit *gadschapada* Elephantenfuß), *Rhorah* der Perser, *Ma-siung* der Chinesen, *Kuschtham* der Inder. Diese zum langsamen Tode qualende Hautkrankheit zeigt sich in Indien nach seinem Clima anders als in Vorderasien: die Inder halten sie für eine Strafe der Gottheit und für eine Erbkrankheit; letztere Meinung behauptet auch der Verf. gegen diejenigen Aerzte, die sie für bloß ansteckend halten. In Stalien ist sie erst seit Pompejus Zeit bekannt, also wahrscheinlich aus Asien gekommen. — XIX. *Eugraphia Sinensis; or the art of writing the Chinese character with correctness: contained in ninety-two rules and examples. To which are prefixed some observations on the Chinese writing.* By John Francis Davis. S. 304 — 312. Diese ausführliche Aufschrift gibt genug den Inhalt an: die vielen angehängten Musterschriften sind dem Anfänger sehr willkommen. — XX. *An account of Greek, Parthian, and Hindu Medals, found in India.* By Major James Tod. S.

313 — 342. Die 12 Jahre seines Aufenthalts unter den Mahratten und Radschputen benutzte der Verf. zum fleißigen Sammeln alter Münzen, und unter den allmählich gesammelten 20,000 verdienen doch etwa 100 besondere Aufmerksamkeit. Von diesen gibt er hier 20 in Steindruck, griechisch = bactrische, parthische und altindische. Alle diese gehören zu neuen vorher unbekanntten Arten und erregen schon dadurch hohes Interesse; die altindischen sind von vorzüglich feiner Arbeit und geben Darstellungen aus der Mythologie: nur ist zu bedauern, daß der Verf. eben dieser Neuheit wegen und weil auf den meisten sich nur wenige Buchstaben finden, die Entzifferung von 18 nicht einmal versucht hat. Die beiden ersten sind deutlich griechisch = bactrischer Abkunft, und haben auf der vordern Seite griechische Buchstaben, auf der Rehrseite eine Art von Zendbuchstaben, welche mit den von Anquetil und Rask mitgetheilten einige Aehnlichkeit zeigen. Obgleich diese Zendschrift noch unentziffert ist, so ist die erste doch nach dem Griechischen gewiß vom König Appollodotus, die zweite wahrscheinlich von Menander (das mittlere Wort ist vielleicht NIKH oder NIKATΩP). Der Verf. benutzt diese Gelegenheit um tiefer in die an Dunkelheiten reiche Geschichte der indisch = und bactrisch = griechischen Reiche einzudringen: genaue Kenntniß des Local und der Landessprache unterstützt erfolgreich die Untersuchungen des Verfs. und verbreitet über Geographie und Geschichte ein wohlthätiges Licht: nur wünschten wir, daß der Verf. sich vor den vielen von einem falschen Standpunct aus versuchten Etymologien gehütet hätte, z. B. über Abyssinien S. 333, Ladmor und Syrien S. 336;

selbst den Baal und die Aschthoret (Astarte) der Phönizier holt er aus Indien, mit Mißdeutung des Sanscrit und Phönizischen; den ägyptischen Osiris vom sanscr. Iswara (Herr) abzuleiten ist auch mehr als kühn. — XXI. On the valley of the Setlej river, in the Himālaya Mountains, from the Journal of Captain A. Gerard, with remarks by Henry Thomas Colebrooke ist ein für die Geographie des nördlichsten, höchsten und kältesten Theiles Indiens an der chinesischen Grenze sehr unterrichtender Aufsatz.

2. Transactions of the literary Society of Bombay. With Engravings. Vol. III. London 1823. XII und 556 S. in 4.

I. Remarks on the state of Persia from the battle of Arbela in A. C. 331 to the rise of Ardhashir Babegan in A. D. 226. By Major Vans Kennedy. S. 1 — 52. Der Zeitraum der Entstehung und Dauer des parthischen Reichs gehört ohne Zweifel zu den dunkelsten der Geschichte Persiens, über den man auch die Vermuthungen und unvollendeten Forschungen neuerer Historiker gern hört und prüft. Vorliegende Abhandlung verbreitet zwar über einige Theile dieser Geschichte ein richtiges Licht (z. B. S. 42, daß die Parther nicht über die östlichen Provinzen des altpersischen Reichs herrschten) und sucht mit Recht die Berichte der Classiker und der orientalischen Historiker, z. B. des frühen Thabari, wo möglich zu vereinigen, ohne den Classikern unbedingten Glauben zu schenken: aber im Ganzen sucht der Verf. zu viel Widersprüche zwischen den Classikern, die bey tieferer Untersuchung sich heben lassen; und huldigt zu stark bald dem historischen Scepticismus.

mus bald dem Aufbauen auf dem wankenden Grunde bloßer Vermuthungen; die neuern, besonders deutschen Forschungen über die Parther scheint er nicht zu kennen. Die Hauptsache, die der Verf. beweisen will, daß von Alexander bis auf die Sassaniden Persien keine Veränderungen in politischer und religiöser Hinsicht erlitten habe, möchte schwerlich in der Allgemeinheit, wie sie hier dargestellt ist, gelten können. So nimmt der Verf. S. 15 dem bactrischen Königreiche, welches griechische Fürsten vom Jahr 255 errichteten, alles Griechische, ungeachtet neulich Münzen mit griechischen Inschriften entdeckt sind; die Parther waren nach S. 18 — 34 nicht eine rohe nomadische Nation, welche die Alten wohl nicht mit Unrecht zu den Scythen in weiterm Sinne zählen, nicht Feinde der Perser und des alten Persercultus, sondern selbst cultivierte Perser und Feueranbeter, welches wohl den meisten Lesern, wenn sie auch nur das Wirken der folgenden Sassaniden vergleichen, unwahrscheinlich seyn muß. — II. Account of a bed of native subcarbonate of Soda found in Malva, by Captain John Stewart. S. 53. 54. Kurze Geschichte der Entdeckung, und Beschreibung der Umgegend. — III. Notes respecting the principal remains in the ruined city of Bejapoor, by Captain W. H. Sykes. S. 55 — 63. Die Bejapur = Dynastie dauerte von Jusuf Abil Schah J. 1500 bis Secunder Abil Schah, welchen Aurengzeb im J. 1685 gefangen nahm. Die Könige waren prachtliebend und mächtig; ihre jetzt von Einwohnern verlassene Hauptstadt erregt die Bewunderung jedes Reisenden, da ihre prächtigen Mausoleen, Minarets und andere Gebäude noch jetzt der Zerstörung trohen. Der

Beschreibung dieser Gebäude fügt der Verf. historische Notizen über ihre Entstehung hinzu. — IV. An account of the origin of the living god at the village of Chinchore, near Poona; by Captain W. H. Sykes. S. 64 — 72. Eine neuere und daher von Geist und Moral verlassene Legende über die Entstehung der göttlichen Verehrung, welche ein Heiliger sich durch strenge Büssungen erwarb und auf seine Nachkommen bis ins siebente Geschlecht fortpflanzte. Die Geschichte der Geburt des Moroba gleicht der eines Isaak, Simson und ähnlicher. — V. On the institution and ceremonies of the Hindoo festival of the Dusrah. With a short account of the Kurradee Brahmins. By Major - General Sir John Malcolm. S. 73 — 89. Dusrah ist wahrscheinlich eine verderbte Aussprache für Dasa-ratri d. h. die zehnte Nacht, ein jährliches Erinnerungsfest an Rama's Sieg über Ravana's, dem das Now-ratri (richtiger navaratri) d. h. die neun Nächte, ein Fest zum Preis der Göttin Durga, vorhergeht. Statt jenes Namen finden sich auch andere, wie dusmee (dacami, decima) und Beeja Dusmee; von letzterm gibt der Verf. S. 74 zwey unrichtige Ableitungen, obgleich er die Corruption aus Vijayā richtig erkannte: da dieses ein Beyname der Göttin Durga oder Dewi ist (eigentlich 'die siegreiche'), so ist ohne Zweifel die richtige Erklärung: Fest der Durga. Zur Erklärung der festlichen Gebräuche erzählt der Vf. die mythologischen Thaten der Göttin Durga und des Ardschuna, diese aus dem Mahabharata, jene gewiß nur nach den Erzählungen der Panditen; wenigstens scheint der Verf. nicht zu wissen, daß dieser Cyclus mythologischer Sagen im

Dewi: Mahatmjam oder Tschandika, einer zu Calcutta gedruckten Episode des Markandeya-Purana, vollständiger zu lesen ist. Sehr ausführlich beschreibt der Verf. die festlichen Gebräuche, wie sie vorzüglich unter den Mahratten gelten; an den Götterfesten werden wie im alten Griechenland die Thaten der Götter zugleich dramatisch dargestellt. Die Menschenopfer, welche bey dem Kurradi-Stamm der Brahmanen mit diesem Fest verbunden waren, sind jetzt zur Zufriedenheit aller bessern Brahmanen völlig abgeschafft. — VI. Papers relating to the earthquake which occurred in India in 1819. S. 90 — 116. Im Jahr 1819 empfanden Italien, Sicilien, Süd-arabien und andere Länder Spuren eines Erdbebens; aber am gefährlichsten kam es im nördlichen Indien zum Ausbruch. Am heftigsten wüthete es am 16. Junius; die Nachwehen dauerten mit stets abnehmender Heftigkeit bis zum 16. November. Nie scheint ein heftigeres Erdbeben in Indien gewüthet zu haben; es verbreitete sich über Calcutta, Pondichery, Cutch und andere Gegenden; vorzüglich litt aber Bhooj, wo innerhalb 2 — 3 Minuten 7000 Häuser zerstört und über 1000 Menschen getödtet wurden; die auf Felsen gebauten Häuser widerstanden der Erschütterung weit mehr als die in Ebenen liegenden. Ein Brahmane auf der Universität Benares (Kassi) erinnerte durch ein fliegendes Blatt bey dieser Gelegenheit alle Hindus an die Nähe des Weltgerichts; nachdem das eiserne Zeitalter 4912 Jahr gedauert, werde am 24. Sept. 1819 das goldene von 13033 Jahren beginnen. — VII. Remarks on the sixth and seventh chapters of Mill's history of British India; respecting the religion and

manners of the Hindus, by Major Vans Kennedy S. 117 — 171. Der Verf. läßt sich in eine scharfe und gewiß nicht ungerechte Kritik des Werks von Mill ein. Mill urtheilt, ohne Indien selbst zu kennen, nur nach den einseitigen Berichten einiger Missionare, wie Buchanan, Ward, Tytler und ähnlicher wenig unterrichteter Schriftsteller, so verächtlich und unbillig über die Religion, Sitten und Gebräuche der Hindus, daß der mit dem Lokal und dem Character der Hindus genau bekannte Verf. sich mit Recht der entstellten Wahrheit annehmen zu müssen glaubte. Auch nach den Versicherungen der geachtetsten und gelehrtesten Kenner Indiens, eines Hastings, Malcolm u. a. zeichnen sich die Inder (die echten nämlich, verschieden von den entarteten Muhammedanern) durch tiefes religiöses Gefühl, häusliche und bürgerliche Tugenden aller Art und Abscheu vor Ungehorsam und Unruhe sehr vortheilhaft aus; am höchsten stehen in Cultur und Sittlichkeit die von den Küsten entfernter wohnenden, vorzüglich die um Benares; der Verf. weist aus sichern Quellen nach, daß nach den Justizregistern in England mehr Verbrecher sind als verhältnißmäßig im brittischen Indien; und warum übersieht man bey den jehigen Indern wie bey den Neugriechen die lange Reihe von unverschuldeten Unglücksfällen, welche seit den letzten acht Jahrhunderten die Rückschritte der Cultur bewirkten? Von der andern Seite aber geht auch der Verf. viel zu weit, wenn er aus zu großer Vorliebe für seine Inder mit zum Theil sophistischen Gründen alle Sitten und Anstalten der jehigen Inder, wie die Verbrennung der Wittwen, welche jetzt aus Aberglauben allgemein gewordene Sitte das äl-

teste Indien nicht einmal in dieser Strenge kennt, die Kasteneintheilung und ähnliches vertheidigt.

(Fortsetzung folgt.)

E l b e r f e l d.

Bey Büschler: Versuch einer historisch kritischen Einleitung in die beiden Hauptkatechismen der evangelischen Kirche von D. Joh. Christ. Wilh. Augusti. 1824. 212 Seiten in gr. 8.

Der erste Abschnitt dient als Einleitung; er handelt von der Beschaffenheit des katechetischen Unterrichts in der alten Kirche bis auf das Zeitalter der Reformation. Der Verfasser hatte sich darüber schon im sechsten Bande der Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie ausführlich verbreitet. In der vorliegenden Schrift wiederholt er nicht nur das Alte, sondern verarbeitet denselben Stoff aufs neue, nach andern Gesichtspuncten, mit Abkürzungen und Zusätzen. Wir sind hier nur bey demjenigen angestossen, was von der *Disciplina arcani* S. 17 — 29 vorkommt und auf folgendes hinausläuft. Die Puncte, deren Kenntniß man den Katechumenen entzog, waren: das Gebet des Herrn, das apostolische Symbolum, das Bekenntniß der heiligen Dreieinigkeit, das Sündenbekenntniß und die damit verbundene Gewohnheit, dem Teufel zu entsagen, die Taufe und das heil. Abendmahl. Das sind gerade lauter Stücke, welche von jeher die wesentlichen Bestandtheile jedes kirchlichen Katechismus ausmachten. Es konnte also in der alten Kirche keinen christlichen Volks- und Jugend-Kate-

chismus geben. Man wagte es nicht, einen kurzen, bündigen Unterricht über Alles, was zur Einweihung in das Christenthum gehörte, denjenigen in die Hände zu geben, welchen alle diese Dinge verborgen bleiben sollten. Uebrigens wurde doch für den katechetischen Unterricht eifrig gesorgt und auf die Vorbereitung der Katechumenen großer Fleiß gewandt. Der Dekalogus wurde nie zur Geheimlehre gerechnet, ungeachtet auch er von jeher zum Katechismus gehörte, ja an die Spitze desselben gestellt wurde. Wir finden die meisten dieser Behauptungen weder genau genug bestimmt, noch auch hinreichend dargethan. Etwas Anderes ist die Kenntniß der angegebenen Punkte überhaupt, etwas Anderes die Mittheilung gewisser Stücke und der Unterricht darüber, und noch etwas Anderes die wirkliche Theilnehmung an denselben bey dem Gottesdienste. Den Katechumenen die Kenntniß derselben ganz zu entziehen, war nicht möglich. Es war davon in den heiligen Schriften, in den Schusschriften der Väter gegen die Heiden, auch in den Predigten und Gebeten, welche vor den Katechumenen gehalten wurden, die Rede. Den Katechumenen wurde in einem gewissen Termine vor der Taufe das Symbolum übergeben oder doch mündlich bekannt gemacht und dann noch, ehe sie getauft wurden, von ihnen sammt dem Gebete des Herrn vor dem Bischofe wiederholt, wie der Verfasser selbst anführt. Keine eigentlich wesentliche Lehre des Christenthums wurde ihnen vor der Taufe ganz verschwiegen, das ist gar nicht erweislich, nur der genauere Unterricht trat erst später ein. Die philosophischen und mystischen Deutungen der heil.

Schrift und des Evangeliums blieben immer für die meisten Christen geheim, sie wurden nur wenigen mitgetheilt und eigneten sich auch nicht zur allgemeinen Mittheilung. Als eigentliches Mysterium wurde Taufe, Abendmahl und Alles, was bloß zum Gottesdienste der Gläubigen gehörte, betrachtet und behandelt. Da war nicht bloß von einer neuen Lehre die Rede, von welcher man in Kenntniß gesetzt wurde, sondern von einer wirklichen Theilnehmung an Geheimnissen, wozu eine lange Vorbereitung, wozu eine Fähigkeit und Würdigkeit, die man nur langsam erwarb, erfordert wurde, wodurch man geweiht und geheiligt in eine innige, geheimnißvolle Gemeinschaft gebracht wurde und übernatürliche Einwirkungen empfing. Wir wollen durch diese Bemerkungen dem Werthe dieses Buchs, den wir aufrichtig und mit Freuden anerkennen, nicht zu nahe treten. Die Hauptsache darin machen die Nachrichten und Untersuchungen über die innere Einrichtung, die dogmatischen und polemischen Verhältnisse der beiden Hauptkatechismen, die Vergleichung derselben unter einander und die Schluß-Erinnerungen aus. Hier wird auch der Kenner manches nicht Gemeine oder nicht genug Beachtete, auch wohl Neues finden und hier liest man auch Bemerkungen, die den Zeitbedürfnissen besonders angemessen sind. Wir bemerken nur noch, daß wir doch gewünscht hätten, die eigentliche Verschiedenheit der Calvinischen Lehre vom Abendmahl von der Zwinglischen wäre klarer und bestimmter, als hier geschieht, auseinandergesetzt worden, und es wäre S. 169 nicht gesagt worden: Placette (Placaeus); das letzte ist der lateinische Name für la Place.

Östtingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 30. Julius 1827.

Paris.

Histoire de la conquête de l'Angleterre, par les Normands, de ses causes et ses suites jusqu'à nos jours, en Angleterre, en Ecosse, en Irlande et sur la continent par Augustin Thierry. T. I. XXVI u. 440 S. T. II. 507 S. T. III. 566 S. 1825. 1826. in 8.

Es ist gewiß eine der merkwürdigsten Erscheinungen, daß in einem Zeitpunkt, wo man in Frankreich in den höhern Lehranstalten den Vortrag der neuern Geschichte verbietet, das historische Studium größere Fortschritte macht, und reifere Früchte trägt als jemals. Nicht nur eignet man sich die bessern historischen Werke des Auslands durch Uebersetzungen an; auch in den eigenen Forschungen zeigt sich ein Ernst und ein Geist, der gänzlich von dem verschieden ist, der in frühern Zeiten hier herrschte. Wir haben eine Reihe historischer Werke von größerem Umfange, von mehreren Bänden erhalten, welche dieses be-
stätigen. Wir glauben die Ursachen theils in den

eigenen Schicksalen von Frankreich, theils in seinen auswärtigen Verhältnissen suchen zu müssen. Indem das Alte hier unterging, ward es um so mehr ein Stoff für die historische Forschung, der sein Interesse für die Nation nicht verlieren konnte, und dessen Behandlung keine Censur beschränkte. Aber wer mag es auch in Zweifel ziehen, daß die Bekanntschaft mit dem Auslande und dessen Literatur darauf einwirkte? Deutsche Gründlichkeit heißt jetzt nicht mehr in Frankreich Pedanterey. Die Erlernung fremder Sprachen, auch der unfrigen, tritt in den Kreis des öffentlichen und des Privatunterrichts ein, und bahnt den Weg zu der Bekanntschaft mit wissenschaftlichen Werken des Auslandes, welche man sonst nicht der Aufmerksamkeit würdigte. Das vorliegende Werk gibt davon einen auffallenden Beweis. Es ist durchgehends aus den Quellen geschöpft, und zwar Quellen verschiedener Art; gedruckten und ungedruckten, in lateinischer, angelsächsischer, altfranzösischer und deutscher Sprache, und gewöhnlich sind in den Anmerkungen diese Quellen nicht bloß citiert, sondern auch die Stellen, so weit es nöthig war, abgedruckt. Der Verf. geht in der Einleitung von der Behauptung aus, daß wir noch bisher keine Geschichte von Frankreich haben, welche den Forderungen, die man zu machen berechtigt ist, entspreche. Er nimmt dieses in dem Sinne, daß wir noch keine Geschichte der Nation besitzen, in welcher die Verschiedenheit der Bestandtheile aus der sie erwuchs, und deren Mischung gehörig dargelegt sey, und deren Verfasser sich wirklich in die Zeiträume deren Geschichte sie schreiben versetzt, und nicht die Idee ihrer Zeit auf jene übertragen hätten. So dürfe die Geschichte jetzt nicht mehr geschrieben werden, wo man verlangt, daß der Zustand der Völker

in den verschiedenen Perioden dargestellt werde. Dieß sey sein Zweck bey der wichtigen Begebenheit die er zu schildern habe. Er habe allein Urkunden und Originaltexte befragt, sowohl um die Begebenheiten als die Personen zu schildern. Er habe in einem solchen Umfange daraus geschöpft, daß er sich schmeichle nicht leicht darin etwas ungenutzt zurückgelassen zu haben. 'Ich nehme mir also vor, fährt er fort, im größten Detail den Nationalkampf zu beschreiben, der auf die Eroberung Englands durch die Normannen folgte; zu zeigen in Allem was uns die Geschichte davon aufbewahrt hat, die feindlichen Verhältnisse der beiden Völker, die auf demselben Boden gewaltsam vereinigt waren; ihnen zu folgen in ihren langen Kriegen, und der hartnäckigen Trennung bis dahin, wo aus der Vermischung ihrer Stämme, ihrer Sprachen, ihrer Sitten, ihrer Bedürfnisse, sich Ein Volk mit einer gemeinschaftlichen Sprache und Gesetzgebung bildete.' Aus dieser Stelle geht der Umfang hervor, den der Verf. seinen Untersuchungen zu geben sich vornimmt. Es ist nicht etwa bloß die Eroberung und die ersten darauf gegründeten Einrichtungen; es sind auch die weiteren Folgen derselben, welche er darzulegen sich vorseht. Es ist also der Hauptaufgabe nach die Geschichte eines besiegten und gemißhandelten Volks, welche er zu beschreiben hat, und dadurch erhält sein Werk seinen eigenthümlichen Character. Wenn auch die Geschichte dieses Kampfs öfter beschrieben worden ist, es war gewöhnlich die Geschichte der Sieger. Hier ist es das Gegentheil. Wenn aber der Verf. als der Geschichtschreiber der Besiegten auftritt, so ist er zugleich ihr Vertheidiger. Man erwarte also keine Lobschrift auf Wil-

helm den Eroberer und seine nächsten Nachfolger. Die treue Schilderung der Leiden und Mißhandlungen der Besiegten, meist aus ihren eigenen Annalen, ist das Hauptthema seines Werks.

Die ersten drey Bücher sind der frühern Geschichte der Angelsachsen bis auf die Eroberung gewidmet. Die Einführung des Christenthums, die Gründung des päpstlichen Einflusses, und demnächst die Einfälle und Kriege mit den Dänen sind die hier am ausführlichsten behandelten Gegenstände. Unsere angelsächsische Geschichte fängt bekanntlich mit Beda an, da er selber außer des Gilda *Epistola de excidio Britanniae* keine andere einheimische schriftliche Quellen erwähnt. Der Verf. konnte aus der *Archaeology of Wales* bey seiner ausgebreiteten Sprachkenntniß Mehreres bisher Unbekannte benutzen. Die Nachrichten von den Seezügen der Normannen, womit das zweyte Kapitel beginnt, sind aus den verschiedenen Quellen geschöpft, nicht bloß lateinischen, sondern auch den in der Landessprache geschriebenen Chroniken. In England führte damals fast jedes Kloster seine Chronik, in denen wichtige wie unwichtige Gegenstände aufgezeichnet wurden. Zu diesen gehört besonders das *Chronicon Saxonicum*, am Ende des neunten Jahrhunderts verfaßt, und nachher von mehreren fortgesetzt. Das zweyte Buch umfaßt die Periode der dänischen Einfälle, und der dadurch gegründeten dänischen Herrschaft in England, hauptsächlich unter Canut dem Großen, so wie auch die Festsetzung der Normannen in Frankreich, aus bekannten Quellen. Wir halten uns deshalb dabey nicht auf, um auf den Hauptgegenstand, die Eroberung Englands und ihrer Folgen zu kommen. Die Verhältnisse, welche die-

fer Unternehmung vorausgingen, nicht bloß die politischen sondern auch die kirchlichen mit Rom, da durch Lanfranc der Papst Nicolaus III. und demnächst sein Nachfolger Alexander II. für Wilhelm gewonnen wurde, werden gründlich auseinander gesetzt; vor allen dann die zwischen Wilhelm und Harald, Godwins Sohn, der nach dem Tode von Eduard dem Bekenner von dem Volk auf den Thron erhoben wurde, und denselben anfangs mit Glück gegen den Einfall von Harald von Norwegen behauptete. Wilhelm gründete seine Ansprüche theils auf ein ihm von Eduard gegebenes Versprechen, theils auf einen dem Harald früher bey einem Besuch in der Normandie abgedrungenen Vertrag. Die Eile mit der Harald Wilhelm entgegen ging, war ihm nachtheilig, weil sie ihn hinderte sich so zu verstärken, wie er es sonst gekonnt hätte. Der 14. October des Jahrs 1066 war bekanntlich der Tag der Entscheidung. Die Angriffe auf das befestigte Lager von Harald waren wiederholt abgeschlagen und der Sieg schien für ihn entschieden, als es Wilhelm gelang durch eine verstellte Flucht die Sachsen aus ihrem Lager zu locken, und durch einen erneuerten Angriff, der Harald und seinen beiden Brüdern das Leben kostete, den Sieg zu erringen. Wenn gleich durch diesen Sieg die Herrschaft der Normannen gegründet war, so fehlte doch viel daran, daß er sofort Alles entschieden hätte. Wäre König Harald nicht in der Schlacht geblieben, so möchte der Erfolg noch sehr ungewiß geworden seyn. Aber es fehlte den Sachsen seitdem an einem tüchtigen Anführer, da der junge Edgar, den man als König ausrief, dazu nicht fähig war. Die nächsten Jahre nach der Schlacht erforderten daher besonders die ausführliche Er-

zählung, die ihr zu Theil geworden ist, da sie nicht allein die völlige Unterwerfung, sondern auch die neuen Einrichtungen umfaßten, die von dem Eroberer getroffen wurden. Nachdem auch London eingenommen war, wurden die Güter aller Engländer die in der Schlacht geblieben waren, oder auch die sie überlebten, eingezogen; die Kinder der ersten wurden für enterbt erklärt, und auch denen der andern ging es nicht besser; man glaubte genug zu thun ihnen das Leben zu lassen. Auch die nicht die Waffen ergriffen hatten, wurden des ihrigen beraubt, nur ließ man ihnen die Hoffnung, daß vielleicht ihren Söhnen ein Theil zurückgegeben werden sollte. Freylich konnten diese Maaßregeln nicht sogleich über ganz England ausgedehnt werden; aber dürfen wir uns wundern, wenn, nachdem ein so großer Theil der Einwohner des Seinigen beraubt war, wiederholte Versuche entstanden, das Joch der Fremden abzuwälzen? Dieß war besonders der Fall in dem Norden, wo die sumptigen Gegenden in Cambridge den Insurgenten einen Zufluchtsort darboten, die noch jetzt die Insel von Ely heißen, wo sie nur nach einem langwierigen Kampfe, den der Verf. in dem zweyten Theil erzählt, bezwungen werden konnten. Die Verfolgung erstreckte sich auch auf den Clerus, da die Bischöfe von sächsischer Abkunft abgesetzt wurden. Durch Lanfrankus, dem es gelang den Primat von Canterbury durchzusetzen, ward der Papst gewonnen. Der Gottesdienst ward in der Sprache der Eroberer gefeyert; ja selbst die sächsischen Heiligen wurden abgeschafft. Mit der Hinrichtung von Waltheof, dem letzten Anführer der Angelsachsen im Jahr 1075, der demnächst als Märtyrer verehrt wurde, endet die Reihe jener Schreckensscenen. Aber

auch zwischen dem König und den normännischen Großen, die sich nicht genug belohnt glaubten, entstand Mißtrauen und Zwist. Eine Folge davon war das berühmte Doomsdaybook (von dem ausführlich gehandelt wird) um sich eine genaue Kunde der vertheilten Ländereyen und ihrer Besitzer zu verschaffen; welches um so nothwendiger war, da es bey der ersten Vertheilung der Ländereyen keineswegs regelmäßig zugegangen war, und jeder genommen hatte, was er nehmen konnte. Unter Wilhelm II.; Rufus, dauerten die Bedrückungen der Angelsachsen mit gleicher Härte fort; die grausamen Jagdgesetze, die schon von dem Vater gegeben waren, und unter dem Sohne, einem leidenschaftlichen Jäger, noch härter wurden, trugen dazu auch das wesentlichste bey. Als Heinrich I. sich des Throns bemächtigte, heirathete er zwar, in der Hoffnung die Angelsachsen dadurch für sich gegen seinen Bruder Robert zu gewinnen, eine Abkömmlingin des angelsächsischen Hauses, aber nicht ohne großen Widerspruch der Normannen. Als Heinrich I. bey der Ueberfahrt von der Normandie seinen Sohn verlor, ward es als eine Strafe des Himmels für die vielen Ungerechtigkeiten und Bedrückungen angesehen. — In der Geschichte von Heinrich II. ist besonders sein Streit mit Thomas Becket ausführlich behandelt, um den Einfluß zu zeigen, den seine angelsächsische Abkunft, und der dadurch erregte Haß der Normannen, als er zu der höchsten geistlichen Stelle erhoben wurde, hatte. Er von seiner Seite schloß sich, als er auf den erzbischöflichen Stuhl gesetzt war, sogleich an die Sachsen an, und verstärkte dadurch seine Partey. Die weitere Geschichte des Streits ist bekannt. — Der Anfang der Kriege mit Irland, und mit

Wales unter Heinrich II. geben die Veranlassung zu der Auseinandersetzung des Zustandes und der innern Verhältnisse dieser Länder. Die Quellen für Irland sind besonders die in der Sammlung der *ancient Irish Histories* enthaltenen Chroniken von *Samers* u. A. Die Ursache weshalb auch seit der Annahme des Christenthums dennoch es den Päpsten so wenig gelungen war, ihre kirchliche Herrschaft hier zu befestigen, findet der Verfasser hauptsächlich in der Theilung der Herrschaft des Volks in viele Oberhäupter oder sogenannte Könige; da die Macht eines Oberköniges, wenn auch zuweilen ein solcher erwähnt wird, über die andern, immer nur sehr beschränkt war. Nachdem der Verfasser auch die Regierungsgeschichte von Richard I. hauptsächlich in Beziehung auf Irland dargestellt hat, schließt er die englische Geschichte mit einer Auseinandersetzung seiner innern Verhältnisse und seines Zustandes am Ende dieser Regierung, und dem Antritt von Johann ohne Land. Aber die letzte Hälfte dieses dritten Bandes ist dann noch unter dem Titel *Conclusion* mit einer Reihe von Untersuchungen angefüllt: 1) Ueber die Normannen in Bretagne und Anjou. 2) Ueber die Walliser. 3) Ueber die Schotten. 4) Ueber das Verhältniß der Irländer zu den Anglo-Normannen; und endlich 5) Ueber die Verschmelzung der Angelsachsen mit den Normannen, und die Folgen welche dieses für Sprache und Verfassung gehabt hat.

Hn.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. Stück.

Den 2. August 1827.

H a m b u r g.

(Auf Kosten des Verfassers.) Gedruckt bey Hartwig und Müller: Versuch einer Monographie der China von Heinrich von Bergen. Droguerie = Makler. (Mit acht Kupfertafeln in Folio und zehn Tabellen). XI u. 348 Seiten in Quart. 1826.

Der Chinabaum, der in seiner Rinde eines der kräftigsten und wohlthätigsten Arzneymittel enthält, und deshalb auch von der peruanischen Republik als die edelste Pflanze ihres Gebietes in ihr Wappen aufgenommen worden ist, verdient in jeder Hinsicht eine so umfassende Bearbeitung, als ihr hier zu Theil ward. Hr. v. Bergen war durch seine Stellung in der mercantilschen Welt, seine Verbindung mit Geschäftsleuten und ihn unterstützenden Gelehrten, seine Kenntnisse und seinen Aufenthalt in Hamburg, einem der wichtigsten Plätze für den Chinahandel, eigentlich dazu berufen eine solche Bearbeitung zu unternehmen. Was die Hauptsache nun betrifft, die naturhistorische Beschreibung und Unterscheidung der einzelnen Chinassorten,

die Auswahl derselben für die Abbildungen und die treue Naturnachahmung in den letzteren, so kann man nicht anders als die Arbeit für Gelehrten und als eine wahrhafte Bereicherung der deutschen wissenschaftlichen und artistischen Bücherschätze erklären. Weniger günstig jedoch muß das Urtheil über Anderes, was aber mehr Nebenache ist, ausfallen, und man kann nur bedauern, daß gerade diese Nebensachen einen so unverhältnißmäßig großen Raum wegnehmen. Der Inhalt des Textes zerfällt nämlich in die acht Abtheilungen: Literatur (von S. 1 — 73), Name (S. 73), Geschichte (S. 83), Surrogate (S. 119), Fieberrindenbäume (S. 131). Fieberrinden (S. 233), chemische Abtheilung (S. 331), Beylage zur Geographie der Cinchonon (S. 345). Ref. muß nun offen gestehen, daß er nur dem Abschnitt über die Fieberrinden einen wahren und unbedingten Werth beylege, die übrigen aber entweder ganz wegwünsche oder so zusammengebrängt, daß das Ganze, wenn auch eben so splendid gedruckt, doch in einem mäßigen Octavband Raum gefunden hätte. So ist die Literatur nach den Namen der Schriftsteller geordnet und darin sind auch alle die aufgenommen, welche über die medicinische Anwendung und Wirkung der China geschrieben haben. Da aber hiervon sonst im ganzen Werke nirgend die Rede ist, so begreift man lange nicht, was jene hier eigentlich sollen. Aber bald klärt es sich auf, wenn man die Quellen betrachtet, aus denen der Vf. geschöpft und die Art, wie er es gethan. Dieß sind nämlich die bekannten und hier auch aufgeführten Werke über die Literatur der Arzneymittellehre und der Medicin überhaupt. Aus diesen sind nun gegen vierhundert Büchertitel nach ihrer ganzen Breite, ohne eine weitere Bemerkung

über Autoren und Inhalt' abgedruckt. Der Vf. spricht zwar in der Vorrede von einer möglichen Vollständigkeit, die er vor Augen gehabt, aber wie weit er auch davon entfernt sey, mögen einige Beispiele zeigen. Abgesehen von mehreren Dissertationen, die entweder neu oder mit richtigeren Titeln in den von ihm gar nicht benutzten Sammlungen von Heffter (*Museum disputatorium physico-medicum tripartitum* Vol. 1. II: Zittav. 1764. 4.) und besonders Döring (*critisches Repertorium der vom J. 1781 bis 1800 herausgekommenen Probe- und Einladungsschriften*. Herborn. 1813. 4.) stehen, so zeigt es schon die Art, wie das Repertorium unseres Hrn. Hofraths Reuß, worin die Abhandlungen der gelehrten Gesellschaften verzeichnet sind, benutzt worden. Man sieht nicht ein warum, da doch die meisten übrigen Titel abgeschrieben sind, die T. II. p. 60 angeführte Abhandlung von G. Forster über *Cinchora corimbyfera* fehlt; warum für den (ebend. S. 108) angeführten Bahl die Quelle ausgelassen ist; wozu die auf die Roskastanie sich beziehenden Abhandlungen von Cusson und La Croix hier unter dem Wort *Mémoire* stehen; wozu überhaupt die zwar bequeme, aber durchaus verwerfliche alphabetische Anordnung dient, da entweder die chronologische oder systematische hätte gewählt werden müssen. Uebrigens fehlen alle Abhandlungen, die seit dem J. 1816, wo der betreffende Band des Repertorii erschien, in den Gesellschaftsschriften herausgekommen sind, und von welchen die von Borries, D'Brien, Barker, Carron, Julia, Elliottson, Laso, Mongiardini und noch viele andere zur größeren Kenntniß der gelehrten Welt kommen werden, sobald es dem Herausgeber des Repertorii möglich seyn wird, die so sehr gewünschte Fortsetzung desselben zum

Druck zu befördern. Von neueren Schriften, die der H. v. Bergen wohl noch hätte benutzen können, führt Ref. nur an die Abh. von A. C. A. Fée über die Bäume, von denen die Chinارينden kommen, im ersten Stücke des Journ. de Chem. médicale. Paris. 1825.

Ueberhaupt ist der Fall nicht selten, daß Schriften, die das Ganze einer Wissenschaft, als Lehrbücher, oder selbstständig einzelne Theile behandeln, mit einer Masse von Literatur beladen sind, der man es ansieht, daß die Verfasser kaum von dem allergeringsten Theil einige Kenntniß durch eigene Ansicht und Studium haben. Deshalb fehlt es denselben an Ordnung, Folge, Kritik, und es erben sich Fehler, Lücken und Widersprüche, wie eine Krankheit, aus einem solchen Buche in andere ähnliche fort; das Schlechte steht neben dem Guten, das unbedeutende Nachwerk eines Anfängers neben dem Meisterstücke Solcher, welche die Wissenschaft umgestaltet haben, und kein Wink belehrt den Wißbegierigen von dem Gehalt oder der Stellung der einzelnen Schriften. Durch diese Bemerkung wird keineswegs ein Einwurf gegen eine vollständige Uebersicht der Literatur irgend eines Faches beabsichtigt; Ref. weiß den Werth einer solchen, wenn sie mit Umsicht und Prüfung veranstaltet ist, recht sehr zu würdigen, und er achtet nicht weniger auch minder reich ausgestattete Literaturangaben, wenn sich darin Kenntniß und Beurtheilung der Hauptwerke beurkundet, aber jene oben bezeichnete kann sicherlich der Wissenschaft nicht frommen, ja muß als ein eiterer Ballast die Bücher nur beschweren und vertheuern. — Der zweite Abschnitt des vorliegenden Buchs handelt von dem Namen. Hier wird als noch halb ungewiß hingestellt, daß Cinchona von einer Gräfin dieses Namens, China von dem

altperuanischen Quina, welches eine Rinde bedeutet (wie das englische Bark) herrühre. Der dritte von der Geschichte, Entdeckung, Einführung, Verbreitung, Anwendung als Heilmittel und Handelsartikel ist meist nach La Condamine und von Humboldt mit Benutzung noch einiger Hauptwerke mit ermüdender Weiterschweifigkeit vorgezogen. Im vierten sind gegen zweihundert in- und ausländische Surrogate der China aus dem Pflanzenreich lateinisch und deutsch aufgezählt. Nach dem Verf. möchte sich überhaupt keines finden lassen, was die Stelle jener als febrifugum und antitypicum vertrete, weil die wirksamen Alkaloide bloß der China eigenthümlich seyen. Zu den 3 angeführten Surrogaten aus dem Mineralreich hätten, wenn überhaupt welche hier aufzuzählen waren, noch manche von bedeutenden Aerzten vorgeschlagene, z. B. Salmiak, Goldschwefel, Quecksilber (vgl. Ramazzini von den Krankheiten der Künstler übers. von Ackermann. II. S. 147) genannt werden können. Der fünfte Abschnitt enthält noch einige allgemeine Bemerkungen, die umständliche in lateinischer und deutscher Sprache verfaßte botanische Beschreibung von 27 Arten der *Cinchona* nach Lambert's Illustration of the genus C. London. 1821. 4. und 16 Arten *Exostemma* nach Sprengel's Systema Vegetabilium, letztere aus dem Grunde 'weil manche Crostemma-Rinden früher zu den Chinarten gezählt wurden.' Da der Vf. sich (S. 144) ausdrücklich verwahrt, daß er hier nichts botanisch eigenthümliches zu liefern im Stande gewesen sey, so ist hiermit die Kritik gewissermaßen entwaffnet. Der sechste Abschnitt ist dagegen nun ganz das Werk des Vfs. und macht seiner Sorgfalt und Beobachtungsgabe alle Ehre. Nach vorausgeschickter sehr gut gewählter Terminologie

wird die Beschreibung von 9 Sorten der Fiebersrinde nach den Rücksichten der Form, der Schichtung von Oberhaut, Bast, Splint, der Oberfläche und der Unterfläche, nach Farbe und Beschaffenheit des Bruchs, des Geruchs, des Geschmacks, des Pulvers und des Vorkommens der auf den Rinden befindlichen Flechten sehr ausführlich durchgenommen, die Synonyme erläutert, die möglichen Verwechslungen besprochen und so für den Droguisten, Pharmaceuten und Arzt ein unschätzbares, ja unentbehrliches Hülfsmittel dargeboten. Es herrscht übrigens über die Cinchonenspecies, von denen die einzelnen Rinden herkommen, noch große Ungewißheit. Einige Bemerkungen über Gewinnung der Rinden enthalten nichts Neues; auch die folgenden noch wenigen Blätter, welche überschrieben sind: Chemische Abtheilung, verdienen kaum diesen Namen, da sowohl die Bereitung der Alkaloide als die Prüfung mit Reagentien nach dem jetzigen Standpuncte der Chemie ganz anders hätte müssen bearbeitet werden, als in diesen flüchtigen Bemerkungen geschehen ist. Von den Kupfertafeln stellt die erste ein Bild der Verbreitung der Chinabäume auf den Anden, nach der bekannten Humboldtischen Vertheilung dar; die übrigen enthalten eine große Reihe von Formen der China rubra, Huanuco, regia, flava, Huamalies, de Loxa; Ten China vortrefflich aufgefaßt und illuminiert. Die Platten sind wie ein eigentliches Naturgemälde anzusehen. Bey jeder Tafel ist eine gedruckte Tabelle über die Einfuhr in Hamburg, Form und Ansehen, Eigenschaften der Infusion und des Decocts, Verhalten gegen Brechweinstein, Leim, schwefelsaures und salzsaures Eisen, [Reagentien auf Gerbestoff, ersterer auch auf Harz], sauerkleeensaures Kali und Galläpfel [Reagentien auf china-

sauren Kalk und chinasaurer Alkaloide, nach Pfaff] und endlich der Gehalt an Alkaloiden. Hiernach hätte die China Huanuco in 100 Pfunden gegen 44 Unzen (Cinchonin); die rubra 40 (38 Cinch., 2 schwefelsaures Chinin); die regia 34 f. C.; die Huamalis 20 Cinch.; die flava 13 (7 Cinch. 6 f. C.); die de Loxa 11 f. C.; die Ten China gar nichts. Druck und Papier des Werks sind vortreflich.

M . . r.

B r ü n n.

Bey Traßler: Geschichte, Lehren und Meinungen aller bestandenen und noch bestehenden religiösen Secten der Juden und der Geheimlehre oder Kabbalah. Von Peter Beer. Erster Band XXI und 379 S. Zweyter Band XXIV und 439 S. 1823. in gr. 8.

Ein für die Erklärung des N. T. und Talmud, die Geschichte der Philosophie und überhaupt die Geschichte des menschlichen Geistes wichtiger Gegenstand. Ungeachtet vieler einzelner Beiträge besitzen wir noch keine gründliche und umfassende Darstellung des Ursprungs und der Grundsätze der frühern jüdischen Secten; und sie hat aus vielen Ursachen, vorzüglich wegen Mangel an frühern Schriften, ihre nicht geringen Schwierigkeiten. Das obige Werk des Hrn. Beer kann diese Lücke nur dem kleinern Theil nach ausfüllen. Die spätere Geschichte des Pharisäismus, oder, wie man richtiger sagen würde, Rabbanismus, ist ziemlich vollständig erzählt; das System der Kabbalah deutlich dargestellt und gründlich bestritten; vorzüglich genau — und dieß möchte das größte Verdienst des Werks seyn — beschreibt der Verf. die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Rußland und Polen entstandene Secte

der Chasidäer oder Beschtianer, die ein trauriges Beyspiel gibt, wohin Mystik und Kabbalah führen kann, und die Geschichte des im J. 1666 im Orient als erschienenener Messias berühmten Sabbathai Zewy und die Grundsätze seiner noch jetzt sich erhaltenden Anhänger: aber die Geschichte der frühern Secten, deren Beleuchtung am nützlichsten gewesen wäre, wie die der Essäer, Sadducäer, Karaer, Samaritaner u. a. ist zu kurz und unsystematisch beschrieben; der Verf. begnügt sich bey dem Excerptieren von Wolf, Bartolucci u. a. und daneben stößt der Leser zu häufig auf unrichtige Namen, wie I. S. 160 Aron ben Eliach für Elih u. Die Karaer findet der Vf. schon in den *γραμματαίς* des N. T.; aber, da selbst der Talmud Karaer noch nicht kennt, scheint sich diese Secte nicht erst später gebildet zu haben? und lassen nicht jene *γραμματαίς* eine richtigere Erklärung zu? Keiner möchte mit dem Vf. II. S. 13 leicht annehmen, daß die Israeliten kabbalistische Grundsätze schon unter Moses aus Aegypten brachten; oder daß (I. S. 295) in den mit der Kabbalah verwandten Legenden (Agadoth) des Talmud ein höherer Sinn zu suchen sey. Wohl gingen die spätern versteinerten Dogmen und fingierten Erzählungen aus Bildern ursprünglich hervor: aber diese spätern Verfasser des Talmud, denen der alte poetische Geist entflohen war, hielten nicht mehr für Bild, was früher Bild gewesen war. Uebrigens bestreitet der Verf., selbst aus der talmudisch-rabbanitischen Schule, mit edler Freymüthigkeit die Irrthümer des Talmud und spätern Judenthums, und versucht am Schluß seines Werks die alte lautere mosaische Lehre aus dem N. T. zu entwickeln und zu empfehlen.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

123. Stück.

Den 4. August 1827.

J e n a.

Bey Bran: Commentatio historico-criticã de Francorum majore domus, auctore J. G. Zinkeisen, Altenb. Semin. philol. sodali ord. in certamine literario civium academiae Jenensis die 2. Sept. 1825 praemio principum munificentia constituto ex sententia amplissimi philosophorum ordinis ornata. 1826. 155 S. in 4.

Academische Preisaufgaben, wie sie seit König Georgs des Dritten Stiftung für unsere Georgia Augusta in Deutschland bekannt sind, sollen im Ganzen nicht eine unmittelbare Erweiterung der Wissenschaften bewirken, sondern jüngern Talenten eine Veranlassung darbieten, sich an dazu geeigneten Gegenständen zum erstenmal selbständig zu versuchen, und dadurch, wo möglich, zu der inneren Klarheit und wissenschaftlichen Freiheit zu gelangen, welche die angestregte Richtung aller Geisteskräfte auf einen Punct nicht selten

R [5]

belohnen. In dieser Hinsicht war die Geschichte der Merowingischen Hausmeier eine passende Aufgabe. Ihre Quellen sind weder allzu reich noch allzu dürftig, leicht zugänglich, aber nur mit Vorsicht zu gebrauchen, und führen in die Geschichte jener ganzen Zeit tief genug ein, um lebendige, auch über den nächsten Gegenstand hinausgehende Theilnahme an ihr und ihren Folgen zu erwecken. Und wiederum ist erst darin die vollständige Lösung der Aufgabe gegeben, weil man ohne ein bestimmtes Urtheil über alle bedeutenden innern und äußern Verhältnisse des fränkischen Reichs nicht sagen kann, was der Hausmeier war und ward. Ueber jene hatten sich allmählich zwey einander entgegenstehende Ansichten gebildet, die sich in dem Begriff vom Campus Martius am schärfsten trennen mußten: Montesquieu hielt ihn für eine beschließende Versammlung aller freyen Franken, Moreau für eine bloße Heerschau des Königs über seine Krieger. Ungeachtet nun beide Ansichten mit Allem was darauf beruhet, nicht aus den Quellen zu erweisen sind, so gewann doch die erste, dem Geiste des vorigen Jahrhunderts durchaus entsprechende, offenbar die Oberhand, bis sich erst in den neuesten Zeiten durch deutsche Geschichtsforscher eine dritte ausbildete, welche von unbefangener Betrachtung der Quellen ausgehend, zwischen dem Zustande der Franken vor und einige Zeit nach der Eroberung von Gallien, dem Verhältniß der freyen Franken, des Gefolges, und der Gallier zu dem gemeinschaftlichen Könige unterschied, und in den Folgen der Eroberung die Ursachen fand, wodurch die ursprüngliche Verbindung der freyen Franken bey Ausbildung des Gefolges aufgelöst, und dieses seit

der Mitte des sechsten Jahrhunderts an die Stelle des alten Staates gesetzt ward. Es leuchtet ein, daß unter jeder dieser drey Ansichten die Geschichte der Hausmeier eine andere werden muß, da aber doch nur eine derselben der Wahrheit entsprechen, und in sich und mit der übrigen Geschichte vollkommen zusammenhängen kann, so fragt sich nun, welche diese sey? Rec. der gegen das Ende seiner academischen Jahre mit den aus Montesquieus esprit des loix geschöpften Ideen zu dieser Untersuchung kam, und mit denselben allenthalben anstieß, ist durch die Gewalt der Quellen, deren Ansehen ihm seitdem jeden spätern Namen überwog, zu der Ueberzeugung hingetrieben worden, welche er im Jahr 1819 in einer eigenen Schrift darlegte. Sie sollte zeigen, daß der königliche Hausmeier der Anführer des königlichen Gefolges gewesen, und mit diesem zugleich im sechsten Jahrhundert über das Volk und durch die Begebenheiten der folgenden 150 Jahre allmählich zum Herrn des Gefolges und des Königs erhoben sey. Die Grundlage des Ganzen sind die ersten 14 Seiten, welche eine durch 49 Seiten Beweisstellen belegte Schilderung des fränkischen Staats nach seinen wesentlichen Verhältnissen enthalten. Dagegen ward in Hn. Hofraths Luden Geschichte des Mittelalters, Jena 1821, die Vermuthung aufgestellt, der Hausmeier sey ursprünglich ein vom fränkischen Volke gewählter Beamter desselben, der das durch gemeinsame Eroberung gewonnene Volksgut neben dem König verwalten sollte. Diese Meinung ist nach dem Plane des Werks worin sie steht, nicht weiter bewiesen, und der Verfasser der vorliegenden Abhandlung, welcher zunächst den Beruf hatte ihre Grundlage zu untersuchen und darzule-

gen, sieht sich, ungeachtet seiner Vorliebe für sie, zu dem Geständniß bewogen (S. 139), daß auch nicht eine Stelle dafür, wohl aber andere dagegen sprechen.

Nachdem der Rec. so die Lage bezeichnet hat, worin sich die Forschung über diesen Gegenstand vor der gegenwärtigen Schrift befand, wendet er sich nun zu dieser. Sie enthält: I. Begriff des Hausmeiers. Cap. 1. Widerlegung der alten Meinung. Unter diesem Namen begreift der Verf. Alles, was bis auf Hrn. Hofrath Ludens Weltgeschichte aus ganz verschiedenen Gesichtspuncten über die Hausmeier gesagt und in sich durchaus unvereinbar, dem Verf. aber zum Theil nicht bekannt geworden ist. Er verwirft es insgesammt ohne Umstände, weil die Bewirthschaftung der einzelnen königlichen Güter den Meiern und andern Beamten, die Verwaltung der Einkünfte dem Kämmerer zugestanden habe, diese aber vom Hausmeier noch verschieden seyen (S. 9—12); man auch nicht begreifen werde, wie ein solcher Beamter *ex rebus rusticis* jemals *ad res publicas pervenerit*, die doch in den spätern Zeiten der Hausmeier wirklich verwaltete (S. 12—15). Es leuchtet ein, daß diese Gründe die Ansicht, nach welcher der Hausmeier Anführer des ganzen königlichen Gefolges ist, gar nicht berühren, also auch nicht widerlegen. Kap. II. Widerlegung von Sismondi's Meinung (*Histoire des Français. 1821*). Ref. hebt sie aus der vorliegenden Schrift selbst aus: *‘Les seigneurs austrasiens, en proclamant un roi mineur, mirent à la tête de l'administration de la justice et des armées de leur royaume un magistrat élu par eux, qu'ils nommoient tour a tour nurricier du*

roi (*nutricius regis* ist der Erzieher des Königs und vom Hausmeier durchaus verschieden) et majordome ou maire du palais. Le dernier de ces noms (*major domus*) n'avoit probablement aucun rapport avec les fonctions, qui étoient attribuées au grand-juge des Francs; mais plutôt son nom allemand aura rassemblé par le son au nom latin d'un officier du palais des empereurs et l'un aura été considéré comme la traduction de l'autre. Cet office de grand-juge étoit dès lors pour les Francs une institution ancienne.' In einer hinzugefügten Note 'Morddom significit mot à mot juge du meurtre ou juge à mort, et à l'oreille des Romains Morddom ressembloit beaucoup à major domus.' Sismondi also glaubt, der Major domus sey Oerrichter und Oberfeldherr der Franken, sein Name aber eigentlich deutsch Morddom gewesen, welches den römischen Ohren wie Majordom geklungen habe, und daher werde er in den lateinisch geschriebenen Quellen so genannt. Der Verf. aber findet in jenen Worten die Behauptung, es habe bey den Franken zugleich einen Majordomus oder Verwalter der königlichen Meyereyen, und einen zweyten Beamten, Morddom oder Oerrichter, gegeben; jener sey vom Könige, dieser vom Volke gesetzt — bekämpft S. 16 — 23, und verwirft diese '*sententiam quamvis maxima cum sagacitate excogitatum et summa cum eruditione expositam.*' Kap. 3. Ludens bereits erwähnte Meinung wird auseinandergesetzt und verworfen S. 24 — 40, und 40 — 48 die eigene des Verfs. aufgestellt: der Hausmeyer sey seit Galliens Eroberung der Stellvertreter des Königs während dessen Abwe-

senheit mit dem Gefolge auf Kriegszügen, gewesen; er habe Recht und Ordnung erhalten sollen, also mit dem Heere nichts zu thun gehabt, und sey jährlich auf dem Marsfelde erwählt (S. 43); der Amtsname Maior domus, der solchem Begriffe nicht entspreche, sey wohl durch Zufall entstanden (S. 42), und da die Stellvertretung mit der Rückkehr des Königs aus dem Felde natürlich aufgehört habe, in friedlichen Jahren aber gar nicht nöthig gewesen, so müsse man, um diese Ansicht zu behaupten, ferner annehmen, daß das Hausmeyeramt in solchen Fällen dennoch fortgedauert, aber sich dann nach des Königs Befehl auf die Verwaltung irgend anderer königlicher Haus- und Staatsgeschäfte bezogen habe; und sobald man nur bedenke, daß später die Anführung des Heers damit verbunden sey (S. 44), so erkläre sich das Wachsen der Hausmeyer von selbst. Der Verf. fühlt, wie unbefriedigend ein Begriff ist, der weder in den Quellen noch in sich besteht, da er zugeben muß, daß der Name dem Amte gleich bey dessen Errichtung widersprochen, und das Amt zu der Zeit, da man von den Hausmeyern etwas mehr weiß, in der Anführung des königlichen Gefolges bestanden habe, während es doch ursprünglich (d. h. zu der Zeit als man nichts davon wisse) ein Friedensamt gewesen sey — und erklärt zuletzt (S. 48) auch seine Meinung für unsicher ‘Sed ut verum fatear in omnibus quae ita disserui, permulta non satis gravibus argumentis comprobata, facile reiicere licent’, wie sie denn auch in der von S. 49 an folgenden Geschichte nicht allein nicht der Mittelpunkt wird, sondern kaum wieder zum Vorschein kommt. II. Wie und durch welche Mittel der Hausmeyer zum König ward.

S. 49 — 102. Kap. 1. Lage der Merowinger als Könige der Franken, Chlodwigs. Des letztern 'Subjectivität' (S. 59) Grund der fränkischen Monarchie. Kap. 2. Die Merowinger bis zum Jahr 613. S. 59 — 67. Theilungen. Auflösung des Reichs. Berweichlichung der Könige. Kap. 3. Die Hausmeyer bis zum J. 687. S. 67 — 84. Um das J. 613 sey dem Hausmeyer, den sie früher nichts anging, die Anführung des Heeres übertragen (beides unbewiesen), und das Amt lebenslänglich gemacht. Kap. 4. Die letzten Hausmeyer. Untergang der Merowinger. Anfang der Carolinger. S. 84 — 102. Der Vf. greift den von Siegbert von Gamblours in vita S. Sigiberti erwähnten Vertrag K. Siegberts mit Grimoald an, ohne zu bemerken, daß dieser Geschichtschreiber in einem andern Falle bestimmt alle Urkunden benützt, also auch diese Nachricht nicht rein erfunden haben wird. Daß Grimoald seinem Vater, und Pippin II. dem Wulfoald unmittelbar als Hausmeyer gesetzt seyen (S. 74. 82) widerspricht den Quellen. Wenn eine Untersuchung über die schwankende Erzählung von Pippins Erhebung zum König angestellt werden soll (S. 92 — 100), so darf sie nicht von allgemeinen Ansichten über mögliche Verdorbenheit der Stellen, sondern muß von bestimmter Würdigung jeder einzelnen Quelle ausgehen, und wird dann schwerlich mit dem Vorschlage (S. 97) endigen, die Worte der Annales Laurissenses (Loiseliani) 'et unctus per manus sanctae memoriae Bonifacii episcopi' für eingeschoben zu erklären.

Zum Schlusse bemerkt Rec. daß der Verf. bey längerer Beschäftigung und reichern Hülfsmitteln (so konnte er z. B. Ruinarts Ausgabe des Gregorius Turonensis und Bouquet SS. Gallic.

nicht benutzen) gewiß manches Urtheil über Quellenchriften und andere Gegenstände dieser Abhandlung anders bestimmt haben würde, indem es ihm weder an Streben nach Umsicht, noch an jener liebenswürdigen Bescheidenheit fehlt, welche des Beifalls der Leser selbst dann gewiß ist, wenn auch, wie es wenigstens dem Rec. ergangen ist, ihr Urtheil durch die dargelegte Forschung nicht befriedigt werden sollte. G. H. P.

N a c h e n.

Von da erhalten wir: Rheinische und Westphälische Monatschrift für Erziehung und Volksunterricht; im Vereine mit mehreren Lehrern und Erziehern herausgegeben von F. G. Kossel, Gymnasiallehrer zu Aachen. 1825. Vierter Jahrgang. 8.

Wenn es gleich der Zweck dieser Blätter nicht seyn kann, Zeitschriften nach ihrer Erscheinung anzugeben, so ergreifen wir doch gern die Gelegenheit, ein so nütliches Unternehmen wie das gegenwärtige, weiter bekannt zu machen. Jedes einzelne Stück enthält: 1) Abhandlungen, wie in dem vorliegenden Ansichten über das Volksschulwesen, und was damit zusammenhängt; von Dr. Glanzow. Ueber Zeitersparnisse für den Realunterricht in den Volksschulen, von Fr. Horn; und über den practischen Rechnungsunterricht von Fassbude. 2) Beurtheilungen von Schriften; und 3) eine Schulzeitung mit mannigfaltigen Nachrichten. — Das Zweckmäßige dieser Einrichtung ist einleuchtend; wer erkennt auch nicht dankbar, was die Preussische Regierung für den Unterricht thut! Sn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 4. August 1827.

P a r i s.

Ben Delaforest und Arthur Bertrand: Voyage en Sardaigne de 1819 à 1825, ou description statistique, physique et politique de cette île, avec des recherches sur ses productions naturelles et ses antiquités; par le Chev. Albert de la Marmora, capitaine à l'état major de S. E. le vice-roi de Sardaigne, membre de l'ordre royal et militaire de Savoie, correspondant de l'académie des sciences de Turin, de la société agraire et économique de Cagliari, de la société des naturalistes de Francfort etc. Mit dem Motto: Nuove a recar vengo dal campo, e fui osservator di ciò che narro io stesso. 1826. S. IX. 511. In Octav, nebst einem Atlas in Queerfolio.

Je mehr bisher Sardinien zu den am wenigsten bekannten Ländern von Europa gehört hat, um so größere Ansprüche hat sich der Verf. auf unsere Dankbarkeit erworben, daß er uns in dem vorliegenden Werke wenigstens einen ziemlich ge-

nauen Abriß eines Gemäldes der Insel gegeben hat. Wir sagen einen Abriß, denn für mehr will er selbst sein Werk, das Resultat mehrjähriger Reisen und Untersuchungen in allen Theilen der Insel, nicht angesehen wissen; es soll dasselbe vielmehr eigentlich nur als Einleitung zu drey folgenden Bänden erscheinen, von denen der erste eine genaue Beschreibung der einzelnen Orte nach seinem Reisetagebuche, desgleichen eine genaue Darstellung der jedem Cantone eigenthümlichen Sitten und Gebräuche, der Beschaffenheit des Grundes und Bodens und der Culturart, so wie auch eine neue Charte des Landes, an welcher er seiner Angabe nach, bereits seit zwey Jahren arbeitet, der zweyte eine systematische Darstellung aller die Naturgeschichte von Sardinien betreffenden Gegenstände, nebst einer allgemeinen und besondern geologischen Charte, der dritte endlich eine Vergleichung der alten Geographie mit dem dormaligen Zustande, so wie ebenfalls eine Charte der vornehmsten Ueberbleibsel aus dem Alterthume enthalten soll. Wird das ganze Werk dem angegebenen Plane gemäß und mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit, als dieser erste Theil, der jedoch schon gewissermaßen ein für sich selbstständiges Ganze bildet, ausgeführt, dann werden allerdings wenige Länder sich einer in jeder Hinsicht gleich vollständigen Beschreibung zu rühmen haben und gleich genau in allen ihren Theilen bekannt seyn, als Sardinien. Der vorliegende Band, der die eigentliche Statistik des Landes enthalten soll, ist von dem Vf. in sechs Bücher getheilt, deren Inhalt wir in möglichster Kürze anzugeben versuchen wollen. Das erste Buch mit der Ueberschrift: Geschichtliche Uebersicht, zerfällt in fünf Kapitel. Erstes Kapitel: fabelhafte Periode. Zweytes Kapitel: Karthaginenser und Römer. Die eigentlich hi-

storische Periode beginnt für Sardinien mit dem Jahre 528 vor Christi Geburt, dem Jahre der ersten Unternehmung der Karthaginer, denen es jedoch erst bey dem dritten Versuche (512 v. Chr. G.) gelang, sich die Insel zu unterwerfen. Im J. 259 v. Chr. G. oder 494 a. u. c. unternahmen die Römer die erste Landung auf Sardinien; allein erst nach dem ersten punischen Kriege, mitten im Frieden, 515 a. u. c. sah sich Karthago gezwungen, dasselbe ihnen zu überlassen. Nachdem wiederholte Aufstände der Einwohner gedämpft worden waren, ward Sardinien im J. 522 a. u. c. zu einer römischen Provinz erklärt, und anfangs gemeinschaftlich mit Korsica, dann unter den Kaisern getrennt für sich durch einen Prätor regiert und als eine der Kornkammern Roms betrachtet. Drittes Kapitel: Verfall des römischen Reichs. Vandalen. Gothen. Kaiser des orientalischen Reichs. Sarazenen. Genueser. Pisaner. Richter. Mit dem Verfalle des römischen Reichs sank auch der Flor und die Bevölkerung von Sardinien; wiederholt ward dasselbe die Beute der Barbaren, die das römische Reich zerrissen. Nachdem endlich die Saracenen, die sich der Insel bemächtiget, von den Pisanern und Genuesern, auf Betrieb der Päpste, nach langem Kampfe im J. 1050 vertrieben worden, behauptete Pisa, obwohl nicht ohne Streit mit Genua, die Herrschaft von Sardinien und theilte dasselbe in vier Gerichte oder Judicate. Allein bald gelang es den Richtern, sich mehr oder weniger unabhängig zu machen, bis endlich die Päpste, welche schon früher, zufolge einer angeblichen Schenkung Karls des Großen und dessen Nachfolgers Ludwig, die Oberhoheit über Sardinien in Anspruch genommen, bey entstandenen Zwistigkeiten mit Pisa, die Könige von Arragon mit der Insel belehnten. Viertes Kapitel: Herr-

schaft von Arragon und Spanien. Nachdem König Jacob von Arragon nach dreijährigem Kampfe die Pisancer gänzlich vertrieben, gelang es den Arragonesen allmählich, hauptsächlich mit Hülfe von Colonisten aus Catalonien und Arragon, sich, trotz des Widerstandes der von Genua unterstützten großen Familien, in der Herrschaft der Insel zu befestigen und im J. 1458 ward dieselbe, gleich wie auch Sicilien, durch den König Johann dem arragonischen Reiche förmlich einverleibt. So blieb Sardinien ein Theil der spanischen Monarchie, bis zum Utrechter Frieden, der dasselbe Oesterreich zusprach, das jedoch schon im J. 1720 die Insel gegen Sicilien an das Haus Savoyen abtrat. Hauptsächlich während der arragonischen Herrschaft hatte das Echnswesen auf Sardinien eine Ausdehnung erhalten, wie in wenigen andern Ländern; Privilegien und Exemtionen ohne Zahl waren entstanden; zugleich aber waren auch die verderblichen Folgen derselben nicht ausgeblieben; Cultur und Bevölkerung waren immer tiefer gesunken.

Fünftes Kapitel: Haus Savoyen. Die neuen Herren wandten auf die Insel ungleich größere Sorgfalt, als ihre Vorgänger, wenn gleich auch sie dieselbe nur als Nebenland ihrer Continentalbesitzungen betrachteten. Manches Gute geschah unter Victor Amadeus II., noch mehr unter seinem Sohne und Nachfolger Carl Emanuel III. Dagegen verfiel gar manches wieder unter Victor Amadeus III. sowohl durch unglückliche Wahl der obersten Beamten als durch die Bedrängnisse, worin der Hof von Turin, in Folge der französischen Revolution gerieth. Wenn gleich die Insulaner im J. 1792 einen französischen Angriff tapfer zurückschlügen, erfolgte dagegen schon zwey Jahre später ein allgemeiner Aufruhr, da die von Turin aus verheißenen Reformen nicht erfolgt waren. Erst im J. 1796

ward die Ruhe durch Vermittlung des Papstes wieder hergestellt. Die Verlegung der königlichen Residenz nach Cagliari im Anfange von 1799 blieb ohne Einfluß auf die inneren Verhältnisse der Insel, da der König selbst dieselbe bald wieder verließ. Als nachmals im J. 1806 der neue König Victor Emanuel ebenfalls wiederum nach Sardinien seine Zuflucht nahm, beschäftigte ihn die Sorge für die Vertheidigung der Insel gegen die Barbaren und einen befürchteten Angriff der Franzosen so ausschließlich, daß ihm keine Zeit für innere Reformen blieb. Nach der Rückkehr des Königs nach Turin im J. 1814 ward die Insel auf der Carl Felix, damals noch Herzog von Genevois als Vizekönig zurückgeblieben war, gleich anfangs durch Anfälle der Lunen und durch eine allgemeine Hungersnoth hart bedrängt. — Das zweyte Buch, welches der physischen Beschreibung des Landes gewidmet ist, handelt im ersten Kapitel von der geographischen Lage, den Häfen, Bergen und Ebenen. Die Lage der Insel war bisher noch nicht mit der erforderlichen Genauigkeit bestimmt, auch waren alle Charakteren von derselben mehr oder weniger unrichtig; um so begieriger sehen wir der für den zweyten Theil versprochenen neuen Specialcharte entgegen. Mit einer zum Handel mit Italien, Sicilien, der Barbarey, Spanien und Frankreich sehr paßlichen Lage, verbindet Sardinien den Besitz vieler trefflichen Busen und Buchten. Obwohl von fünf Bergketten, größtentheils in der Richtung von *NO* nach *SO*, durchschnitten, hat dasselbe dennoch, sowohl in seinem Inneren, als an der Küste ausgedehnte Ebenen, worunter das sog. Campidano, das sich von Cagliari gegen *SW* bis an den Golf von Oristano erstreckt, die vornehmste ist. Zweytes Kapitel: von den Gewässern. Der Tirse oder Fiume d'Oristano ver-

dient allein den Namen eines Stromes; die übrigen Flüsse sind größtentheils Bergwässer, deren Bette in der heißen Jahreszeit oft gänzlich austrocknet. Mineralische Quellen finden sich häufig, sind aber gänzlich vernachlässigt und werden nur von den unteren Volksklassen besucht, woben sich die Kranken unter freyem Himmel oder in Laubhütten aufhalten müssen. Quellen von süßem Wasser finden sich häufig in den Bergen und dem nördlichen Theile der Insel; in den Ebenen und dem südlichen Theile behilft man sich hauptsächlich mit Cisternen. Eigentliche Landseen fehlen, dagegen finden sich aller Orten zahlreiche Teiche, beynah alle mehr oder weniger salzig. An einigen derselben in der Nähe des Meeresufers hat man künstliche Salinen angelegt; im Ganzen wird jedoch der Reichthum an Salz nur wenig benutzt. Die Sümpfe, durch welche Sardinien schon im Alterthume bekannt war, haben in neueren Zeiten bey der Abnahme der Cultur und der Bevölkerung, fortwährend an Zahl und Umfang zugenommen und sind eine Hauptursache der in manchen Gegenden herrschenden periodischen Fieber geworden, weshalb man das Klima der Insel überhaupt für ungesund erklärt hat.

Drittes Kapitel: Temperatur. Das Klima ist durch die Einwirkung der Seewinde verhältnißmäßig gemäßig; der Gang der Jahreszeiten und der Witterung ziemlich regelmäßig; vorherrschende Winde sind der Maestrale oder Nordwest und der Levante oder Ost; der erste ist der Gesundheit zuträglich, dagegen verleugnet der zweyte, der Sirocco der Italiäner, auch hier seinen verderblichen Character nicht. Häufige Nebel sind oft den Erndten nachtheilig; von Erdbeben ist dagegen die Insel seit 1618 gänzlich frey geblieben.

Viertes Kapitel: Mineralreich. Sardinien hat einen Ueberfluß an schätzbaren Steinarten, vorzüglich an Granit, Porphyr,

Marmor und Basalt. An Metallen findet sich Silber, Bley in großer Menge und vorzügliches Eisen; manche andere Metalle und Fossilien werden durchaus nicht benutzt. Fünftes Kap.: Pflanzenreich. Die Vegetation wechselt auffallend nach den Gegenden und Jahreszeiten. Der Vf. unterscheidet in dieser Rücksicht drey Regionen: die bergige im Innern, die Küstenregion der nördlichen und die der südlichen Ebenen. Die Vegetation der ersteren gleicht der von Corsica, die der zweyten der der Provence und eines Theils von Italien, die der dritten Nordafrica. Die Berge sind mit trefflichen Wäldern bedeckt, die freylich oft auf eine unverantwortliche Weise verwüstet werden; der zweyten Region ist der Delbaum eigenthümlich. Sechstes Kap.: Thierreich. An wilden Thieren hat Sardinien, gemein mit Corsica und den Inseln des griechischen Archipelagus das gehörnte Schaaf (*ovis ammon*); wild gewordene Ziegen finden sich auf der kleinen Insel Tavolara; das Geschlecht wilder Pferde auf der Insel San Antioco ist gänzlich ausgegangen. Dagegen hat die Insel Hirsche, Dammhirsche und wilde Schweine, Füchse und wilde Katzen; an Raubvögeln vorzüglich verschiedene Arten von Geiern und Adlern; giftige Schlangen fehlen gänzlich, dagegen finden sich an schädlichen Insecten Scorpionen, Taranteln und Heuschrecken; an Schildkröten, Seehunden und Fischen ist großer Ueberfluß. Das dritte Buch spricht von der Bevölkerung und zwar im ersten Kap. von der Bevölkerung im Allgemeinen. Den Betrag derselben mit einiger Genauigkeit anzugeben, erklärt unser Vf. der doch sowohl von geistlichen als Civil-Behörden officiële Angaben erhielt, für unmöglich. Von 1775 bis 1816 läßt sich jedoch eine fortwährende Abnahme der Volksmenge nachweisen; seit der Zeit ist sie aufs neue im Zunehmen

begriffen. Nach der einen Angabe betrug dieselbe im J. 1824, 412,357, nach einer zweyten gleich officiellen, 490,087, nach einer dritten vom J. 1822, 480,188 Seelen; am wahrscheinlichsten beträgt dieselbe zwischen 460 und 470,000 Köpfe; darunter etwa 6200 Adliche, 85000 Hirten, 1857 Welt- und 1125 Klostergeistliche und 65,200 Städtebewohner. Die Blutrache, die jedoch in der neuesten Zeit immer mehr abgenommen, gibt der Wf. als einen Hauptgrund der bis 1816 bemerkbaren Entvölkerung an. Zweytes Kap.: physischer und moralischer Character der Sarden. Die Eingeborenen sind regelmäßig von mittlerer Statur, starkem aber sehr proportionierten Bau, dunkler Gesichtsfarbe und großer Beweglichkeit; Mißgestaltete erblickt man außer den Städten unter ihnen selten. Mißtrauen gegen Fremde, daneben aber auch echt patriarchalische Gastfreyheit, nebst einer eingewurzelten Rachgier, größtentheils freylich einer Folge mangelhafter Verwaltung und geringer Bildung sind die hervorstechenden Züge ihres Characters. Drittes Kap.: Sprache. Sie besteht aus verschiedenen Dialecten, unter denen der von Cagliari im Süden und der von Logudoro im Norden die vornehmsten sind; die Verwandtschaft derselben mit dem Lateinischen ist unverkennbar. Außerdem wird in verschiedenen Theilen der Insel der genuesische und corsische, so wie in der Stadt Alghero der catalonische Dialect gesprochen. Geschäftssprache ist das italiänische. Viertes Kap.: Kleidung. Diese unterscheidet sich durch manche Eigenthümlichkeiten, zum Theil selbst in den verschiedenen Districten. Ref. muß sich begnügen, hierüber auf das Buch selbst zu verweisen. Fünftes Kap.: Wohnung. Hausgeräth. Nahrung. Die Häuser der Landleute in der Ebene sind aus Backsteinen oder Lehm, die der Bergbewohner aus rohen Steinen, Städte und Flecken

ebenfalls größtentheils massiv gebaut. In dem südlichen Theile der Insel gleicht die Bauart darin der orientalischen, daß straßenwärts gewöhnlich weder Thüren noch Fenster zu finden sind, sondern der Eingang durch einen Hofraum gebildet wird. Der Hausrath ist einfach; ein wesentliches Stück desselben in jedem Landhaushalte ist eine Eselmühle. Windmühlen sind gänzlich unbekannt; Wassermühlen selten. Brod — in manchen Gegenden von Eicheln — und Fleisch bilden die Hauptnahrung; überhaupt sind die Einw. den Genüssen der Tafel sehr ergeben; wie überhaupt im Süden ist jedoch auch hier Trunkenheit ein seltenes Laster. **Sechstes Kap.:** Waffen und körperliche Uebungen. Die gewöhnlichste Waffe ist die Flinte, die sich durch einen langen Lauf und geringes Caliber unterscheidet; die Pistole ist nur bey den Banditen gebräuchlich; dagegen wird allgemein das Daghan oder Daga getragen, ein großes Jagdmesser, ein Mittel Ding zwischen Dolch und Degen; hin und wieder ist auch noch das Berudu oder verutum der Alten gebräuchlich. Uebrigens ist seit 1819 das Tragen der Waffen, allen die weder zur Miliz, noch zu den Barancelli gehören, verboten. Hauptvergnügungen der Einw. sind die Jagd und das Reiten; Pferderennen sind sehr gewöhnlich. Ein eigenthümliches Spiel ist der Kampf mit Fußtritten, auch die Tänze und die Musik unterscheiden sich durch manche Eigenheiten. **Siebentes Kap.** Von der Johannis-Gevatterschaft, der Ponidura, den Gebräuchen bey Hochzeiten, Kindtaufen und Sterbefällen. Das vierte Buch beschäftigt sich mit der Verwaltung. **Erstes Kap.:** Eintheilung. Vicekönig. Tribunale. Gesetze. Bereits die arragonischen Könige gaben der Insel die noch gegenwärtig bestehende administrative Eintheilung, in das Vorgebirge von Cagliari im Süden und in das von Sassari im Norden, auch wohl im gemeinen Leben Ca-

po di sotto und Capo di sopra genannt. Absichtlich von der Regierung befördert, bildete sich nachmals zwischen den Einwohnern beider Vorgebirge eine auffallende Eifersucht und Feindseligkeit, die noch gegenwärtig nicht ausgestorben ist. Jedes Vorgebirge zerfällt in verschiedene Provinzen, das von Cagliari in sechs, das von Sassari in vier; diese wiederum in Districte oder Mandemens und diese in Commünen aus einer oder mehreren Ortschaften. An der Spitze der gesammten Verwaltung steht der Vicekönig als Generallieutenant des Königs oder Chef der Civil- und Justizverwaltung, und als Generalcapitän oder Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht; ihm zugegeben ist ein vom Könige ernannter Staatssecretär; alle Urtheilssprüche ergehen in seinem Namen, auch besitzt er in einer gewissen Ausdehnung das Begnadigungsrecht. Die gewöhnliche Dauer seines Amtes sind drey Jahre; er führt den Titel Excellenz und genießt, jedoch nur für seine Person, dieselben Ehrenbezeugungen, als der König selbst. An der Spitze des Justizwesens steht die königliche Audiencia zu Cagliari; auch concurrirt dieselbe bey der Gesetzgebung; die mit ihrer Zuziehung erlassenen Pregoni oder Decrete des Vicekönigs haben während der Dauer seiner Amtsführung Gesetzeskraft. Chef dieser Behörde ist der Regent der großen Canzley, die zweyte Person nach dem Vicekönige, der zugleich insbesondere die Aufsicht über das gesammte Justizpersonale, so wie den Vorsitz in verschiedenen anderen Behörden führt. Die Audiencia selbst bestehend aus 13 Richtern und 2 Präsidenten und getheilt in eine Criminal- und zwey Civilkammern, besitzt das Recht die königlichen Verordnungen zu einregistrieren und gegen dieselben Vorstellungen zu machen. Zu ihr gehört ein Generalfiscal und ein Armenadvocat, der amtliche Bertheidiger aller Gefangenen. Die königliche Governazione oder das Tribunal von Sassari, an dessen

Spitze der Gouverneur dieser Stadt steht, hat eine ähnliche Organisation wie die Audiencia, an welche von ihr appelliert wird. Außerdem haben sowohl Cagliari als Sassari besondere Consulate oder Handelgerichte. Das Tribunal des patrimonium, bestehend aus dem Generalintendanten mit entscheidender und einigen Beysitzern mit beratender Stimme spricht in allen Contreband und sonstigen Sachen, welche mit den königlichen Einkünften in Verbindung stehen, namentlich auch über Falschmünzerey und sonstige Falsa. Zu Turin besteht als oberste Behörde für die Insel, der hohe Rath von Sardinien, der selbst von der Audiencia Appellationen annimmt und außerdem über alle von den Behörden der Insel ihm vorgelegte Sachen sein Gutachten gibt. Die Zahl der Advocaten, Notare und Procuratoren ist leider auch auf Sardinien übermäßig groß. Jede Provinz hat einen Unterrichter, mit dem Namen eines Präfecten, jeder District eine Curia, an deren Spitze Delegierte stehen, die theils von dem Könige, theils von den Baronen ernannt werden; in den Städten finden sich statt ihrer Richter unter verschiedenen Namen. Die geltenden Gesetze sind die Carta de Logu, die Capitoli di corte, die regie Pragmatiche, und die Editti und Pregoni; daneben gilt auch noch größtentheils wenigstens das römische Recht; also ein weites Feld für die Chicane! Die Gefängnisse sind im Ganzen elend; doch ist man gegenwärtig auf ihre Verbesserung bedacht; die Tortur ist seit 1821 abgeschafft. Zweytes Kap.: Finanzen. Der gesammten Administration und namentlich der der Finanzen liegt die Eintheilung in die zehn Provinzen, welche zusammen 32 Districte enthalten, zum Grunde; die sieben Städte haben besondere Magistrate, die übrigen 368 Commünen jede einen Municipalrath mit einem Syndic an der Spitze. An der Spitze der Finanzverwaltung steht unmittelbar unter dem Vicekönige, der Generalin-

tendant, der gleichfalls gewöhnlich drey Jahre im Amte bleibt und nebenbey noch verschiedene andere Geschäfte verwaltet. Unter ihm stehen zwey Untergeneralintendanten und ein Vicegeneralintendant von Sassari; jede der andern Provinzen hat einen Intendanten, Unterintendanten und Secretär. Den Intendanten untergeordnet befindet sich zu Cagliari ein Generalschatzmeister und in dem Hauptorte einer jeden der anderen Provinzen ein Schatzmeister. Die Einkünfte bestehen aus directen und indirecten Steuern und verschiedenen zufälligen Einnahmen; ihr Gesammtbetrag war im Jahre 1825, 2,750,000 neue Livres. Ein Centralbureau zu Cagliari besorgt die Controlle; das sonst übliche Papiergeld ist größtentheils aus der Circulation zurückgezogen.

Drittes Kap. Stamenti. Die Stamenti sind die Vereinigung der drey Stände des Königreichs, eine zuerst im J. 1355 von dem Könige Pedro von Arragon eingeführte und noch gegenwärtig bestehende Nationalrepräsentation. Das geistliche Stamento besteht, unter dem Vorfize des Erzbischofs von Cagliari, aus den Erzbischofen, Bischöfen, Aebten und Procuratoren der Kapitel; das militärische aus allen 25 Jahre alten Adlichen und Rittern des ganzen Landes unter dem Vorfize des höchsten oder ältesten des betitelten Adels; das königliche aus den Abgeordneten der Städte unter dem Vorfize von Cagliari. Diese Stamenti bilden, wenn sie wegen besonderer Gegenstände zusammenberufen werden, das Parlament; wenn ihre Berathschlagungen alle Gegenstände der Administration umfassen, die Cortes; letztere sind jedoch seit 1699 nicht mehr berufen, wohl aber das Parlament.

Viertes Kap.: Adel. Derselbe, mit einzelnen wenigen Ausnahmen, ist durchaus arragonischer, catalonischer und castilischer Abkunft; manche Familien haben sich dauernd in Sardinien selbst niedergelassen, andere dagegen besitzen nur Lehen und

halten sich selbst noch in Spanien auf. Eigentliche Leibeigenschaft findet sich zwar nicht, wohl aber ist der Landmann durch vielfache Personal- und Realprästationen zu Boden gedrückt — das lange Verzeichniß derselben mag im Buche selbst nachgesehen werden. Außer dem Adel, der wirklich Lehen besitzt, finden sich noch verschiedene Classen niederen Adels denen jedoch sämmtlich gewisse Vorrechte gemein sind, namentlich privilegierter Gerichtsstand und Freyheit von persönlichen Diensten. Fünftes Kap.: kirchliche Verwaltung. Die Insel zerfällt in drey erzbischöfliche und acht bischöfliche Sprengel. Der König ernennt auf Vorschlag der Audiencia zu allen erledigten Sitzen, der Papst bestätigt. Die Zahl der Kapitel beträgt gegenwärtig zehn, die der Abteyen drey, die der Mannsklöster 90 und die der Frauenklöster 14; die wiederhergestellten Jesuiten sind bis jetzt noch wenig zahlreich. Zum Unterhalte der Geistlichkeit dient hauptsächlich der Zehnte, der noch in ganzer Strenge besteht; sämmtliche geistliche Einkünfte werden auf etwa 960,000 Franken geschätzt. Selbst die in den mehrsten katholischen Ländern aufgehobenen Festtage werden noch auf Sardinien gefeyert; auch das Asylrecht der Kirchen und sonstigen kirchlichen Gebäude besteht noch, wenn gleich nicht mehr in seiner vormaligen Ausdehnung. Sechstes Kap.: Unterricht. Der Zustand der Wissenschaften ist im Ganzen wenig erfreulich; namentlich sind die Medicin und die Naturwissenschaften auffallend zurückgeblieben. Die beiden Universitäten zu Cagliari und Sassari sind jede für sich genommen, zu arm, um den Aufwand eines vollständigen, höheren wissenschaftlichen Unterrichts zu bestreiten und eine Vereinigung beider ist bis jetzt noch immer durch Localverhältnisse verhindert. Manche der wichtigsten Lehrstühle, wie z. B. der Geschichte, fehlen gänzlich. Gleich mangelhaft sind die verschiedenen Collegien organisiert, für den

Volksunterricht ist erst in der neuesten Zeit durch die Errichtung von Normalschulen einigermaßen gesorgt. Siebentes Kap.: gemeinnützige Anstalten. Nur vier öffentliche Hospitäler finden sich auf der ganzen Insel. Als oberste Sanitätsbehörde besteht ein Gesundheitsrath zu Cagliari und seinen trefflichen Maaßregeln verdankt die Insel, daß sie, trotz ihrer gefährlichen Lage in der neuesten Zeit von Pest und gelbem Fieber frey geblieben ist. Eins der nützlichsten Institute, die Ackerbau- und öconomische Gesellschaft zu Cagliari verdankt dem gegenwärtigen Könige im J. 1804 seine Entstehung; sehr vortheilhaft wirken auch auf den Ackerbau die sog. Monti di socorra, welche einige Aehnlichkeit mit den dänischen Assistenzcassen haben, indem sie den Landleuten Vorschüsse an Geld, Saatkorn und selbst an Vieh und Ackergeräth liefern. Bereits seit der spanischen Herrschaft besteht auf der ganzen Insel das Barancellat, eine Asscuranzanstalt gegen Diebstahl und Beschädigung der Felder und Grundten. Ahtes Kap.: Militärorganisation. Unmittelbar unter dem Vicekönige steht der General, der zugleich Gouverneur von Cagliari ist und der Gouverneur von Sassari, unter diesen mehrere Platzcommandanten. Die regulären Truppen auf der Insel bestehen aus etwa 3000 Mann aus verschiedenen Waffengattungen; außerdem unter zwey Generalcapitänen eine Miliz von Cavallerie und Infanterie, erstere 11 Regimenter, 6171 bis 7491 Mann, letztere 13 Bataillons 10,322 bis 14,872 Mann stark. Diese Miliz ist jedoch mit Ausnahme der Officiere, nicht gleichförmig uniformiert, genießt aber dagegen das Vorrecht zu jeder Zeit Waffen tragen zu dürfen und soll wenigstens in der Regel von den mehrsten Personaldiensten befreyt seyn. Zum Schuß des Landes bestehen außerdem drey Festungen und längs der Küste Thürme, hauptsächlich gegen die Einfälle der Barbaren. Die

Seemacht besteht nur aus einer Brigg und zwey Corridori; der auswärtige Handel wird beynah ausschließlich durch genuessische Fahrzeuge betrieben. Im fünften Buche spricht der Verf. von dem Landbaue und im ersten Kap. von dem Ackerbaue im engeren Sinne. Die Armuth des Landmanns hat den Ackerbau gar sehr heruntergebracht; dazu die Gemeinheiten und die Hut- und Triftgerechtigkeiten, indem bisher die Regierung vergebens Theilungen und Verkoppelungen zu befördern gesucht hat; doch scheint in einigen Gegenden dem Ackerbau allmählich vor der Viehzucht der Vorzug gegeben zu werden. Zweytes Kap.: Ackerbauinstrumente. Diese sind größtentheils noch sehr roh und unvollkommen; allgemein wird der Ackerbau mit Ochsen betrieben. Drittes Kap.: Vegetabilien. Von den verschiedenen Getreidearten wird vorzüglich Weizen gebaut, außerdem Gerste, theils als Pferdefutter, theils aber auch als Nahrungsmittel für die Menschen, hauptsächlich in den bergigen Districten. Unter den Gemüsen baut man vornehmlich Bohnen und Linsen. Der Weinbau hat sich in den letzten Jahren bedeutend gehoben und die Weine der Insel werden bereits ziemlich stark ausgeführt; das Del kommt dem Provencer gleich. Mandeln, Citronen und Orangen werden ebenfalls vielfältig gewonnen. Der Taback ist von vorzüglicher Qualität; dagegen haben sich der Baumwollen und Seidencultur noch immer eingewurzelte Vorurtheile entgegengesetzt. Viertes Kap.: Thiere. Schon im Alterthume war Sardinien, wenn auch nicht in gleichem Maaße als Corsica wegen seiner Bienenzucht berühmt; gegenwärtig aber reicht der Gewinn an Wachs und Honig nicht einmal für die eigene Consumtion der Insel hin. An Pferden ist Ueberfluß; es gibt deren drey verschiedene Arten, die sogenannten sardischen Pferde, von spanischer, die achetoni oder quartaglj von arabischer Race und die achette, zwar klein aber dauerhaft. Durch verschiedene, dem Könige und einzelnen Großen zugehörige Gestüte wird für die Erhaltung und Verbesserung der Rassen gesorgt. Auch das Rindvieh ist ebenfalls klein, dagegen aber lebhaft und dauerhaft; jedoch bringen die Kühe so wie auch die Schaafe, die beide größtentheils sich selbst überlassen sind, wenig Gewinn; die Ziegen dagegen zeichnen sich durch Größe und Stärke aus. Der Schweine gibt es gezähmte und ungezähmte, welche letztere beynah immer im Freyen gehalten, fast in allen Stücken den wilden Schweinen gleich werden. Von Ge-

flügel werden nur Hühner in beträchtlicher Menge gehalten. Das sechste und letzte Buch beschäftigt sich endlich noch mit der Industrie und dem Handel. Erstes Kapitel: Jagd und Fischerey. Die Jagd ist als Mittel des Erwerbs unbedeutend; ungleich beträchtlicher dagegen ist die Fischerey. Der Ertrag derselben im süßen Wasser dient zur Consumtion der Insel selbst; der Ertrag der Seefischerey, der jedoch sehr ungewiß ist, wird hauptsächlich in die Fremde ausgeführt. Zweytens Kapitel: Gebrauch verschiedener Producte. Die Ausfuhr der Producte hat in neueren Zeiten sehr abgenommen; der vornehmste Verkehr besteht jetzt noch mit den Continentalstaaten des Königs. An Fabriken und Manufacturen ist großer Mangel; namentlich werden fast alle Zeuge, die größten allein ausgenommen, aus dem Auslande eingeführt. Nicht eine einzige Papiermühle findet sich auf der ganzen Insel. Infolge der Zollregister betrug die gesammte Einfuhr im Jahre 1824, 4,849,113, die Ausfuhr 4,287,177 Franks. Drittes Kapitel: Brücken und Wege. Bis auf die neueste Zeit war für die innere Communication so gut als gar nichts geschehen. Erst während des Aufenthalts des Hofes in Sardinien dachte man daran, Straßen und Wege anzulegen; die Arbeiten wurden begonnen, allein bald wieder unterbrochen, bis endlich im Jahre 1821 die Anlage von Chauffeen zwischen den verschiedenen Hauptpunkten der Insel nach einem umfassenden Plane beschlossen und mit der Ausführung bereits im nächsten Jahre der Anfang gemacht ward. Bis jetzt ist die Arbeit ununterbrochen fortgesetzt. — Die Bejespost, welche allein besteht, hat bisher noch immer einen beträchtlichen Zuschuß verlangt, zumal da alle im Innern selbst circulierenden Briefe durchaus portofrey sind. — So weit das Werk selbst. Angehängt sind demselben: eine Tabelle der auf der Insel gebräuchlichen Maße und Gewichte, verglichen mit dem metrischen und Decimalssysteme; eine Generaltabelle aller Cours habenden Münzsorten, ein Verzeichniß der vornehmsten Schriftsteller über Sardinien und der eingeborenen Schriftsteller, eine Notiz über die hauptsächlichsten auf der Insel herrschenden Krankheiten, mitgetheilt von dem Dr. Moris, Professor an der Universität zu Cagliari und eine Erklärung der in dem beygefügten Atlas enthaltenen Tabellen und Kupfertafeln.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 6. August 1827.

G ö t t i n g e n .

Bey Dietrich: Anfangsgründe der Naturlehre zum Behuf der Vorlesungen über die Experimentalphysik von Joh. Tobias Mayer. Sechste Auflage. 627 Octavseiten. 3 Kupfertafeln. 1827.

Seit der erst vor 3 Jahren erschienenen fünften Auflage sind keine erheblichen Zusätze nöthig geworden, und wenn auch dergleichen sich dargeboten hätten, so ist es doch gar nicht rathsam, Alles sogleich in ein Lehrbuch, was gewisse Gränzen nicht überschreiten darf, aufzunehmen, oder auch gar der hin und wieder so beliebt werdenden höhern Naturansichten, welche vorübergehend, wie Sternschnuppen, vor der Macht des Experiments und einer gesunden unbefangenern Deutungsweise dahin schwinden, Erwähnung zu thun.

£ [5]

E b e n d a s e l b s t.

Ben Vandenhoeck und Ruprecht: Zeitschrift für die Geburtshülfe in ihrer Beziehung auf die gerichtliche Medicin, und für die gerichtliche Medicin überhaupt von Dr. L. Mende Prof. u. Erstes Bändchen. 1827.

Auch unter dem Titel:

Beobachtungen und Bemerkungen aus der Geburtshülfe und gerichtlichen Medicin, eine Zeitschrift. Viertes Bändchen. VIII u. 292 Seiten in gr. 8.

Nach der im dritten Bändchen dieser Zeitschrift vom Herausgeber ertheilten Nachricht erscheint ihre Fortsetzung von jetzt an unter dem angegebenen doppelten Titel. Weil die eigentlich geburtshülflichen Abhandlungen, wenigstens für jetzt, aus ihrem Kreise ausgeschlossen sind, so soll in ihrer ersten Abtheilung die Geburtshülfe nur in ihren Beziehungen auf das Recht, und mithin als Theil der gerichtlichen Medicin abgehandelt, in der zweyten aber sollen Abhandlungen aus der gerichtlichen Medicin überhaupt geliefert werden, die dritte wird wieder Fakultäts-Gutachten, die vierte Nachrichten aus und von anderen Schriften, und die fünfte eine Uebersicht der Ereignisse in der hiesigen Königl. Entbindungs-Anstalt, die der Herausgeber dirigiert, mittheilen. In der ersten Abtheilung befindet sich dieß Mal nur eine Abhandlung vom Herausgeber: die menschliche Leibesfrucht, das Fruchtkind, und das Kind kurz vor, in, und gleich nach der Geburt, in ge-

richtlich = medicinischer Hinsicht. S. 3 — 136. Der Verf. zeigt darin, daß sich die Leibesfrucht nicht plötzlich in ein Kind verwandle, sondern zuerst in ein Fruchtkind, d. h. in ein lebendes menschliches Wesen, daß die Eigenschaften einer Frucht und eines Kindes zugleich an sich trägt, und beweist, größten Theils durch eigne Beobachtungen, daß der Uebergang in den Zustand eines Fruchtkindes, ja selbst in die Kindheit, im Mutterleibe nicht bloß geschehen könne, sondern öfters in der That auch geschehe. Die Verwandlung einer Frucht in ein Fruchtkind während ihres Austritts aus den mütterlichen Geburtstheilen hält er sogar für gewöhnlich. Daß dieß in gerichtlichen Fällen die Unterscheidung eines todt zur Welt gekommenen Neugeborenen von einem lebend gebornen, und hernach gestorbenen ungemein erschwert, und daß es namentlich die Beweiskraft der Lungen- und Athemprouben sehr schwächt leuchtet in die Augen. Zwar sucht der Verf. sie durch gleichzeitige Berücksichtigung der eigenthümlichen Todesarten vor, in, und nach der Geburt zu stützen, doch gesteht er, daß deren Unterscheidung höchst schwierig, ja oft unmöglich sey, und daß sie für den beabsichtigten Zweck nur unvollkommene und meistens unzureichende Hülfsmittel darböten. Der übrige Inhalt dieser Abhandlung ist eine gedrängte Darstellung des vom Verf. in seinem Handbuche der gerichtlichen Medicin über diesen Gegenstand bereits Vorgetragenen. Die zweyte Abtheilung besteht in diesem Bändchen auch nur aus einer Abhandlung: Einige Worte über die Grade der Tödtlichkeit der Verletzungen vom Dr. Brefeld, Physikus in Hamm. S. 139 — 154. Der Verf. bemüht sich, gegen

die Ansichten der neuesten Criminalisten zu zeigen, daß die Eintheilung tödtlich gewordener Verletzungen nach den Graden der Tödtlichkeit hauptsächlich für die Ausmittelung des Thatbestandes, und keinesweges ausschließlich zur Aufklärung der Absicht des Thäters von Wichtigkeit sey. In der dritten Abtheilung finden wir vier Gutachten. 1. Bericht und Gutachten der Profn. Brendel und Koëderer über einen Fall von angeblichem Kindesmord S. 159 — 166.; aus des Letzteren literarischem Nachlasse. Die Aeußerungen beider berühmter Männer zeigen, daß man damals schon über die Wirkungen der Fäulniß auf die Lungen Neugeborner, und über das Einblasen der Luft in die Lungen einer todten Leibesfrucht sehr helle Ansichten hatte. 2. Relation in Untersuchungssachen wider C. W. in B. wegen angeschuldigter Verheimlichung der Schwangerschaft und Entbindung, vom Herrn Hofr. Dr. Bauer. S. 167 — 192. Bekanntlich gehören Untersuchungen dieser Art zu den schwierigeren, und werden deßhalb von nicht gehörig unterrichteten Gerichtsbehörden oft sehr ungründlich, und meistens nach vorgefaßten Meinungen abgethan. Die Bearbeitung des vorliegenden Falles zeugt dagegen auf Seiten des Referenten von so großer Umsicht, Genauigkeit und Kenntniß der gerichtlichen Medicin, daß sie durchgehends zum Muster dienen kann. 3. Bericht und Gutachten über ein angeblich nach einem Aderlaß entstandenes Uebel am Arm vom Herrn Hofr. u. s. w. Langenbeck. S. 193 — 233. Ebenfalls kein alltäglicher Fall, und von

seinem berühmten Verfasser sehr gründlich und lehrreich behandelt. 4. Bericht und Gutachten in Untersuchungssachen wider F. K. aus B. wegen eines vorgeblich in einem unfreyen Zustande begangenen Raubmordes v. H. Er zeigt darin, daß ein unfreyer Zustand bey begangnen Verbrechen nur dann anzunehmen sey, a) wenn sich an dem Thäter eine krankhafte Anlage zu einem unfreyen Zustande, und die Einwirkung von Ursachen auf ihn, die sie gerade jetzt zum Ausbruche bringen konnten, nachweisen lassen; b) wenn die begangene That den Character der Unfreyheit an sich trägt; und c) wenn das Verhalten des Thäters nach derselben, mit jenen Ursachen, und mit dem Zustande einer wahren Unfreyheit dabey übereinstimmt. Vierte Abtheilung: Nachrichten von und aus andern Schriften. Gerichtlich = medicinischer Fall eines Kindesmordes von David Scott, mit Bemerkungen von Christison, Professor in Edinburgh, wichtig, weil er hinsichtlich der gerichtlich = medicinischen Behandlung der erste und einzige in allen drey vereinigten Königreichen von Großbritannien ist. Auszug aus Prof. Ritgen in Gießen Abhandlung: über das Athmen des Kindes von dem bloß der Kopf geboren ist. — Recension von Weith Handbuch der gesammten gerichtlichen Thierarzneykunde, Wien 1826. Fünfte Abtheilung. Uebersicht der Ereignisse in der Königl. Entbindungsanstalt vom 25ten Junius 1825

bis zum 24sten d. M. 1826. Die Zahl der Schwangeren belief sich in diesem Zeitraum auf einhundert und zwey und funfzig, von denen einhundert und ein und vierzig fünf und achtzig Knaben, und sechszig Mädchen, viere von ihnen also Zwillinge zur Welt brachten. Die Königliche Entbindungs-Anstalt besuchten einhundert und zwanzig Studierende, und vier und zwanzig Doctoren und Candidaten der Medicin. Die Zahl der Hebammen betrug im Ganzen vier und zwanzig.

Mde.

C e l l e.

Ben Schulze: Grundzüge der Referirerkunst in Rechtsfachen. Von Dr. Theodor Hagemann, Director und Chef der Justizkanzley zu Celle, Ritter des Königl. Guelfenordens u. s. w. 1827. VI und 112 Seiten in Octav.

Diese wenig Tage nach dem so sehr beklagten Tode des frühverklärten, um die hannoversche Rechtspflege hochverdienten Verfassers, im Druck vollendete Schrift, gibt einen neuen Beweis von der ruhmwürdigen Sorgfalt desselben, die seiner Leitung anvertraut gewesen, bey der Justizkanzley, deren Chef er war, angeetzten Auditoren, auszubilden, unverkennbar ab, denn sie ist, laut des Vorworts der Verlags- handlung aus denjenigen Vorträgen entstanden, die er jenen jungen Männern zu ihrer Ausbildung hielt, und insbesondere zum Gebrauche derselben, als Manuscript bestimmt gewe-

fen. Was solchergestalt zunächst nur als letztes Vermächtniß des Verewigten an jene jungen Männer zu betrachten war; verdiente um so mehr eine weitere Verbreitung durch den Druck, als das Werkchen zugleich die Resultate eines beynahе vierzigjährigen Geschäftslebens, in Bezug auf zweckmäßigen Gebrauch der Acten und die nothwendigen Vorträge aus denselben, enthält, und hiezu Regeln darbietet, welche von jeden müßigen Spißfindigkeiten entblößt, ganz und gar aus der Erfahrung einer so vielseitigen Geschäftsthätigkeit, wie sie der Verewigte stets geübt hat, entnommen, und daher in jeder Hinsicht wahrhaft practisch zu nennen sind. Weit entfernt also, auf die Grenzen der hiesigen Lande beschränkt zu seyn, möge es angehenden Justizbeamten im allgemeinen zur sorgfältigsten Benützung empfohlen werden!

K ö n i g s b e r g.

Herr Director *Struve* daselbst, hat im verflossenen Jahre zu der öffentlichen Prüfung der Schüler des dortigen Stadtgymnasii durch ein Programm eingeladen, welches den ersten Theil über *Polybius Darstellung des Aetolischen Bundes*, 60 Seiten in 4to enthält. Es ist jedoch dieser erste Theil nur als Einleitung zu dem noch zu erwartenden zu betrachten, indem in demselben von dem Aetolischen Bunde noch nicht die Rede ist; sondern vielmehr von der Stellung des *Polybius* als Geschichtschreiber überhaupt. Nachdem die nöthigen Vorkenntnisse von dem Leben des *Polybius* gegeben sind, handelt der

Verfasser von den Zwecken seiner Geschichte; von der Zeit der Abfassung derselben, welche theils vor theils nach der Zerstörung Corinth's und Carthago's 146 vor Chr. gesetzt werden müsse. In wie fern Polybius Wahrheit schreiben k o n n t e, welches seine Quellen? welches seine Ansicht der Geschichte und seine Weltansicht gewesen sey? Endlich in wie fern er Wahrheit sagen w o l l t e? Welches sein Verhältniß zu den Römern? welches zu den Griechen? und welches zu Aratus gewesen sey? — Man siehet, welchen Umfang der Verfasser seinen Untersuchungen gegeben habe; welche gewissermaßen als die Prolegomenen zu Polybius betrachtet werden können. Die in demselben mit großer Umsicht beantworteten Fragen sind von der Art, daß eine Verschiedenheit der Meinungen dabey immer obwalten wird. Aber die Schrift enthält einen solchen Reichthum von Bemerkungen, daß sie, wenn irgend eine ähnliche, dazu geeignet ist, weitere Untersuchungen zu befördern; und einen Gegenstand, der für die Geschichte von großer Wichtigkeit ist, mehr ins Klare zu bringen. Dem zweyten Theil, welcher die Untersuchung über den Bund der Aetoler nach Polybius enthalten wird, sehen wir um so mehr mit Begierde entgegen; da dieser Gegenstand noch keiner eigenen Untersuchung, so viel wir wissen, unterworfen worden ist.

Sn.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. Stück.

Den 9. August 1827.

C a r l s r u h.

Flora Badensis Alsatica et confinium regionum cis et transrhenana etc. Auctore Carolo Christiano Gmelin, Med. Dr. Magni Ducis Badens. Consiliar. Aul. intim. Botan. et Histor. nat. Prof. etc. Tom. IV. Supplementa cum indicibus. 1826. 807 S. in gr. 8. Mit 10 Kupfertafeln.

Des Verf. Werk gehört zu denjenigen Floren, welche auf ein größeres Publicum berechnet sind, als Schriften der Art meistens zu Theil wird; weshalb auch die Critik hier keine so strenge Forderungen machen kann. Aus diesem Gesichtspunct betrachtet, wollen wir unsern Lesern eine kurze Anzeige des vorliegenden vierten Theiles dieser Flora geben. Er enthält, was auch der Titel schon anzeigt, bloß Supplemente, welche aus Nachträgen und Berichtigungen zu den ersten 23 Classen bestehen, und wobey im Allgemeinen dieselbe Ordnung, wie in den vorigen Theilen beobachtet ist. Der sehr bedeutende Zu-

wachß erklärt sich leicht, indem, außer der Erweiterung des Badenschen Gebiets durch die Grafschaft Wertheim, der Verf. seine Excursionen über den Bodensee in die Schweiz ausgedehnt (daher die vielen Alpenpflanzen), auch überdem noch eine Menge angebauter Gewächse (Taback, Rhabarber u. a.), viele ausländische Bäume und Gesträuche, mehrere Gartenbäume, ja selbst manche Zierblumen (Tagetes, Zinnia etc.) der Flora einverleibt hat. Doch bedurfte es in der That dieser vielen Fremdlinge nicht, da Baden mit seinen Umgebungen zu den pflanzenreichsten Gegenden Deutschlands gehört, auch die Zahl der wirklich einheimischen, hier nachgetragenen Gewächse nicht gering ist. Das beweisen *Eriophorum*, *Fedia*, *Digitalis*, *Orobanche*, *Chara* u. e. a. Gattungen; ferner die einzelnen Nachträge, unter denen wir nur einige der seltneren erwähnen: *Utricularia intermedia*, *Scabiosa canescens*, *Campanula rhomboidea* und *hederacea*, *Vinca major*, *Statice plantaginea*, *Scilla verna*, *Anthericum serotinum*, *Pyrola rosea*, *Nymphaea minima*, *Mespilus tomentosa*, *Potentilla cinerea* und *rosea*, *Geranium macrorhizum*, *Crepis pulchra* etc.; von den Cyperaceen und Gräsern besonders: *Scirpus supinus*, *Phalaris arenaria*, *Alopecurus utriculatus*, *Poa pilosa* und *megastachya*, *Festuca loliacea*, *Arundo Plinii* (*mauritiana* Desf.), *Lolium speciosum* u. d.

Unter den neuen Arten, mit welchen Herr G. die Flora bereichert hat, scheinen indeß einige derselben noch einer genaueren Prüfung zu bedürfen, wie z. B. *Alisma graminea* (*Alisma Plantago* γ. Smith), *Polygonum Braunii* (sehr nahe mit *Persicaria* verwandt), *Rosa mitissima* (vielleicht nur Abart der *spinosissima*, wel-

the sehr variiert), *Cistus piliferus*, *Thalictrum*, *Morisoni* etc. — *Galium hyssopifolium* ist gewiß nur Abart von *rubioides*, wie Rec. durch Uebergänge nachweisen kann; und *Symphytum Clusii*, nach Vergleichung mehrerer, bey Heidelberg gesammelter Exemplare kaum von *tuberosum* zu trennen.

Bromus hordeaceus (wozu *Brom. secalinus* $\beta.$ *hordeaceus* Linn. und *Brom. multiflorus* Smith Britan. gerechnet sind) halten wir für einerley mit *velutinus* (*grossus* Desf.), wofür auch Smith in seinem neuen Werke, der English Flora, den *multiflorum* der Flor. Brit. erklärt; und da dieser *velutinus*, wie andere verwandte, nach Verschiedenheit des Standorts, mit einer bald arm- bald vielblüthigen Rispe, und mit größeren und kleineren Aehrchen vorkommt, und die Richtung der Rispe nach dem verschiedenen Alter verschieden ist: so möchte, bey genauerer Vergleichung, auch des Verf. Br. *badensis* mit demselben zusammenfallen, oder doch nur als Abart zu betrachten seyn. — *Bromus commutatus* Flor. Germ. ist eine wohl begründete Art, die mit keiner der verwandten, am wenigsten mit *volgensis* (wie einige Neuere irrig glauben), zu verwechseln ist; auch kann über die, nach Vergleichung von Original Exemplaren, dahin gerechneten Synonyme Host's u. anderer kein weiterer Zweifel seyn. Wir verstehen daher den Verf. nicht, wenn er *Brom. multiflorus* Host. nicht zu *commutatus*, sondern zu seinem Br. *Kochii* (*patulus* Koch.) rechnet, welcher *arvensis* zunächst verwandt seyn soll. Auf jeden Fall muß hier ein Irrthum obwalten; vielleicht kennt Herr G. den rechten *commutatus* nicht oder sein Br. *Kochii* ist nur Abart des letztern.

In Hinsicht des Verfs. Bromi Scheuchzeri (Br. triflorus L., Festuca triflora Engl. Bot.) begnügen wir uns zu bemerken, daß Smith, der diese übersehene Art wieder in Erinnerung brachte, sie in seiner zuvor erwähnten neuen Flora von England nur als Abart der Festuca gigantea (Bromus Linn.) ansieht und in der Beschreibung hinzufügt: 'But though reckoned distinct by Linnaeus and Scheuchzer, it proves, when carefully examined, to be marked by no real specific character, the number of florets being undoubtedly variable.'

Von den zahlreichen Bemerkungen und Berichtigungen, wodurch besonders die Gräser von dem Verfasser erläutert worden, theilen wir einige mit. Alopecurus fulvus der Neuern ist Abart von geniculatus, womit Rec. ganz einverstanden. Agrostis stolonifera der Flora (wozu hier A. vulgaris gezogen ist), soll nach Schreber die wahre gleichnamige Linné'sche seyn; da nun andere A. alba für Linné's stolonifera ansehen, in Linné's Sammlung aber eine von beiden verschiedene Art sich vorfindet: so muß Linné zu verschiedenen Zeiten seine Meinung über stolonifera geändert oder überhaupt hier nicht so genau unterschieden haben. Agrost. capillaris der Flora erklärt Herr G. für alba, mit Anführung der Abbildung aus der Engl. Bot. t. 1623; dann müßte aber das dort angeführte Synonym von Linné wegfallen. Agrostis pumila hält er noch für eine besondere Art, da sie durch Ausfaat unverändert bleibt. Sollte sie wirklich außer Kleinheit der Theile — was schon Folge des befallenen Zustandes ist — durch andere Merkmale von vulgaris verschieden seyn? Rec. sah pumila stets durch Cultur

in den gewöhnlichen Zustand der vulgaris übergehen. Ueber *Agrostis vinealis* und *dubia* ist nichts bemerkt, auch nicht über *interrupta*; gewiß ist letztere nichts weiter, als was Schrank und andere deutsche Floristen dafür angesehen haben: eine magere Abart der *Spica Venti*: — *Festuca tenuifolia* (Sibth.) Flor. Germ. glaubt Herr G. nur als Abart der *ovina* ansehen zu können, der sie auch sehr nahe steht; doch hält sich der wesentliche Character mehrere Jahre in der Cultur, und umgekehrt geht *ovina* durch Cultur nie vollkommen in *tenuifolia* über. *Festuca duriuscula* und *heterophylla* erklärt dagegen der Verf. für verschiedene Arten, welcher Meinung auch noch einige Neuere sind; Rec. muß aber gestehen, nach wiederholter Vergleichung beider ihm sehr wohl bekannten Gräser nichts weiter wahrgenommen zu haben, als was in der Flor. Germ. angegeben ist, und womit auch das vom Hrn. Smelin 65 bemerkte in der Hauptsache übereinkömmt. *Lolium tenue* soll sich durch eine faserige (nicht kriechende) Wurzel von *perenne* unterscheiden. Ist dieß wirklich der Fall, so kann des Verfassers Pflanze nicht die Linne'sche seyn, deren Wurzel ganz wie bey *perenne* ist, und daher auch von Smith zu dieser Art gerechnet wurde: gewiß ist *L. tenue* nur eine, auf magerem Boden erzeugte, Abart des *perenne*. Zu *Triticum Lachenalii* rechnet der Verfasser ganz richtig *Tr. Halleri* Viv.; ob auch *tenellum* Willd. dahin zu ziehen ist, bleibt zweifelhaft, *Trit. Poa* Dec. muß aber ausgeschlossen bleiben. *Triticum junceum* und *rigidum* sollen kaum specie verschieden seyn, eine Behauptung, die wohl wenig Beyfall finden möchte. Des Verfassers *junceum* gehört (nach Vergleichung badenscher Exemplare)

zu rigidum, das allerdings variiert, doch keine Uebergänge zu dem, nur den Seeküsten eigen-thümlichen junceum zeigt.

Der beschränkte Raum erlaubt es nicht, dem Verfasser bey den übrigen Classen zu folgen; doch glauben wir noch auf Einiges aufmerksam machen zu müssen. Besonders gehören dahin die Bemerkungen über *Valeriana officinalis*, von welcher fünf Abarten unterschieden werden. Die beiden ersten, welche auf Anhöhen, Bergen und ähnlichen trockenen Stellen wachsen, besitzen eine kräftige, viel Aetherisches enthaltende Wurzel, einen einfachen steifen gestreiften und nackten Stengel, mit linien-lanzettförmigen ganzrandigen oder unmerklich gezähnten gleichfalls glatten Blättchen. Die dritte Abart, wozu außer andern Synonymen, auch Plenk Icon. t. 27 zu rechnen ist, hat einen einfachen nackten, bisweilen unmerklich behaarten, mehr gefurchten Stengel, mit größeren lanzettförmigen entfernt gesägten und gewöhnlich unmerklich behaarten Blättchen. Sie kommt nicht selten mit den beiden ersteren vor, doch auch in bergigen Waldungen, an Mauern u. s. w. Von dieser muß, nach dem Verfasser, die Rad. *Valerianae sylvestris* für die Apotheken gesammelt werden, da sie stets kräftiger als die der folgenden, in niedrigen und auf feuchten Boden wachsenden Abarten ist. Die vierte, von *Lavernamontan* unter *Phu vulgare* beschrieben (die Abbildung gehört nicht hierher), wächst vorzüglich in feuchten Waldungen, hat eine größere mehr wässrige schwach riechende Wurzel (weßhalb sie auch nicht zum Arznegebrauch taugt), einen ästigen gefurchten mehr oder weniger behaarten Stengel, mit eylanzettförmigen grob gezähnt-gesägten meistens be-

haarten Blättchen, wovon das äußere dreylappig ist. Unter der fünften Abart endlich begreift Herr Smelin die auch bey Carlsruhe wachsende sambucifolia Mik. Sie schließt sich zunächst an die vorige; unterscheidet sich aber: 'Foliis inferioribus saepe majoribus; foliolis in foliis infimis saepe manifeste cordatis, ovali-subrotundis, ovatisque latioribus; profundius inciso-dentatis.' Rec. fügt hinzu, daß diese Valeriane, in der Cultur sich unverändert erhält, und auf demselben Boden mit der officinalis cultiviert, fast zwey Monate früher blüht (nämlich im May, während jene gewöhnlich erst gegen den Julius ihre Blumen entwickelt). Verbascum montanum scheint dem Verfasser nicht hinlänglich von phlo-moides verschieden; wahrscheinlich ist ihm aber die wahre Art nicht bekannt: schon die Blumenkrone unterscheidet beide hinlänglich, wie die im Hort. Gotting. gegebene Abbildung deutlich beweist. Solanum miniatum und humile werden recht gut unterschieden, aber von beiden die Namen (wie häufig bey andern Pflanzen) ohne Noth geändert. Chenopodium opulifolium (wozu mehrere Synonyme aus Schult. Syst. Veg. nachzutragen wären) fand Herr G. nur in ruderatis; Rec. besonders in siccis, sterilibus et arenosis, selbst in mehreren Rheingegenden. Selinum Lachenalii der Flora hält der Verfasser, nach Vergleichung vollständiger, von Neffler ihm mitgetheilten Exemplare für einerley mit Selin. pyrenaicum (Seseli L.). — Von Viola canina nimmt er folgende Abarten an: α. silvestris (V. silvestris Kit.); β. Riviniana (V. Riviniana Reich., canina Curt. u. e. a.); γ. lucorum (V. neglecta Schmidt. Boh.); δ. sabulosa (V. canina β. sabulosa

Reich.); δ . *ericetorum* (V. *canina* γ . *ericetorum* Reich.); ξ . *arenaria* (V. *arenaria* Dec.). So viel Recensent die Weilchen zu beobachten Gelegenheit hatte, muß letztere, als eine durchaus verschiedene Art, ganz ausgeschlossen bleiben, wegen der drey ersten Abarten kann kein Zweifel seyn, die vierte, var. *ericetorum*, bleibt zweifelhaft. Sie hat in der späteren Periode allerdings große Aehnlichkeit mit *canina*, läßt sich aber wegen mehrerer Eigenthümlichkeiten nicht mit ihr, wohl aber mit einigen andern Arten vereinigen, wie Nec. bey einer andern Gelegenheit umständlich darthun wird. Aehnliche Zusammenstellungen gibt Herr G. von *Juncus sylvaticus* u. e. a., welche in dem Werke selbst nachgesehen werden müssen. Wie wir denn auch auf die Tetradynamie, als die am reichsten ausgestattete Classe dieses Supplementes nur im Allgemeinen verweisen können. Sehr gute, auf das ganze Werk sich beziehende, Register machen den Schluß. Von den angehängten Kupfertafeln geben Tab. 1—7 Vorstellungen der neuen Arten von Browus, Tab. 8 — 10. von *Androsace Halleri*, *Saxifraga sponhemica* und *Viola stagnina*. — Schließlich wünschen wir, daß der Verfasser den kryptogamischen Theil, wozu er uns Hoffnung macht, bald nachfolgen lassen möge.

Schrö.

S t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

127. Stück.

Den 11. August 1827.

M ü n c h e n.

Lithographische Versuche der Königl. Baugewerkschule zu München; sechszehn Blätter unter Georg Osterwald's Leitung in Stein gravirt von den Baugewerkschülern. 1825.

Es ist bekannt, mit welchem Erfolge man in München das Steinzeichnen zur Vermehrung von Bildern der verschiedensten Gegenstände schon angewandt hat. Dieses Heft zeigt nun wie weit man es dort auch im Stein gravieren gebracht hat. Diese Erfindung erleichtert die Verbreitung der Architecturwerke um so mehr als ein jeder Architecturzeichner ohne vieljährige Vorübung — wie Kupferstecher, um es in der Linienmanier zu einiger Vollkommenheit zu bringen, sie bedürfen dieses weichere Material zu behandeln im Stande ist; dann ist noch in Anschlag zu bringen, daß eine solche Steingravüre viel mehr Abdrücke zuläßt, welche sowohl in kürzerer Zeit als auch mit weniger Mühe von einer Steinplatte wie von

einer Kupferplatte abzuziehen, und endlich Material und Werkzeug zur Bearbeitung desselben äußerst billig sind.

Jedes Blatt dieses Heftes ist von einem andern Schüler der genannten Anstalt, und zeigt nicht nur Linien, die mittelst Linial und Zirkel, sondern auch solche, welche aus freyer Hand gezogen sind. Jene hat man auf Gebäude, diese auf Blätter- und Schnörkelwerk verwandt; letzteres ist größtentheils zur Ausfüllung der Räume, welche die Gebäude übrig gelassen, benutzt. — Die Gebäude selbst sind fast alle mit der äußersten Nettigkeit graviert; und obgleich mehrere in dem außerordentlich kleinen Maasstabe von 30 Fuß auf einen Zoll gegeben sind, so enthalten sie doch fast alle und selbst die kleinsten Gesimsglieder.

So ist auch die Copie nach der geometralen Ansicht des in Kupferstich erschienenen Theaters von Schinkel, (in dem zweyten Hefte seiner Entwürfe) welche nach einem doppelt so großem Maasstabe als der angegebene, bis auf wenige Linien — die dazu fast ohne Noth weggelassen sind — eben so vollkommen als die von Normann Sohn gestochene Fassade. Aber nicht allein die architectonischen Glieder sondern auch die Sculpturen dieses Bauwerkes haben mit der größten Schärfe und Genauigkeit nachgeahmt werden können. Diese Arbeit ist nebst der noch auf demselben Blatte befindlichen Fassade des Münchner Theaters; und den, bis auf Weniges sehr geschmackvollen Felderverzierungen (die dem Erfinder Ehre machen) von G. Osterwald ausgeführt; und es ist gewiß das Beste, was in dieser Manier zu leisten steht. Der Kupferstich kann wirklich kaum feinere und reinere Striche liefern als die, welche hier die Lichtsei-

ten der kleinen Pfeiler bilden. — Wir haben die saubersten Stiche, welche der ausgezeichnete Architectur-Kupferstecher C. Norman geliefert, dabey vor uns; unter diesen befindet sich auch unter ganz gleichem Maaßstabe als der, worin die oben angeführten in Stein gravierten Gebäude, das Petersburger Theater *), auf das wir noch zurückkommen werden.

Wenn es uns nun schon in hohem Grade erfreulich war in dieser Manier ein Mittel mehr kennen gelernt zu haben, welches zur Förderung der Architectur im Allgemeinen beytragen kann, so war es uns nicht weniger erwünscht, dadurch wieder mit mehreren Werken der Baukunst, welche von namhaften Architecten entworfen und ausgeführt sind, bekannt zu werden.

Wir fühlen uns nun zunächst durch das bereits erwähnte schöne Blatt angezogen, welches die Zusammenstellung der beiden Theater enthält, und so gewissermaassen zu einem Vergleich der zwey Fronten auffordert; der kleine Maaßstab läßt freylich eine genauere Beurtheilung nicht zu.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Fassade des Münchener Theaters in der Hauptform — daß diese nämlich den Zweck des Gebäudes eher ausspricht oder doch errathen läßt — Vorzüge hat; wenn dagegen auch die Fronte des Berliner an und für sich interessanter, neuer und überhaupt geschickter erscheint. Der Architect des Münchener Theaters stand dadurch im Vortheil, daß er weniger nicht gerade zugehörige Räume in seinem Gebäude aufzunehmen hatte. Daher die geringere Breite, das Zurücktreten des die Bühne enthaltenden Theiles. Der Pantheon-

*) Französische Kunst-Annalen; herausgegeben von Sandon. 6ter Band. Kupfertafel 47.

Portikus daran steht hingegen in bedeutend minderer Uebereinstimmung mit den übrigen Architecturtheilen als der Berliner mit den seinen; und so sehr man auch das edlere Verhältniß des ersteren anerkennen muß, so sieht man doch nur zu deutlich, daß dieser früher und unabhängig von dem Gebäude gedacht worden ist, während der des anderen mehr aus dem Uebrigen hervorgegangen und mit demselben verarbeitet, gewissermaßen verwachsen erscheint. — Wir können außerdem die Fassade des ersteren im Ganzen nicht anders als eine trockene, ungeistige Zusammenstellung römischer, griechischer und von der Fluth der modernen Zeit verwaschener antiker Architecturtheile nennen. Aber nicht einmal das geringe Verdienst einer solchen Zusammenstellung kann man dem Erbauer zusprechen; da schon eine frappant ähnliche an einem, einige Jahrzehnte früher in Petersburg von dem französischen Baumeister Thomas de Thonon gebauten Schauspielhause (was in seiner Zeit viel Aufsehen gemacht und durch mannigfaltige Abbildungen bekannt worden ist) sich befindet. Wenn nun die Nachahmung von etwas Fehlerhaftem schon wenig erfreulich ist, so verdriest es um so mehr, wenn dann die angebrachten Veränderungen, nichts weniger als Verbesserungen sind. Dieß bezieht sich namentlich auf die Fenster der zweyten Etage und die Dachungen &c.

Der Untersatz am Münchener Theater ist wahrscheinlich eine Geburt der Verlegenheit, aus der sich der Berliner Architect auf eigenthümliche Weise zu ziehen gewußt. Dieser letztere sowohl wie der Münchener, beide wollten an ihren Gebäuden mit einem antiken Portikus imponieren, und mußten doch auch eine aus dem Bedürfniß hervorgegangene, durch die Gewohnheit sanctio-

nierte Unterfahrt anbringen. Da es nun Fischer an Schinkels kühner Phantasie gebrach, so wußte er seinen Untersatz nicht viel über den Boden zu erheben, und machte ihn zu der Ordnung viel zu niedrig; woraus auch die höchst unpassende Armuth desselben folgte, die Schinkel an dem seinen ebenfalls vermieden hat. —

Die Blende der Auffahrt hat dadurch, daß deren obere Linie erst ein Stück gerade läuft (deßhalb ein stufenartiges Ansehen hat) und dann schräg aufsteigt, eine sehr unangenehme Form. Warum ist der stufenartige Anfang nicht fortgesetzt? Die vorderen acht Säulen sind im Ganzen wie im Einzelnen denen am Portikus des Pantheons vollkommen ähnlich: die Copie trägt nun nicht allein die geringen Fehler, die das Original ursprünglich hatte, sondern auch die, welche demselben im Laufe der Zeit erwachsen sind. Daß durch die fehlenden Zierden die stärksten Contraste zwischen Architrav, Kranzgesims und dem Fries und Giebelfelde vorkommen, kann nicht fehlen. Bey dem Berliner ist schon mehr Uebereinstimmung; es fehlt dabey doch dem Fries allein an dem Zugehörigen.

Hinter den Säulen zwischen den mit diesen correspondierenden Pilastern sehen wir nicht wie am Pantheon in der Mitte die große Thür und zu beiden Seiten die der Größe nach eben so passenden Nischen; sondern die meckinsten Thüren und Fenster beleidigen unser Auge. — Der Münchener Architect ist beym Entwurf des unteren Geschosses in denselben Fehler verfallen, wie der Berliner und vor ihm der Petersburger. Alle drey haben um Thüren zu bilden aus den großen Pilastern kleine Pfeilerchen gleichsam heraustreten lassen, deren Deckgesims die Höhen-

räume zwischen jenen in zwey Hälften theilen, und den größeren Architecturtheilen, zwischen denen man sie sieht, auf mannigfaltige Art schaden. Schinkel hat nun diesen Pfeilerbau am ganzen Gebäude gleichmäßig durchgeführt und dadurch eine edlere Einfachheit hervorgebracht, die der Münchener Architect nicht gesucht zu haben scheint. Daß die Pfeilerchen am Werke des letzteren gar keine Füße oder Sockel haben, ist ein Mangel mehr; den Berlinern fehlt es dagegen nicht an Fuß. (Sie haben nämlich, der Nachbarschaft wegen, gleiche Füße mit den doppelt hohen Säulen.) — Fischer hat — dem Petersburger Vorbilde genauer folgend — seine Fensteröffnungen zwischen den Pfeilerchen noch mit Quaderchen eingerahmt, deren Größe zwar zur Etage paßt, aber mit den Säulen und Pilastern auffallend contrastiert. Die zwey isolirten Fenster, in den Stücken Wand welche sich auf beiden Seiten neben der Vorhalle desselben Geschosses befinden, erscheinen so klein und roh in der breiten Fläche, wie wir sie nur an ökonomisch gebauten Bürgerhäusern zu sehen gewohnt sind; können also unmöglich mit den großen reichen forinthischen Säulen und Pilastern stimmen. Was sollen außerdem hier die das Meszine weit treibenden Sohlbänke in einer Wand, die dem Anscheine nach aus Quadern besteht, von denen einer auf die einfachste und natürlichste Weise eine solche bilden konnte? es hätten nur noch wenige Zoll hohe Tragsteine — wie man sie gewöhnlich unter solchen wahrnimmt — dabey angebracht seyn müssen, um das Maasß des Kleinlichen voll zu machen.

Der breite glatte Streif mit dem Gesims welcher die Etage nach oben abschließt, ist genau nach dem Petersburger Vorbilde. — Der glatte

Sockel darüber ist wohl nur deshalb zu den Fensterpfeilerchen, neben den Pilastern und hinter den Säulen, so unverhältnißmäßig hoch, weil er in der Brüstungslinie hat durchgehen sollen; diese Brüstung in den Fenstern aber ist auf die beliebte Manier mit Eisenstäben bewerkstelligt. Der Petersburger Architect ist künstlerischer verfahren; er läßt die Fenster ebenfalls bis auf den Boden herunter gehen, die Brüstung aber aus einem Steingitter (Balustrade) bestehen. Am mangelhaftesten indeß sind wohl die runden Fenster; hier hätten wir insbesondere gewünscht, daß dem Vorbilde — dem Petersburger Theater — genauer wäre gefolgt worden, an dem die Fenster wenigstens geradlinicht sind und sich überhaupt mehr dem Reichthum des Uebrigen nähern; während hier die geradlinichte Architectur, die in den bisher beschriebenen Theilen in der Hauptsache durchgeführt war, nun mit einmal verlassen worden ist. Die Fenster der Seitentheile am Münchener Gebäude mit ihren, ohne unterstützende Pfeilerchen in der Luft schwebenden, Kämpfern, sehen naiv genug aus. Gewiß wollte man die Höhe dieser breiteren Wandstücke des zweyten Geschosses nicht noch einmal in zwey Hälften theilen, (damit die Masse nicht scheinbar von ihrer Höhe verlöre und ein allzugeschränktes Ansehen erhielte) und führte deshalb die Kämpfer nicht bis an die entfernter stehenden Pilaster. Pfeilerchen, wie sie schon an dem mittleren Theile erscheinen, würden, wenn wir auch alle Gründe dagegen im Auge haben, in diesem Falle in vielfacher Hinsicht dienlicher gewesen seyn. Schon der Contrast zwischen dem reich umfaßten runden Theil der Fenster und dem geraden, der ganz glatt und roh ist, wäre vermieden worden.

Da ohnehin die Harmonie nicht sehr berücksich-

tigt worden ist, hätten wir lieber, wie am Petersburger Theater, statt der Pilaster, Boffagen zur Einfassung der Seitentheile gesehen. Die Eckpilaster stehen so unglücklich und verlassen und scheinen, während sie das ihnen zugehörige Gebälk tragen und die Ecken verstärken, gleichsam noch die horizontalen Gesimse (durch welche die zwey Etagen getrennt werden) in sich aufnehmend, halten zu müssen, ohne nur einmal kleine Pfeilerchen, wie die Pilaster des Mittelbaues (benen doch ein weit kürzeres Stück davon auferlegt ist) neben sich zur Hülfe zu haben; am Berliner Schauspielhause findet sich dieser Mangel nicht. Auch dem Gurtgesims des Petersburger kommt die Auflage und Ruhe auf den Quadern sehr zu Gute. Die lichtbringenden Oeffnungen im Fries des Hauptgebälkes sind nicht allein kein Ersatz für das was darin fehlt, sondern gegentheils eine Steigerung des Mangelhaften. Daß es mit großen leeren Siebelflächen nicht gethan ist, sieht man hier deutlich. Der Berliner Architect hat das wohl gefühlt. Der Petersburger scheint nur für ein Fronton Stoff und Mittel gehabt zu haben und hat deshalb füglich das zurückstehende höhere, weniger erforderliche weggelassen, und das obere Dach abgewalmt; er hat eingesehen, daß, wenn man aus einem und dem anderen Grunde keine Zierde anbringen kann, man auch besser thut die Felder wegzulassen, welche deren verlangen. — Das untere Fronton hätte — um so mehr da es leer ist — eben so niedrig gemacht werden können als das Dach dahinter; wahrscheinlich hat es diese Höhe, um dadurch dem des Pantheon näher zu kommen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

D e n 11. A u g u s t 1 8 2 7.

M ü n c h e n.

Beschluß der Anzeige: Lithographische Versuche der Königl. Baugewerkschule zu München u. s. w.

Das streifenartige Gesims, worauf die drey halbkreisrunden Fenster ruhen, stimmt eben so wenig mit dem Reichthum der übrigen Gesimse; der Münchener Architect ist auf diese Weise bey seinem Bauwerke in den entgegengesetzten Fehler verfallen als der Petersburger.

Die Umfassungen der halbkreisrunden Fenster theilen den Fehler zu großer Armuth mit dem Gesims worauf sie ruhen, und verstoßen eben sowohl hinsichtlich der Form gegen die Harmonie, als die Fenster des zweenen Geschosses.

Die walmartigen Dachschrägen zu beiden Seiten hätten weniger Neigung haben können, als die Frontonschrägen, und die obere horizontale Dachlinie mußte, wie wir schon bemerkt haben, mit der Spitze des Frontons in einer Höhe durchgehen, und beide Linien da zusammentreffen, wo

die Perpendicularen der höheren Gebäudemasse aufsteigen. Also sehen wir die Dachung bey dem Petersburger Theater und so erscheint sie zu dem Uebrigen zugehöriger als die hier besprochene.

Die Theile der Grundrisse beider Theater, welche wir noch auf diesem Blatte sehen, scheinen eigentlich nur zur Verständigung der Fassaden beygegeben zu seyn; um zu zeigen wie weit die Nebentheile hinter dem Mittelbaue zurücktreten. Diese Planstücke enthalten aber nebenbey noch die Treppenhäuser; und die Vergleichung der Anlage der Treppen und der Räume welche sich vor demselben befinden, fällt ganz zum Vortheil des Münchener aus. Wir bemerken noch daß die Säulen, Behufs der Ueberfahrt, wie bey dem Berliner, im Verhältniß ihrer Stärke ein wenig weit abgestellt worden sind. Wir tadeln dieß nicht etwa nur deshalb, weil wir es bey den Portiken der Alten nicht also sehen, sondern, weil sich die Säulenreihe vom Hauptgebäude zu sehr absondert, oder gleichsam ablöst.

Die vier Säulen des Treppenplatzes oder Vestibüls, welche hauptsächlich zur Bereicherung und Zierde beytragen sollen, sind durchaus nicht am Orte; indem sie diesen Theil noch ungeräumiger machen. Der Münchener Architect ist durch das allzu große Bereichern dieser Partie des Gebäudes in das andere Extrem der Verfahungsart des Berliner Meisters verfallen.

Nach dem eben besprochenen ist wohl das fünfte Blatt — besonders was die Gravirung des darauf befindlichen Gebäudes betrifft — die beste Arbeit des Heftes. Es stellt das Wohnhaus des Oberbauintendanten von Klenze dar, und dieser Gegenstand mag dem Graveur ein bedeutender Impuls gewesen seyn, die größte Sauberkeit,

Sorgfalt und Genauigkeit auf diese Lithographie zu verwenden.

Uns ist nun diese Mittheilung auch darum interessant, weil wir die Absicht haben, insbeson- dere den Werth der Arbeiten der gegenwärtig durch die Gunst ihres Geschicks zur Ausführung großer Prachtbauten Berufenen, von unserm Standpuncte aus zu untersuchen, und den Versuch zu wagen, ob von Einsichtigen solche kri- tische Revisionen des von den Koryphäen geleis- tet werdenden als zeitgemäß und überhaupt als nützlich erkannt werden würden.

So viel Gelegenheit zu jeder Art von Pracht- bauten nun auch Herr von Klenze der ech- ten Kunstliebe seines in jeder Hinsicht so hoch- gestellten, — königlichen Bauherrn verdankt, so ist doch bisher den außerhalb München sich Befin- denden keine ausführlichere Mittheilung des dort von ihm Geleisteten geworden. — Das vorliegen- de Blatt ist das einzige was uns auf die Art zu Gesicht gekommen. Enthält es nun auch kei- ne seiner bedeutendern Schöpfungen, so trösten wir uns damit, daß diesem wenn auch kleine- ren Gebäude, eben weil es der Architect für sich selbst errichtet, am gewishesten, unmittelbarsten und reinsten die alleinige Eingebung des Er- bauers zum Grunde liegt.

Wir glauben uns um so eher auf die Treue der Copie in allem Wesentlichen verlassen zu können, da wir nie von einer öffentlichen Re- clamation von Seiten des Architecten, dem die- ses Blatt wohl nicht unbekannt hat bleiben kön- nen, gehört haben. Auch die Größe des Maaß- stabes läßt eher eine genaue Zeichnung zu als der ungefähr viermal kleinere des Theaters, und es kommen uns deshalb bey dieser auch die klein- sten Glieder und deren Profilierungen zu Ge-

sicht; in welchen wir denn auch den Geschmack, mit dem unser Architect dergleichen zu zeichnen pflegt, ganz wieder erkennen. Wir sind also auch im Stande hier mehr als bey dem Theater ins Einzelne zu gehen.

Dieses Haus hat 65 Fuß Länge, und bis unter das Dach fast eben so viel Höhe; fünf Fenster in der Reihe und drey Stagen. Das Thor und die Fenster der beiden unteren Stockwerke sind mit faßettierten Nädern (*bossage à chanfrain*) umfaßt. Das dritte Geschoß hat fünf mit einfacheren Gewändern umgebene Fenster, zwischen welchen kleine Pilaster dorischer Ordnung angebracht sind. Auf beiden Seiten wird das Gebäude von einer breiten Reihe faßettierter oder brillantierter Quader begrenzt, und das Ganze von einem hinsichtlich der Ordnung zu den Pilastern passenden und vollständigen Gesims gekrönt.

Die ungewöhnlich großen Dimensionen der Fenster, die Höhen der Stagen und die reichen Gliederungen der Haupttheile des Gebäudes, Alles zusammengenommen gibt demselben unstreitig ein fast pallastähnliches Ansehen. Es verspricht im Innern weite, nach allen Ausdehnungen geräumige Piecen.

Gleich über dem Sockel befindet sich, zu dem Uebrigen sehr passend, ein Fußgesims, dessen Gliederungen dem der Toskanischen Säule ähnlich sind. Sehr lobenswerth finden wir, daß man die von den Neuern nicht eben verständiger Weise gegen die Beyspiele des Alterthums und überhaupt gegen Gefühl und natürliche Einsicht, stets weggelassene Fußdecoration an Gebäuden wieder anwendet. Die Verwahrlosung einzelner Theile eines Gebäudes im Vergleich mit andern ausgezierteren, beruht auf der einseitigen und

unkünstlerischen Verstandesberechnung: Decorationen nur da anzubringen, wo sie mehr in die Augen fallen. Diese Verfahrensart kann nicht etwa dadurch vertheidigt werden, daß an solchen Dren Gliederungen und überhaupt Decorationen leichter beschädigt werden könnten; denn es bedarf daselbst gerade keiner leicht zu beschädigenden; es ist sogar völlig in der Ordnung, daß sie am unteren Theilen eines Gebäudes stärker und einfacher gehalten werden; dieß verlangen schon die Gesetze der Festigkeit, und wir ahmen darin nur die Werke der Natur nach.

Sehr störend sind dagegen in diesem Gesims die dem Souterain Licht bringenden Oeffnungen, welche dasselbe von Strecke zu Strecke in der ganzen Höhe und unprofilirt abschneiden und es völlig unterbrechen. Bey dem nie genug zu preisenden Pallast Farnese in Rom — welcher den Neuern in so vieler Hinsicht zum Muster dienen kann, und auf den wir noch oft zurückzukommen uns veranlaßt sehen werden — finden wir zwar auch zum Behuf der Kellerfenster, eine ähnliche Unterbrechung des umlaufenden Fußgesimswerks; aber da ruht das Gebäude nicht so unmittelbar darauf, sondern die Fußdecoration ist aus einer Art von Bänken gebildet, welche weit vorragen, und dabey nicht glatt abgeschnitten, sondern gehörig profilirt sind. Ein solcher glatter Abschnitt eines Gesimses, eine solche Verstümmelung wie sie sich unser Architect hier erlaubt, ist offenbar ein bedeutender Verstoß. Wenn man sonst den Untersatz nicht anders gestalten wollte, hätte man die Kellerfenster eher noch in der glatten Fläche des Sockels unter dem Fußgesims anbringen können, wo sie wenigstens minder störend und zerstörend geworden wären.

Das Brustgesims ist sehr weislich — haupt-

sächlich damit es im Thor nicht vorspränge — bandartig gehalten. Auch gibt die Auszierung des Bandes einen Beweis, daß unser Architect richtiger wie viele andere, welche gegenwärtig bauen, gefühlt hat, daß ein solcher Streif bey den übrigen Reichthum nicht glatt angebracht werden darf, sondern mit einer Randgliederung — die hier aus einem ringsum laufenden Riemen besteht — und mit Aufüllung der Füllung durch eine Zierde (an diesem Orte aus einem sogenannten Labyrinth gebildet) versehen seyn muß. Wenn wir übrigens eine solche, wenn auch nur geradlinigte doch feine und zierliche Decoration, an einem schon am Fuße des Gebäudes befindlichen Gesims wahrnehmen, so erwarten wir, jemebr wir unser Auge erheben (nach ebenfalls in der Natur begründeten Gesetzen) mit der Höhe des Gebäudes zunehmend leichter und reicher werdendes Simswerk zu erblicken. Man sieht sich aber vergebens danach um, es hat dem Baumeister gefallen, nur dieses Gesims vor allen andern durch Schmuck auszuzeichnen.

Die Verhältnisse des Thors und der Fensteröffnungen des ersten und zweyten Geschosses sind angenehm; nur werden dieselben durch die sie umfassenden brillantierten Quader, welche bey nah halb so breit als die Fensteröffnungen selbst (wodurch die Form des ganzen Fensters also doppelt so breit wie die Oeffnung wird, während natürlich die Vermehrung an Höhe nur gering, ein wenig schwerfällig. Diese Art Quader dürfen indeß im Verhältniß zum Ganzen ohne in das Kleinliche zu fallen, und damit sie im einzelnen gehörige Auflage erhielten, nicht gut schmälter gehalten werden. Wie viel Breite Fensterumfassungen höchstens haben dürfen, hat uns der Architect im dritten Stock selbst gezeigt; diese

Gewänder haben nämlich etwas weniger als den vierten Theil der Fensteröffnung, also ungefähr die Hälfte von der Breite der die unteren Fenster umkleidenden; es machen sich deshalb jene Fenster des dritten Stockes um vieles schlanker und zierlicher. — An vielen der bessern römischen Gebäuden nimmt man wohl auch ähnliche, ungefähr gleich große Bogenfenster bekleidende fasettierte Quader wahr; aber man findet sie an ihnen niedriger gehalten und dabey in Verzahnung lang und kurz abwechselnd, wodurch also die Steine bey gehöriger Breite der Auflage, keinen geraden strengen Abschnitt gegen die glatte Wand hervorbringen, und außerdem durch die gezackte constructionelle Begrenzung eine gleichsam in die Fläche der Wand übergehende Decoration bilden. — Die vom Herrn von Klenze angewandte ist keineswegs als Bekleidung von Bögen überhaupt verwerflich; größeren gewährt sie, wie wir schon an dem Thorbogen dieses Gebäudes wahrnehmen können, sogar eine passendere, zur Oeffnung verhältnißmäßigere und selbst edlere Einfassung; nur eignet sie sich, wegen ihrer Größe und Schwere, nicht zur Decoration um kleinere Bögen und Fenster; an diesen muß sie sich nothwendig plump ausnehmen.

Der Stein, welcher den Thorbogen schließt, ist einer von denen, welche einem sehr bedeutenden Drucke zu widerstehen haben; und er dient so in jeder Hinsicht recht passend dazu, den vom Architecten hier beliebten schönen Kopf des die Stärke symbolisierenden Thieres aufzunehmen. Warum aber unser Architect diesen also verzierten Stein bis unter die Sohlbank des mittleren Fensters hat heraufgehen lassen, so daß er bestimmt zu seyn scheint dieselbe mit tragen zu helfen, macht den aufmerksamen Beobachter, wel-

Mer auch in den Einzelheiten der Werke eines solchen Mannes nicht ohne Grund Beziehungen erwartet, irre; diese Fensterbank bedarf ja in keinem Falle mehr Unterstützung als die vier übrigen in derselben Reihe. — An altrömische Bauwerken z. B. Triumphbögen und mehreren Gebäuden aus den letzten Jahrhunderten, besonders in Italien, sieht man wohl auch Schlusssteine aus der Reihe der übrigen Bogensteine vortreten; da versehen sie aber einen wesentlichen statischen Dienst, indem sie die stark vorragenden und überliegenden Gebälke der zwischen Bogenöffnungen weit auseinanderstehenden Säulen oder Pfeiler *), oder auch wohl einen Balkon mit tragen helfen. Auch würden wir einen solchen Kopf an einem dergleichen Gebäude jeden Falls mit geschlossenem Rachen und in ruhigem ernstem Character dargestellt haben; wenn wir auch nicht von solchen frähenhaften, zahnstetschenden Köpfen an unzähligen Bauereyen der vorigen Jahrhunderte allzuoft abgeschreckt worden wären. Warum soll eine solche Bestie dem sich nähernden Fremden oder Freunde die Zähne oder gar die Zunge zeigen? **) wie viel schöner ist die Sitte der Alten, an dieser Stelle eine erfreulichere Decoration anzuwenden; ja zu dem Eintretenden und Vorübergehenden das bekannte *Salve* reden zu lassen!

Die Fenster der *bel-étage* ruhen mit ihren schweren Gewändern auf einzelnen Sohlbänken, welche wiederum von einer Art von Tragsteinen (von denen sich wie gewöhnlich immer einer

*) z. B. wie am Triumphbogen des Titus zu Rom; dem Pallast Muti-Papazzuri und dem Pallast Buoncompagni ebendasselbst.

**) Wenn sonst kein Irrthum in der Zeichnung des Kopfes vorgefallen ist.

unter jedem Gewänd befindet) scheinbar unterstüzt sind. Man sieht, daß der Künstler wahrscheinlich deshalb das Gesims nicht wie unter den Fenstern der beiden andern Etagen hat durchgehen lassen wollen, um die quadrierten Eckpfeiler so wie auch das ganze Gebäude in der Höhe nicht in fast drey gleiche Theile zu theilen, oder auch um überhaupt einer häufig Wiederholung und einer leicht daraus entstehenden Monotonie aus dem Wege zu gehen. — So sehr wir nun gegen solche Wiederholungen sind, wenn auch sonst das Gebäude von der besten Architectur ist, so lieben wir doch noch weniger einzelne freyliegende Sohlbänke. Der Entwerfer scheint selbst gefühlt zu haben, wie unruhig große schwere Fenster ohne eine durchlaufende Unterstüzung oder einen andern soliden Aufstand, in der Wand hängen. Er hat deshalb nicht allein einen glatten aber fast unscheinbaren Streif — welche Art Streife an diesem Gebäude, aus oben angeführten Gründen, nicht gut zu heißen sind — zwischen, oder so zu sagen hinter den Sohlbänken hergehen lassen, um die Verbindung derselben einigermaßen wieder herzustellen, sondern auch, wie schon bemerkt worden, zur Unterstüzung unter den Sohlbänken in der Breite der Gewänder kleine Tragsteine anzubringen für nöthig erachtet; welches Alles aber kein Equivalent für das Fehlende abgibt. Die Tragsteine konnten hier weil es an Vorsprung fehlte nicht geschweift und überhaupt nicht gut in einer andern Form gehalten werden, als es geschehen. Sie sind nämlich glatt abgeschnittenen nur wenige Zolle vorspringenden Balkenköpfen ähnlich, auf deren vorderen fast quadraten Fläche (den Schattenstreichen nach zu urtheilen) eine Füllung eingehauen ist. Diese ist aber nicht wie am unteren Brust:

gesims und wie wir oben lobend bemerkt, mit Schnitzwerk ausgefüllt. —

Die schon früher angeführten, von den unteren so sehr verschiedenen Fenster des dritten Geschosses, haben hinsichtlich der Breite proportionierte Gewänder, und ruhen passend auf einem durchlaufenden Gesims. Bey diesen fällt es aber unangenehm in die Augen, daß da, wo sich die geraden mit den Bogenlinien vereinigen, weder Kämpfer noch sonstige Absätze oder Abschnitte befindlich sind. Wie fade, und man kann wohl sagen, unnatürlich diese Vereinigung, und wie angenehm und beruhigend es im Gegensatz ist, wenn der Bogen noch eine besondere — wenn auch hier nur scheinbare — Unterstüzung erhält, haben nicht allein fast ohne Ausnahme die altrömischen, sondern auch sogar viele Baumeister im Mittelalter gefühlt. In den Werken letzterer finden wir wenigstens zur Ruhe des Bogens, wenn auch nicht immer einen Kämpfer oder Tragstein, doch mindestens — um den Uebergang der geraden in die Bogenlinie zu motivieren, entweder Kapitälchen oder andere Sculpturen.

Die zuletzt angeführte Fenstergattung findet sich zwar auch an dem berühmten Pallast Farnese; es gehört dies aber auch gerade zu dem wenigen Mangelhaften, was die vordere Fassade enthält.

Den größten Uebelstand bringen unstreitig die kleinen dorischen Pilaster zwischen den Fenstern der dritten Etage hervor. Es scheint nicht anders, als daß der Architect, nachdem das zum Tragen der Fenster bestimmte Brüstungsgesims auf der glatten Wand lag, noch gern Pilaster hätte zufügen wollen; sonst würde er sicherlich denselben einen solidern Aufstand gegeben haben. — Es versetzt gewiß einen jeden lebhaft

und distinct fühlenden Beschauer dieses Werks in Furcht, daß die vor der Wand vorragenden und noch ein sehr schweres Gebälk tragende Pfeiler, das dünne Gesims worauf sie stehen durchbrechen und herunter stürzen möchten; und sie erregen deshalb eine peinliche Unruhe *). — Solche zur Verstärkung und Decoration der Wand dienende Pfeiler, bedürfen nothwendig, was auch die besseren Architekten früherer Zeiten — wie ihre Werke beweisen — gefühlt haben, solidere und sichere Unterstüzung. Es kann eine solche nun entweder in postamentartigen Untersäzen, Pfeilern und Quadrierungen aller Arten, und sogar in Tragsteinen bestehen. — Die erstgenannten Arten von Unterstüzungen solcher Wandpfeiler, sehen wir ohne Unterschied an den guten Bauwerken der Alten und an mehreren Bauten des 15ten und 16ten Jahrh. in Rom. Wir sehen namentlich Muster davon an den vielen Pallästen, welche die ruhmwürdigen Architekten, z. B. ein Bramante, Peruzzi u. a. m. daselbst kurz nach der Wiederherstellung der Künste gebaut haben. — Die letztere hier weniger zu empfehlende Art — welche der Entwerfer selbst unter einer viel weniger schweren Decoration desselben Gebäudes, nämlich unter den Fenstern des Mittelstocks aus angeführten Gründen anzuwen-

*) Wenn auch die Wand um ein wenig zurückspringt, was die schmalen Streifen an der inneren Seite der quadrierten Eckpfeiler vermuthen lassen, wodurch wahrscheinlich die mit den Eckquadern in der Schnur stehenden Pilaster etwas mehr Dicke haben gewinnen sollen, so hebt das den Vorwurf nicht im entferntesten auf; denn der scheinbare Aufstand, wovon es sich doch hier hauptsächlich handelt, gewinnt dadurch nichts. Der Rücksprung darf außerdem — wenn er nicht wieder einen bedeutenden Uebelstand hervorbringen soll — nicht merkbar seyn.

wenden für nöthig erachtet — gewahrt man an spät römischen, während dem Verfall der alten Kunst unter den römischen Kaisern errichteten Gebäuden; unter andern an den Ueberresten der Thermen des Diocletians in Rom u. c.; sodann an Gebäuden der spätern Zeitalter — so an der Fassade eines Klosters der Franciskaner in Ravenna (man glaubt, daß dieß Stück der Fassade früher einem Pallaste des Theodorichs angehört habe); — desgleichen an vielen altdeutschen Bauwerken; dann noch an der in halb gothischem und halb römischem Styl gebauten — in vieler Hinsicht und besonders für die Zeit merkwürdigen, von L. B. Alberti im 15ten Jahrh. entworfenen und ausgeführten — Kirche des heil. Franciskus zu Rimini u. a. m.

Die Pilaster haben an und für sich ein gutes Verhältniß, contrastieren aber hinsichtlich der Kleinheit mit den großen Dimensionen und überhaupt mit der schweren und rundbogigen Architectur des übrigen Gebäudes.

Das Haupt- oder Krönungs-Simswerk hat — nicht allein weil es herkömlich, sondern den dorischen Pilastern entsprechend ist — Architrav, Fries und Kranzgesims. — Obgleich eigentlich die Pilaster das vollständige, aus den eben genannten drey Haupttheilen bestehende, Gebälk veranlaßt haben, so ist es eben dieses, was ihnen am meisten nachtheilig und verderblich wird, indem es seine Urheber zu erdrücken scheint. — Die Stärke des Gesimses verhält sich nämlich zur Höhe der Pilaster wie 3 zu 7; welche Proportion beynah die noch übersteigt, welche wir an den ältesten griechisch-dorischen, man kann wohl sagen etwas schwerfälligen Monumenten — von deren Verhältnissen deßhalb die Alten im Fortschreiten der Kunst bekanntlich später selbst

bedeutend abgewichen sind — wahrnehmen; um wie viel mehr muß die Proportion der Bauwerke im römischen Styl (welche letztere doch hier zum Vorbilde gedient haben) übertroffen seyn? — Das Gesims sollte aber neben den großartigen Dimensionen des übrigen Gebäudes nicht meskin und unbedeutend aussehen; sondern ein mächtiges, schützendes und gewichtiges Ansehen erhalten. — Bey Berücksichtigung des Ganzen ist der zugehörige Theil übersehen worden.

Am Architrav fehlen die Tropfen unter den Triglyphen; es hat aber dafür einige durchlaufende Glieder mehr, und bekommt dadurch mit der ärmern Gattung der ionischen Ordnung Aehnlichkeit. Wir finden schon ähnliche Abweichungen von dem reinen dorischen Architrave in einigen spätern und nicht den besten dorischen Monumenten des Alterthums.

Die Triglyphen im Friesse haben an und für sich ein gutes Verhältniß der Höhe zur Breite, sind aber für die kleinen Pilaster zu schwer und auf Kosten der Metopen zu breit *). Daß das Auge nicht gern in einer Richtung und dicht neben einander längliche Felder von wenig verschiedenen Breiten sieht, fühlten die Alten lebhaft; und sie machten deshalb die Metopen neben und zwischen den länglichen Triglyphen, möglichst quadrat, welche Abwechslung unstreitig viel wohlthätiger wirkt. Wir vermissen am Kranzgesims die schöne und eigenthümliche Zierde desselben: die Dielenköpfe.

Die Profilierungen der Gesimse sind durchgängig geschmackvoll zu nennen. — So schön wie das Blätter- und Schnörkelwerk des vorigen

*) Hierbey könnte vielleicht ein Theil der Schuld auf den Graveur fallen.

Blattes war, eben so mangelhaft ist das welches zu beiden Seiten und unter diesem Gebäude neben der Inschrifttafel angebracht ist; in der Zusammenstellung ist weder Phantasie noch Geschmack. Auch der Strich ist viel weniger rein wie an denen des vorigen Blattes.

Kassel.

Wolff.

P a r i s.

Bey Dondoy = Dupre: Mémoires relatifs à l'Asie, contenant des recherches historiques, géographiques et philologiques sur les peuples de l'Orient; par M. J. Klaproth, membre du conseil de la Société Asiatique de Paris. Ouvrage orné d'une carte de l'Archipel Potocki, et de trois autres planches. 1824. 478 S. in 8.

Dieser Band enthält 20 Abhandlungen, die zwar schon früher in andern Werken, z. B. im Journal asiatique, einem großen Theile nach gedruckt sind (welches der Hr. Verf. in der Vorrede nicht bemerkt hat), deren Sammlung indeß vorzüglich denjenigen Gelehrten willkommen seyn wird, welche die Geschichte und Geographie der nördlichen und östlichsten Länder Asiens genauer kennen zu lernen wünschen. Die Reisen, welche der Verf. in Asien gemacht hat, und seine fleißige Benutzung chinesischer Originalquellen lassen ihn über viele Gegenstände heller sehen, in welchen selbst große Historiker, wie Schölzer, irren konnten. Ohne hier die einzelnen Abhandlungen durchzugehen, bemerkt Ref. nach der Sachordnung nur folgendes: I. Ueber die Historiker der Asiaten scheint der Verf. S. 389 ff. etwas zu streng zu urtheilen und vorzüglich den wahren Werth und Umfang der arabischen und altindi-

schen Literatur zu verkennen; nur die Annalen der Chinesen verdienen nach dieser Darstellung ein fast ungetheiltes Lob. Ueber den Ursprung der jetzt in China herrschenden Mandschu finden sich S. 441 ff. ausführliche Nachrichten aus den Quellen; die Tataren hält der Verf. S. 461 ff. für gänzlich verschieden von den Türken, mit denen sie in Europa gewöhnlich verwechselt werden: indessen hat der Verf. doch die Frage noch nicht erschöpft, in welchem Verhältniß man sich also die Namen und Völker der Tataren und Mongolen denken muß? So werden auch S. 147 ff. die Khazaren dem türkischen Stamme, dem sie Lehrberg u. a. zueigneten, entrisen; da der Verf. das khazarische Wort sarkel, welches nach Constantinus Porphyrogenitus 'weiße Wohnung' bedeutet, im Dialect der Wogulen in Westsibirien wieder findet, so leitet er sie vom finnischen Stamme ab, zu dem auch die Ungarn gehören. Wirklich verdient das im Mittelalter berühmte Reich der Khazaren eine ausführliche Untersuchung, zu welcher außer byzantinischen und orientalischen Quellen selbst jüdische benutzt werden müßten. Die Erfindung des Papiergeldes gebührt nach S. 375 ff. nicht den Mongolen, sondern den ältern Chinesen. II. Die Geographie Sibiriens, Armeniens und der Insel Formosa erhält in mehreren Aufsätzen nicht unwichtige Aufklärungen; einen den Europäern bis jetzt ganz unbekanntem Archipelagus im gelben Meere zwischen China und Korea beschreibt der Vf. nach chinesischen Quellen S. 310 ff.; da ein Name erfunden werden mußte, nennt er ihn Potocki-archipelagus, um das Andenken an seinen Gönner, den um die russische Geschichte verdienten Joh. Potocki, dadurch zu ehren. III. Der Sprachforscher und Historiker kann eine

Menge von Vergleichen wenig bekannter Sprachen nachsehen, die der Verf. hie und da ausführlich eingeschaltet hat. So vergleicht er die Sprache der Formosaner mit der weit verbreiteten maleyischen S. 354 — 374, woraus es gewiß wird, daß die Insel Formosa nicht von China oder Asien aus, sondern von Südosten her bevölkert ist; zwischen dem Koptischen und den finnischen Sprachen im nördlichen Asien und Europa; dem Baskischen und den asiatischen, auch semitischen Sprachen; dem Indo-germanischen Sprachstamm und den Sprachen des nördlichsten Asien weist der Verf. mehrere Aehnlichkeiten nach, ohne sich weitere Schlüsse auf die Geschichte zu erlauben. Indeß gerade hier wird sich der vorsichtige Leser am meisten vor der täuschenden äußern Gestalt vieler Vergleichen hüten müssen: viele Wörter haben gar keine innere Aehnlichkeit und andere, die äußerlich entfernt liegen, müssen nach sichern innern Merkmalen verglichen werden; z. B., um jetzt bloß bey dem Sanskrit, welches der Verf. S. 423 mit allen bekannten Sprachen vergleicht, stehen zu bleiben, daß lat. *vir* entspricht nicht dem sanskr. *bhartā* Ernährer, Gatte (von *bhri*, fero), sondern dem sanskr. *vira* Held; *visara* darf der Zusammensetzung und dem Ursprunge nach nicht mit 'fisch, piscis' verglichen werden; zu *swan* gehört nicht das altmedische *spako*, sondern *κων*, canis; zu *bhas* (Licht) nicht *bab* im Lesghi, sondern *φως*; zu *pas'u* nicht *bos* und *vacca*, sondern *pecus*; daß *ὄφρυς*, *ὄνομα*, *ὄδους* die Sanskritwörter *bhrus*, *nama*, *danta* sind, lehrt die durchgängige Erscheinung, daß die einsylbigen Wurzeln im Griechischen sehr häufig einen unwesentlichen Vokal sich vorgesetzt haben &c.

G e t t i n g e r s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.

Den 13. August 1827.

T u r i n.

Memorie della Reale Accademia delle Scienze di Torino. Tom. XXV. 1820. in 4.

Die Einleitung auf 71 Seiten enthält die Geschichte der Academie in den Jahren 1820 und 1821, sodann eine kurze Uebersicht medicinisch-meteorologischer Beobachtungen vom 15ten Aug. 1741 bis zum 31sten May 1746, welche von einem Arzte Giambattista Bianchi Prof. d. Ac. zu Turin herrühren, und hier in einem Auszuge von Herrn Basalli-Candi mitgetheilt werden.

Zur Mathematik und den Naturwissenschaften gehörige Abhandlungen. S. 1—13. Sulla proprietà elettrica dei Solidi animali von D. Berlingeri. Der Verf. bedient sich in dieser Abhandlung zur Untersuchung der electricen Positivität oder Negativität der festen Theile des thierischen Körpers desselben Verfahrens, das er in den vorhergehenden Bänden dieser Memorie (m. s. unsere

g. Anz. 1821 S. 1681) bey dem Blute und andern flüssigen Theilen angewandt hatte, nämlich daß er mit einem dieser Theile z. B. den Nerven eines Froschschenkels und mit dem andern den Muskel desselben armiert, und nun in dem Augenblick der Schließung oder Wiedereröffnung des Kreises die Beschaffenheit der Zuckungen des Froschschenkels untersucht. Er will auf diese Art gefunden haben, daß wenn dergleichen feste Theile thierischer Körper angewandt wurden, und nun der Schließungsbogen entweder selbst aus Wasser, oder doch aus einem Metalle bestand, welches, wie sich der Vf. ausdrückt, eine homogene Electricität mit dem Wasser hatte, gar keine Contractionen, weder bey der Schließung noch Deffnung des Kreises in dem Froschschenkel hervorgebracht würden, wenn anders jene festen Theile rein von Blut und andern thierischen Feuchtigkeiten waren, und daß demnach *l'ellettricità dei Visceri e delle parti solide è in tutta la medesima, e corrisponde coll' ellettricità dell' aqua, o perciò con quella dell' aria ambiente*, mithin keine solche festen Theile mit entgegengesetzten Electricitäten begabt seyen, wie dieß dagegen bey flüssigen der Fall sey. Ob die jedesmalige Electricität eines festen Theiles, in Beziehung auf dieses oder jenes Metall positiv oder negativ war, untersuchte er auf die Art, daß er den Nerven des Froschschenkels mit einem solchen festen Theile, den Muskel aber mit dem Metalle armierte, und dann nachsah, wie die Contractionen des Schenkels bey der Schließung und Wiedereröffnung des galvanischen Kreises beschaffen waren. S. 13 — 20. *Ricerche chimiche e mediche sopra il Crithmum maritimum Linn.* von Gius. Lavini. Besonders über das ätherische Del dieser Seepflanze,

welches eine Aehnlichkeit mit dem Petroleum habe. S. 21 — 112. Expériences sur le Remou, et sur la propagation des Ondes von George Bidone. Ist queer durch einen Wasserkanal eine Wehre angelegt, so hat die vor ihr aufgestauete Wassermasse eine convexe Oberfläche, erstlich da wo sie über der Wehre abfließt, und dann weiter zurück eine zweyte Convexität, welche durch eine beträchtliche Vertiefung von dem in dem Canal herbeystießenden Wasser abgefondert ist, so daß die convexe Oberfläche des über der Wehre abfließenden Wassers sich nicht allmählich gegen diejenige des in dem Canale herbeystießenden Wassers hin verflächet. Der Verf. entwickelt die Ursache dieser Erscheinung, und theilt Beobachtungen und Versuche über die Dimensionen der aufgestaueten Wassermasse nach ihrer Länge und Tiefe mit, welche von denen anderer Hydrauliker sehr erheblich abweichen. Bey dieser Gelegenheit hat er auch Versuche über die mittlere Geschwindigkeit des Wassers in Canälen angestellt, welche mit einer von Herrn Eytelwein gegebenen Formel sehr gut übereinstimmen. Den Beschluß machen Versuche über die Fortpflanzung der Wellen auf der Oberfläche des Wassers in einem Canale von unveränderter Tiefe und Breite, zur Prüfung der vom Herrn Poisson gefundenen Formeln, mit denen jene Versuche so gut übereinstimmen, als es nach der Beschaffenheit der bey der Theorie zum Grunde gelegten Principien nur erwartet werden kann. S. 113 — 154. Notes sur la théorie des Ondes donnée par Mr. Poisson, vom Herrn P l a n a. In dieser von Poisson entwickelten Theorie kommen Differenzialgleichungen vor, welche besondere Kunstgriffe erfordern, um auf die bequemste und in Rücksicht auf die daraus abzulei-

tenden Folgerungen instructivste Weise durch Reizen integriert werden zu können, und diese sind es dann, welche den Gegenstand dieser Abhandlung ausmachen, die zu einer weitem Ausführung jener Theorie angewandt werden kann. S. 155 — 170. Relazione degli Accademici Conte Balbo ed Abbate Vasco deputati all' Esame d'un nuovo Pestatojo da Canapa presentato dall Oriuolajo Morlak. Dieß Modell einer Maschiene oder Mühle zur Bearbeitung des Hanfes und Flachses wird mit einer ähnlichen von Durandi angegebenen verglichen, und gezeigt, worin beide vorzugsweise sich durch diese oder jene Vortheile in der Anwendung auszeichnen. S. 171 — 180. Des causes qui déterminent les Abeilles à construire leurs Gateaux parallèlement sur des plans verticaux en ligne droite et selon les dimensions déterminées, vom Grafen de Roche. Interessante Beobachtungen über die Art und Weise, wie die Bienen die ersten Gewebe zur Bildung der Zellen nach verticalen parallelen Richtungen ordnen, sich an diese Gewebe anhängend, regelmäßig durch den ganzen Raum des Stocks vertheilen, und sich dadurch zugleich einen hinlänglichen Luftzug (pour respirer plus librement) verschaffen. S. 180 — 228. Saggio di Orritografia Piemontese von Steph. Borson. Beschreibung einer großen Menge fossiler Conchilien, welche sich in den piemontesischen Hügeln und Thälern vorfinden, nebst Abbildungen derselben. S. 230 — 252. Voyage sur le Mont-Rose et première ascension de son Sommet méridional confinant avec le Piemont, von Jos. Zumstein und Jos. Nic. Vincent. Diese mit großen Gefahren verbundene Ersteigung des Mont-Rose, auf dessen Gipfel bisher noch nie-

mand gekommen sey, ward in Gesellschaft mehrerer Gehülfen im Monat August 1819 unternommen. Sie erreichten den Gipfel, barometrischen Messungen zufolge, bis auf eine Höhe von 13920 paris. Fuß über der Meeresfläche, und bestimmten die übrige Höhe bis zum Gipfel = 1680 Fuß trigonometrisch, welches dann für die ganze Höhe 15600 F. gibt, eine Höhe welche diejenige des Montblanc (= 14793 F.) noch übertrifft, und also für die größte auf unserem Continente zu halten ist. Herr Z. beschreibt die mancherley Vorsichten welche angewandt wurden um von den schroffen Abhängen fürchterlicher Eismassen, welche sie zu ersteigen hatten, nicht in die tiefsten Abgründe hinabzustürzen, und ist dennoch willens diese Reise noch einmal mit mehr Vorbereitung und Mühe zu unternehmen, weil die erforderliche Aufmerksamkeit auf jene Gefahren diesmal nicht viel Zeit überließ, insbesondere auch geognostische und physicalische Beobachtungen anzustellen. S. 253 — 260. Mémoire sur deux Oiseaux du Comté de Nice, observées au Novembre et Décembre 1819 par le Chevalier Alb. de la Marmora. Bloß nähere Beschreibungen und Abbildungen des Usignuolo di fiume (Rossignol de rivière) welche der Vater Cetti (Uccelli di Sardegna p. 216) beschrieben, und des Turdus leucurus wovon Latham und Temminck nur das männliche Individuum gekannt hätten. S. 262 — 270. Mémoire sur un nouveau genre de Poisson nommé Alépocéphale, vivant dans les grandes profondeurs de la Mer de Nice, von demselben. S. 274 — 316. Monographie du Genre Hirudo, von Hyacinthus Carena. Außer bereits bekannten Arten dieses Geschlechts,

welche jedoch nicht immer mit gehdriger Sorgfalt beschrieben worden, mehrere neue und zum Theil sehr seltene Arten mit Abbildungen. Beobachtungen über die Art wie diese Thiere so sehr sich verlängern oder verkürzen können, wozu es merkwürdig sey, daß von den drey Dimensionen dieses Thieres nach Länge, Breite und Dicke, sich innerhalb gewisser Grenzen je eine (z. B. die Länge) nur auf Kosten einer der andern (z. B. der Breite, oder auch nur der Dicke) vergrößern könne, über diese Grenzen hinaus es hingegen auf Kosten der beiden andern zugleich geschehe. Ferner: Beobachtungen über die Weise wie diese Thiere (von denen wenigstens die größern Arten, Hermaphroditen seyen) sich begatten, ob nach Art der *mollusques acéphales*, der *échinodermes* u. dergl., so daß jedes Individuum sein Geschlecht selbst fortpflanzt, oder daß immer ihrer zwey einander zur Begattung erforderlich sind, welches letztere dem Verf., zufolge des hier mitgetheilten anatomischen Details dieser Thiere am wahrscheinlichsten dünkt. Hierauf Beobachtungen über die Verwandlung der Epidermis dieser Thiere in einen Schleim den sie so häufig von sich geben, und welcher Hautproceß eine wichtige Function für diese Thiere sey, und endlich über das außerordentlich zähe Leben derselben, selbst nach beträchtlichen Verstümmelungen ihres Körpers. S. 317 — 333. *Elogio dell' Accademico Conte Sammartino della Motta*, von Giac. Carena. S. 334 — 402 *Memoria sul Genere Musa e Monografia del medesimo*, von Luigi Colla, nebst ausführlichen Abbildungen. S. 403 — 418. *Sur une nouvelle expression analytique des nombres Bernouillens, propre à exprimer en termes*

finis la formule générale pour la Som-
 mation des suites von *Plana*. Diese analytischen
 Ausdrücke, durch welche die Bernoullischen Zahlen
 sich darstellen lassen, bestehen in Integralformeln

von der Form $\pm 4i \int \frac{t^{2i-1} dt}{e^{2\pi t} - 1}$ (von $t=0$

bis $t=\infty$), durch welche Formen sich denn
 auch bequeme Ausdrücke für die Summationen

verschiedener Reihen z. B. $\frac{1}{n^2} + \frac{1}{n^2+1} +$

$\frac{1}{n^2+4} + \frac{1}{n^2+9}$ u. darbieten. S. 419 - 438

enthält ein von der Academie abgefordertes Gut-
 achten, über die Einführung eines auf unverän-
 derliche Größen sich gründenden neuen Maaß-
 und Gewichtssystems. M.

Für die Classe di scienze morali, storiche
 e filologiche enthält dieser Band sieben Ab-
 handlungen. I. De numis Phoenico-Farsen-
 sibus, qui taurum a leone prostratum ex-
 hibent; commentatio Amadei Peyrou.
 Der Verfasser liest und übersetzt die phönicische
 Aufschrift der abgebildeten Münze: Victoria
 haec contra Abdeserum principem Ciliciae;
 es sey eine zum Andenken des Siegs über einen
 Tyrannen dieses Namens (den wir weiter nicht
 kennen) in Cilicien geschlagene Münze. Der
 von dem Löwen erwürgte Stier sey symbolisch.
 Rhajoumer von Uhriman besiegt. II. III. Mé-
 moire sur la vallée d'Aoste et particulière-
 ment sur la cité; par le Comte de Loche.

Geschichte der Stadt und Beschreibung der in derselben und in dem Thale befindlichen Monumente, mit Abbildungen, in zwey Vorlesungen. IV. Dissertazione critico-filologica sopra un codice in pergamena dal S. XIII. concernante alla cronaca attribuita al Arcivescovo Turpino; di Sebastiano Ciampi. Die Chronik sey aus dem Anfang des XII. Jahrhunderts; habe aber manche Zusätze und Veränderungen erlitten. V. Memoria sopra un monumento antico, esistente nella chiesa cathedrale della città di Aosta, attribuito al conte di Savoia Tommaso, dal Tr. Conte Napione di Cocenato. Das Monument ist ein marmorner Sarcophag mit einer darauf liegenden Figur. Es sey nicht aus den Zeiten des Grafen Tommaso, der 1233 starb; sondern des Grafen Amadeus VI. starb 1383, und sey das Denkmal eines Ritters von dem Orden del Collare. VI. Memoria sopra due armature di Bronzo scoperte nel 1820 dal Cavaliere Alberto della Marmora. Die Waffen wurden auf der kleinen Insel S. Antioco bey Sardinien in einem alten Grabmal gefunden. Sie bestehen in einem ehernen Helm und Schienen. Von denselben handelt auch VIII. die Memoria di Giuseppe Grassi; der sie für etruskisch hält, oder wenigstens einem der alt-italischen Völker sie beylegt, die schon vor der Gründung Roms dieß Land bewohnten.

Sn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. Stück.

Den 16. August 1827.

G ö t t i n g e n .

Am 4. Junius erfolgte die jährliche Preisvertheilung unter die Studirenden auf die im vorigen Jahre aufgegebenen, und auch in diesen Blättern (S. G. N. S. 189 S. 1881 vorigen Jahres) erwähnten Preisfragen. Die theologische hatten gleich gut beantwortet Herr Friedrich Wilh. Rettberg aus Celle, und Hr. Adolph Heinrich August Schülke aus Bevensen; unter welche daher der Preis getheilt wurde. Das Accessit ward Herrn Carl Friedr. Conr. Meinecke aus Ahlden, zuerkannt. Den Predigerpreis erhielt Herr Carl Ernst, aus Gifhorn; das Accessit Herr Christian Heinr. Böttcher aus Förste. Außerdem verdiente mit Auszeichnung genannt zu werden Hr. Georg Conrad Wilhelm Schlotte aus Göttingen. Der juristische Preis wurde unter vier Concurrenten Herrn Ludwig Erbhamm aus Berlin, zuerkannt. Ein medicinischer Preis konnte nicht ertheilt werden, und zur Beant-

wortung der beiden philosophischen Fragen waren keine Schriften eingelaufen.

Die neuen Aufgaben für das künftige Jahr sind folgende:

Die theologische:

Praeceptum Christi de abnegatione sui ipsius, ita quidem tractandum, ut ex ipsis verbis Christi, quibus usus est in constituenda obligatione Matth. XVI, 24. 25. Marc. VIII, 35. Luc. IX, 24. adjuncta etiam loci, temporis, occasionisque consideratione, fundamentum, consilium, ambitus et limites ejus generaliter quidem, nec tamen nimis latis, nec nimis angustis notis definiantur, tum vero controversa quoque inter nostram et Socinianam scholam quaestio decidatur, utrum praecepto isti novae prorsus legis a Christo latae natura et forma vel debeat vel possit adscribi?

Zum Thema der Preispredigt 1 Petr. II. 19 — 25.

Die juristische:

Christianae religionis vim et effectum in jus civile, speciatim in ea, quae Institutiones in primo libro tractant.

Die medicinische:

Signa, quibus laesiones post mortem allatae ab corpori humano vivo inflictis discernuntur, dubia adhuc et incerta sunt; desideratur igitur recensensus eorum ac subsidiorum expositio, quorum ope ista distinctio sub variis conditionibus, et post diversissimas mortis species facilius tunc reddenda.

Die philosophische ordentliche:

Ut doceatur tum ex scriptoribus (Cicerone inprimis, Plutarcho, Pausania, aliis) tum ex monumentis et inscriptionibus (in Collectione Berolinensi congestis) qualis fuerit status urbis Athenarum politicus et literarius sub Romanis inde ab interitu foederis Achaici usque ad Antoninorum tempora. Praemittatur prooemio loco brevis historiae urbis conspectus, ut, quae ei maxime secunda, quae adversa evenerint, appareat. Explicetur sectione prima forma et conditio civitatis; sectione altera conditio scholarum tum publicarum tum privatarum. De ipsa literarum historia non quaeritur. *

Eine zweyte außerordentliche:

Philosophorum Graecorum, inprimis Platonis, Aristotelis ac Stoicorum de justitia et jure opiniones et decreta quonam potissimum differant ab iis, quae nostrae aetatis philosophis placuerunt.

N ü r n b e r g.

Bey Schrag: Versuch einer Darstellung der Lehre vom Kreislaufe des Blutes; von Dr. J. Heint. Desterreicher. 1826. VIII und 200 Seiten in 4.

Gegenwärtiges Thema war anfangs zu einer Inauguralabhandlung bestimmt; da sich aber bey der Bearbeitung desselben die Materie zu sehr anhäuften, so hat es der Verf. für zweckmäßig erachtet, die Einleitung zu gegenwärtigem Werk mit einem besondern Titel zu versehen und als

Inauguralabhandlung einzuliefern. Ueber die Quellen, die der Verf. benutzt hat, müssen wir wirklich staunen, noch mehr aber, daß sich dieselben fast sämmtlich in der Privatbibliothek des Herrn Prof. Döllinger zu München vorfanden. — Wir finden gegen 220 Schriftsteller, und manche von diesen über 20 und 30 mal angeführt, woraus sich schon schließen läßt, daß der Verf. nicht nach Citaten gesucht, sondern, wenigstens die meisten der genannten Schriftsteller wirklich gelesen hat. In der Vorrede sagt der Verf. auch, daß ihn Herr Prof. Döllinger während der Bearbeitung dieser Aufgabe mit Rath unterstützt habe, welches freymüthige und offene Geständniß zu unserm Leidwesen von manchen, und namentlich vom Herrn Prof. Heusinger (in seiner Einleitung zu Gambihlers Uebersetzung von *Scudamore über das Blut*) dahin gedeutet ist, als sey Döllinger der Verf. dieses Werks, dem aber Ref. aus authentischen Quellen widersprechen kann. — Der Verf. beginnt mit Harvey, und gesteht demselben mit Recht das Verdienst zu, zuerst deutlich vom Kreislauf gesprochen zu haben. Der Uebergang des Arterienbluts in die Venen wird mit den bekannten Beweisen belegt, und die Hauptansichten darüber, wie dieses vor sich gehe, so wie über die Nichtcirculation werden mitgetheilt. — Es ist bekannt, wie abweichend man sich das Mißverhältniß zwischen linker und rechter Herzkammer in Bezug auf Weite zu erklären gesucht hat; hier finden wir nun die dem Verf. mündlich mitgetheilte Ansicht von Döllinger, nämlich, daß das Volumen der beiden genannten Höhlen vielleicht dadurch ausgeglichen würde, daß das linke Herz auf Kosten des rechten die gemeinschaftliche Scheidewand wölbe, d. h. in das rechte Herz hineintriebe, eine Mei-

nung, die auf den ersten Blick Beachtung zu verdienen scheint, dieselbe doch bey genauerer Betrachtung eben so wenig verdient, als die bekannten über denselben Gegenstand von Sénac, Le Gallois u. A. (Weshalb soll man nämlich bey so offenbaren und klar am Tage liegenden Sachen zu kühnen, nur auf unhaltbaren Basen beruhenden Hypothesen seine Zuflucht nehmen? Sind nämlich, wie die meisten Experimentatoren und selbst der Verf. zugestehet, die Venen überhaupt geräumiger, als die Arterien, und enthalten jene demgemäß mehr Blut, als diese, so muß natürlich auch, wenn keine Störung im Kreislauf entstehen soll, das venöse (rechte) Herz geräumiger und mehr Blut enthaltend seyn, als das arterielle (linke), und demnach gleicht sich auch die Circulation, wie in den Arterien und Venen, so auch im arteriellen und venösen Herzen durch verschiedene Schnelligkeit aus. Indes ist es wohl als krankhaft der Fall, daß beide Höhlen, mögen die Ursachen davon im Herzen selbst, oder im ganzen Körper, z. B. durch Krampf, begründet seyn, sich an Volumen gleich werden, oder gleiche forttreibende Kraft erhalten, oder daß im venösen System eine vermehrte Thätigkeit und ein dadurch bedingter beschleunigter Lauf des venösen Blutes eintritt, und dann spricht sich der gestörte Kreislauf durch den sogenannten venösen Puls aus, insofern sich dieser nämlich nicht, wie im gesunden Zustande, bloß in der Nähe des Herzens an den großen Venenstämmen zu erkennen gibt, was zunächst von der gewöhnlichen Contraction des rechten Vorhofes abhängt, sondern insofern derselbe in manchen Krankheiten auch in den kleinern Venenästen, und dann auch jedesmal in den größern bedeutender sich zeigt. Ref.). — Es ist hin-

länglich bekannt, daß man noch nicht darüber einig ist, ob sich die Arterien erweitern oder nicht. Der Verf. selbst fand bey einem Pferde eine Erweiterung der Aorta während der Zusammenziehung des Herzens; am auffallendsten sah er das Phänomen bey einem noch nicht ein halb Jahr alten Hunde; ein andermal bemerkte er bey einem mehrere Jahre alten Hunde keine Spur davon, und so wird es ihm wahrscheinlich, daß das verschiedene Alter des Thiers, nach welchem die arteriellen Häute bald mehr, bald weniger elastisch sind, einzige Ursache in der Verschiedenheit der Beobachtung sey. An den unter einer Linie Durchmesser habenden Arterien hat der Verf. so wenig, wie Haller und Spalanzani eine Erweiterung oder Verengerung gesehen; bey Magendie, der sie beobachtet hat, soll das Experimentieren den Blutlauf gestört haben. In den Gefäßen zweyten Ranges ist, wie bekannt, nach vielen Physiologen Contraction und Expansion zugegen, nach andern aber, welchen auch der Verf. beystimmt, nicht. Als Resultat stellt aber der Verf. auf, daß die Arterien vollkommen passiv, wie Leitungsröhren sich für das Blut verhalten, und nicht im geringsten (!) als Förderungs mittel des Blutlaufs angesehen werden können. — ‘Bedenkt man, sagt der Verfasser, daß nicht das Enthaltene des Enthaltenden wegen da seyn könne, sondern gerade umgekehrt das Enthaltende des zu Enthaltenden wegen, da seyn müsse, so ist schon darum unbegreiflich, wie man jemals bey Auffuchung der Ursachen des Kreislaufes nur allein an die Gefäße und das Herz, und nicht auch an das Blut selbst denken, und das Blut als ein unbedeutendes Accidens, das eben getrieben würde betrachten konnte.’ (Wer hat denn, möchten

wir fragen, je das Blut als ein unbedeutendes Accidens betrachtet? Seit Hippocrates kein vernünftiger Physiolog. Die Physiologen stimmen unsers Wissens sämmtlich darin überein, daß der Körper zunächst aus dem Blute ernährt werde, und dann ist schon nicht mehr an ein unbedeutendes Accidens zu denken. Wenn man dem Blute das Leben absprach, so beruhte das nur auf einer zu beschränkten Begriffsbestimmung des Lebens selbst. Daß aber die Gefäße nicht des Bluts, als Blut, wegen, so wie das Blut nicht der Gefäße wegen da sey, muß jeder zugeben, der einsieht, daß das Blut des ganzen Körpers wegen, d. h., um denselben zu ernähren, um ihn in Bezug auf Ernährung mit der Außenwelt in Verbindung zu setzen, vorhanden ist. Das Blut ist im übrigen Körper enthalten, damit es, einem Character der Organisation überhaupt gemäß, denselben von innen her ernähre, und insofern früge es sich doch noch sehr, ob hier das Enthaltene des zu Enthaltenden wegen da sey, oder ob nicht vielmehr das umgekehrte Verhältniß statt finde?!. Insofern nun nicht das Blut und dessen Gefäß als letzter und höchster Gegensatz erscheinen können, sondern nur in Bezug auf Bewegung einen Gegensatz bilden, so ist das Gefäß als ein Werkzeug des Körpers zu betrachten, das in minderm Grade, als der übrige bestimmt geformte Körper, belebte Blut in gewissen Schranken zu erhalten, dessen Lauf zu regulieren, und dasselbe, wie wir es am Herzen, auch einem Gefäß, deutlich sehen, fort zu bewegen. Ref.). Als Schlusresultat des ganzen Werks hat der Verfasser: 1) Die Grundursache vom Kreislaufe des Bluts liegt im Blute, weil es lebendig ist, und in seinem Verhältnisse

zum Nervenmarke. 2) Das Herz ist das einzige Hülfsmittel, insofern es als mechanisches Werkzeug nach zwey Richtungen — als Saug- und Druckwerk — thätig in den Kreislauf des Blutes eingreift.

Was wir zu einigen Widersprüchen, die im Werke vorkommen, sagen sollen, wissen wir nicht, so z. B. sagt der Verfasser Seite 31: 'Es ist bekannt, daß ein Herz die geschlossene Hand, die es zusammengedrückt erhalten will, gewaltsam öffnet, so wie auch dieß, daß ein ausgeschnittenes Herz bedeutende Lasten, die man darauf legt, und welche das Herz bey der Diastole flach drücken, bey seiner Systole in die Höhe hebt, ja wohl in die Höhe schleudert. Ich habe gesehen, daß das Herz eines Hundes, welches kaum ein halbes Pf. wog, mehrere Stücke Holz, die zusammen eine Schwere von sechs und ein halbes Pf. hatten, in der ersten Zeit in die Höhe schleuderte u. s. w.' Seite 155 hingegen heißt es: 'Meines Wissens hat man bisher auf das Verhalten des aus dem Körper eines lebenden Thieres ausgeschnittenen Herzens sich gestützt, indem man behauptete, das noch kräftig seine Bewegungen fortsetzende und sich erweiternde Herz öffne die es eingeschlossen haltende Hand des Experimentators und hebe die ihm aufgelegte Last in die Höhe; allein dieß ist falsch.'

Abgesehen von einigen, im Ganzen mehr unwesentlichen Mängeln, müssen wir die Arbeit als sehr gelungen betrachten, und können aufrichtig versichern, daß wir sie mit dem größten Vergnügen gelesen haben; sie wird immer als ein Werk von entschiedenem Werth über den Kreislauf betrachtet werden müssen.

B.....b.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

131. Stück.

Den 18. August 1827.

B e r l i n.

Universalhistorischer Atlas, oder anschauliche Darstellung der gesammten Weltgeschichte, nach wissenschaftlicher Entwicklung, von den frühesten Sagen bis auf die gegenwärtige Zeit; in Charten, Tabellen und andern graphischen Constructionen. Erstes Heft: Graphische Darstellungen zur ältesten Geschichte und Geographie von Aethiopien und Aegypten, von R. v. L. (Rühle von Lilienstern). Text zur Erläuterung des Atlases von IX Blättern, mit Charten, Tabellen u. s. w. 1827. 302 S. in 8. Der Atlas in Folio.

Wir erhalten hier den Anfang eines Unternehmens das uns einen neuen Beweis der großen Vorliebe für die historischen Wissenschaften gibt, wie anderwärts, so besonders in unserm Vaterlande. Der Zweck des ganzen Unternehmens ist, wie es schon der Titel lehrt, die gesammte Weltgeschichte, durch Hülfe von Tabellen, Charten und andern Darstellungen anschaulich vorzulegen; so wie gerade die Bedürfnisse jeder Zeit

B [6]

und jedes Landes es fordern; ohne deßhalb weder ein bloßes Charten- noch Tabellenwerk liefern zu wollen. Verbindung der Erdkunde mit der Geschichtskunde mußte daher die Grundlage des Ganzen bilden, einer der großen Vorzüge der neuern Behandlung der Geschichte überhaupt, wie aus den Werken mehrerer Männer bekannt ist, denen der Verf. volles Recht widerfahren läßt; wenn gleich der Plan von keinem derselben so umfassend wie der seinige, oder diesem ähnlich, war. Dieß wird in dem Vorworte weiter deutlich gemacht, zugleich aber eine so vortreffliche Auseinandersetzung von dem Wesen und der Behandlung der Geschichte, insofern diese wissenschaftlich ist, gegeben, d. i. insofern sie nicht bloß den Stoff, die Facta, sondern auch den Zusammenhang derselben unter einander uns zeigen soll, daß wir gern alle diejenigen darauf verweisen möchten, die noch immer an der Behauptung hängen, daß die Geschichte nichts als bloße Facta enthalten soll. Nach dem Plan des Vfs. soll sein ganzes Werk in vier Hauptperioden zerfallen; die älteste, Ur- oder Mythische Geschichte, die sich im wesentlichen auf Aegypten, Assyren, Israeliten und Perser beschränkt; alte Geschichte, oder Geschichte der Griechen und Römer, vom homerischen Zeitalter bis auf die Völkerwanderung; die mittlere bis auf die Entdeckung von America und Ostindien; und die neue, welche von diesen Begebenheiten anfangend, und der Heranbildung des heutigen europäischen Staatensystems, bis in die Gegenwart hineingreift. 'Es ist dabey, sagt der Verf. in dem Texte, nicht der Zweck, etwas von ihm selbst neu Geschaffnes zu liefern, sondern vielmehr das, was in einzelnen, zum Theil wenig bekannten, Werken für die Veranschaulichung

der Geschichte an diensamen Vorarbeiten und Notizen zerstreut ist, so vollständig als möglich zusammenzustellen; in dem Atlas aber allen bereits anderswo gelieferten anschaulichen Constructionen, die sich durch bleibenden innern Gehalt oder originelle Behandlung auszeichnen, einen Platz zu geben, wobey es zur Bequemlichkeit der Käufer jedem frey steht, auch einzelne Hefte sich anzuschaffen.'

So viel über den Plan des Ganzen. Er wird am besten durch die Darlegung des Inhalts des ersten Heftes des Textes und des ihn begleitenden Atlases deutlich werden. Er ist zufolge des oben angeführten Titels Aethiopien und Aegypten gewidmet. Daß diese Wahl höchst glücklich getroffen ist, da gerade diese Länder durch die neuesten geographischen und literarischen Entdeckungen, durch welche für die critische Geschichte für eine Reihe von Jahrhunderten ein neuer Boden gewonnen wird, die allgemeine Aufmerksamkeit erregen, brauchen wir nicht erst zu erinnern. Zuerst also Aethiopien. Der Verf. stimmt mit Rec. darin, wie in so manchen andern seiner Ansichten überein, daß er in dem Nilthal oberhalb Aegypten bis Meroë hin das Urvolk sucht, das demnächst auch Aegypten, wenigstens zum Theil, colonisierte. Hiezu nun in dem Atlas Tab. I. enthaltend: 1) Das Reich von Meroë und Arum nach Mannert. 2) Orographische Tafel von Aethiopien nach Ritter. Beide, besonders das letzte, eine schöne und anziehende Darstellung. 3) Aethiopien nach der ältesten (homerischen?) Idee. 4) Meroë und Aethiopien nach den Schriftstellern der Griechen und Römer. 5) Arum nach dem Monument von Adule. Wenn gleich diese fünf Darstellungen auf demselben Blatte sind, so haben sie doch

hinreichende Größe und volle Deutlichkeit. Das übrige dieses ersten Heftes ist nun ganz Aegypten gewidmet; und zerfällt in folgende Abschnitte: I. Ueber Pharaonen = Namen und Hieroglyphenschrift. Hier also, nach einer historischen Uebersicht, Resultate der Forschungen Champollions des jüngern, und Erörterung seiner Methode. Dazu Tab. II. III. Darstellung der von ihm erklärten hieroglyphischen Legenden. Außer Champollion (der ersten Ausgabe seines Précis, und dem ersten und zweyten Schreiben an den Herzog von Blacas) ist auch die Schrift von Salt benutzt. Erklärung der einzelnen Königsnamen und Titel von der XVIII Dynastie an, bis zu der XXIX nach den eben erwähnten Schriftstellern. II. Zur Chronographie der Pharaonenzeit. Der Verf. geht aus von der Würdigung der Quellen, indem er vorher auf die Schwierigkeiten aufmerksam macht, denen diese Untersuchung ausgesetzt ist; da sich von den Aegyptern keine astronomische Beobachtungen erhalten haben (wiewohl die weitere Erklärung der Monumente doch wahrscheinlich diese darbieten wird); noch auch eigentliche historische Schriften bey ihnen sich gefunden zu haben scheinen. Daß die ägyptische Geschichte vorzugsweise an die Denkmäler geknüpft war, dieß wird gegenwärtig wohl Niemand in Zweifel ziehen; aber wie und in welchem Grade sie es war, das wird noch erst die weitere Erklärung von diesen uns sagen können. Die Schriftsteller, von Herodot an, werden nun einzeln durchgegangen und beurtheilt; nicht nur die alten, sondern auch die wichtigern neuen, von Marsham an gerechnet, bis zu den jetzigen, und zugleich die Gründe derjenigen, welche bey den Dynastien das Collateralsystem oder das ent-

gegengesetzte vertheidigen. Zu diesen gehören nun Tab. V. Dynastien des Manetho, sowohl nach Julius Africanus, als nach Eusebius Pamphili, und Tab. VI. Zusammenstellung verschiedener Schriftsteller über die Chronographie Aegyptens, vor der persischen Eroberung; nämlich des Syncellus, des Herodot und Diodor nach Larcher, und einiger anderer Bruchstücke. III. Ueber die technische Chronographie der Aegypter, die Bestimmung des Jahrs und der Cyclen, des Sothischen oder Cynischen, und der Phönixperiode. IV. Synchronismus der manethonischen Dynastien, nach einem französischen, in Deutschland wenig bekannten, Schriftsteller d'Origny, in seiner Chronologie des Rois du grand Empire des Egyptiens; und Gatterer. Dem erstern ist Tab. IV gewidmet, dem letztern Tab. VII. So wie auch die Reihefolge der Pharaonen nach Champollion-Figeac auf einer Abtheilung von Tab. VI dargelegt wird. Auf diese Weise nun hat man die Materialien zu der Vergleichung aller dieser Systeme mit großer Bequemlichkeit vor Augen. Der dritte Abschnitt ist überschrieben: über die primitive Bevölkerung Aegyptens, und die Wechselberührung der Aegypter mit andern Völkern. Nachdem der Verf. die verschiedenen Meinungen darüber und ihre Gründe einander gegenübergestellt, scheint er es am wahrscheinlichsten zu finden, auch nach der Noachischen Stammtafel, daß Unter- und Oberägypten von verschiedenen Seiten her seine Bewohner erhalten habe; jenes über die Landenge von Suez, dieses dagegen von Süden her. Auf eine sehr ingenidse Weise sind hier Tab. VIII alle die Einwanderungen und Auswanderungen nach oder von Aegypten in einem Tableau dargestellt. Wir müssen dabey nur be-

merken, daß die aus Wilford geschöpften indischen Einwanderungen hätten wegbleiben müssen, da es dem Verf. entgangen seyn muß, daß Wilford von seinem Braminen, nach dessen eigenem Geständniß, durch Verfälschung der Namen der Länder und Derter hintergangen sey. Es versteht sich übrigens daß auf diesem Blatte sowohl die mythischen als die historischen Angaben benutzt sind; da es hier darum zu thun war, eine gewisse Vollständigkeit in der Darstellung zu erreichen. Die Belege zu dem Allen werden in dem Text gegeben. Der nächste Abschnitt ist überschrieben: die Hyksos. Nachdem der Vf. die Stellen aus Josephus und anderen die von ihnen handeln ausgehoben und mit den mosaischen Nachrichten verglichen hat, sucht er die bisherigen Hypothesen über ihre Herkunft und die Zeit ihres Einfalls durch eine Tabelle anschaulich zu machen; auf die wir verweisen müssen; und findet die Annahme am wahrscheinlichsten, zufolge der die Blüthenzeit der Hyksos mit Abraham, Jacob und Joseph, ihre Vertreibung mit der Bedrückung Israels, ihre Ankunft mit der wachsenden Präpotenz Assurs (wodurch sie nach Westen getrieben wären) zusammenfällt; sie selber aber als ein den Hebräern durch Stammverwandtschaft befreundetes Volk erscheinen. — Wir, unsern Theils, würden die Vergleichung der Hyksos mit den Juden, als eine bloße Hypothese, ganz fallen lassen; und die Frage bloß nach den Angaben des Manetho in Vergleichung mit den Monumenten, wenn auf diesen, eingeständenermaßen, der Kampf und die Vertreibung der Hyksos dargestellt ist, beurtheilen; nach denen uns ihre arabische Herkunft gar nicht zweifelhaft scheint; die Bestimmung der Zeit und der Dauer ihrer Herrschaft aber noch immer un-

gewiß bleibt, bis vielleicht bestimmtere Angaben darüber auf den Denkmälern sich finden. Gern aber theilen wir die Ansicht des Verfs. daß man sich den Zeitraum nicht als den einer bloßen und fortdauernden Verwüstung zu denken brauche, da es eine sehr gewöhnliche Erscheinung ist, daß erobernde Nomaden einen Theil der Cultur der Besiegten annehmen. Der letzte sehr lehrreiche Abschnitt ist überschrieben zur Geographie der Pharaonenzeit; und ihn begleitet die Tab. IX, welche fünf treffliche kleine Charten enthält: 1. Das alte Unterägypten nach Kennell. 2. Aegypten unter der Periode der Hyksos nach Drigny. 3. Dasselbe nach Gatterer. 4. Das nördliche Aegypten zur Zeit der Pharaonen mit dem angrenzenden Lybien und Arabien. 5. Aegypten nach der Nomen-Eintheilung und deren Begrenzung mit den ägyptischen Namen; (nach dem frühern Werke von Champollion) über welches Alles die nöthigen Erörterungen in dem Text gegeben werden.

Wir glauben durch diese Anzeige den Plan, zugleich aber auch den Werth des vorliegenden Unternehmens hinreichend angedeutet zu haben. Es ist vollkommen zeitgemäß, da die großen Fortschritte in diesen Theilen der Geschichte, und die dadurch sich anhäufenden Materialien eine solche vergleichende Uebersicht zum Bedürfniß machen. Von den beiden nächsten Hefen wird laut der Ankündigung nun das zweite die assyrisch-persische und phöniciſche Geschichte, nebst den Bruchstücken aus der indischen; das dritte aber die eigentliche Geschichte und Geographie des alten Testaments umfassen. Wenn auch diese mit ähnlichen Darstellungen in dem Atlas ausgerüstet werden, so brauchen wir nicht erst zu sagen, von welcher Wichtigkeit besonders dieß dritte Heft zu

der Erleichterung des Studii der Bücher des alten Bundes seyn wird; und wie sehr wir einen glüklichen Fortgang des ganzen Unternehmens auch in dieser Rücksicht zu wünschen be-
rechtigt sind. Hn.

D f c n.

Oratio, qua viro excellentissimo Josepho de Urmeny, Regiae literarum universitatis Ungaricae praesidi VI. Jun. MDCCCXXV vita perfuncto justis exequiarum solennibus a Regia Literarum universitate Ungarica rite persolutis parentavit Ludovicus Schedius, Aestheticae et elegantium artium Profess. 44 S. in 4.

Die Verlegung und Erweiterung der Ungarischen Universität von Tyrnau nach Pesth im J. 1777 unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia, war hauptsächlich auf Anrathen und nach dem Plan des geh. Hofr. von Urmeny geschehen, deren Präsident er demnächst wurde. Die Universität hatte also die Verpflichtung sein Andenken durch eine feyerliche Rede zu ehren. Der Auftrag dazu ward dem Hn. Prof. Schedius, Senior der philosophischen Facultät, und einst unser gelehrter Mitbürger, übertragen; der sich desselben am 20. August desselben Jahrs 1825 auf eine würdige Weise entledigte, indem er die Verdienste und den Character des Verewigten ins Licht stellte. Unter den Beylagen ist das Memorial abgedruckt, welches Hr. v. Urmeny im J. 1777 der Kaiserin zu jenem Zwecke überreichte, und was die Gründe und den Plan der nach Pesth zu versetzenden und zu erweiternden Universität auseinandersetzte, welches demnächst von der Monarchin gebilligt und vollzogen ward. Hn.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 18. August 1827.

Göttingen.

Von ihrem Correspondenten Herrn Professor Levezow in Berlin ward der Königl. Societät ein gedruckter Aufsatz überreicht: Jupiter-Imperator, in einer antiken Bronze des Königl. Museums der Alterthümer zu Berlin; eine archäologische Vermuthung, 1826. 36 Seiten in 4. Mit zwey lithographirten Kupfertafeln.

Im May 1826 ward bey dem Dorfe Lichtenberg, eine Viertelmeile von Berlin, außer einigen Urnen, von denen jedoch nur zwey erhalten werden konnten, eine Figur von Bronze $5\frac{1}{2}$ Zoll hoch, gefunden; welche den Stoff zu dieser Abhandlung darbot. Sie ist unbezweifelt ein antikes Product römischer Kunst, und stellt dem ersten Anblicke nach einen stehenden römischen Feldherren oder Krieger dar, mit unbedecktem aber bärtigen Haupte, am Körper mit einem römischen Panzer bewaffnet; unter welchem noch oberhalb der Knie, die Tunica her-

vorrägt. Auf der linken Schulter ruht eine kurze und schmale Chlamys. An dem Panzer aber zeigen sich die noch vorhandenen Ueberbleibsel einer zwiefachen sehr zierlichen Plattierung. Nach der Arbeit zu urtheilen, würde das Bild etwa in das zweyte oder dritte Jahrhundert zu setzen seyn. Es entstand daher zunächst der Gedanke, daß es einen der Kaiser dieser Periode vorstelle; allein der Kopf hat mit keinem derselben auf den Münzen Aehnlichkeit. Es scheint überhaupt nicht Portratt, sondern Ideal zu seyn. Dieß brachte den Verfasser auf die Idee, daß es ein Jupiter Imperator seyn möge; dessen Statue bekanntlich auf dem Capitol stand, wohin sie nach Livius VI, 29 von Praeneste durch L. Quintius gebracht ward. Diese Vermuthung — wie der Verfasser sie selber nennt — wird mit einer Reihe Gründe unterstützt; und dabey zugleich auf die Stelle bey Cicero in Verrem IV, 57 Rücksicht genommen, und die Unhaltbarkeit der Lesart Iovis Imperatoris, quem Graeci *Ὁυρανίου* vocant, aus mehreren Gründen dargethan. Der Kopf, besonders der Bart, erinnern allerdings an einen Jupiter. Wollte man gleichwohl noch Einwendungen gegen diese Erklärung machen, so könnte man an den vergötterten Romulus oder Quirinus denken. Die beiden Tafeln in Steindruck stellen die Figur vor vorn und von hinten dar.

Sn.

R o m.

Peintures de Polygnote à Delphes dessinées et gravées d'après la description de Pausanias par F. et I. Riepenhausen. 1826. (20. rabierte Blätter in groß Queerfolio

mit einigen Seiten Erläuterung; der Subscriptionspreis von 1½ Louisd'or dauert noch bis Ende dieses Jahres fort).

Mit wahrhafter Freude zeigen wir dieses Werk eines berühmten Künstlerpaares an, das seiner Vaterstadt Göttingen auch dadurch zur Ehre gereicht, daß es die hier zeitig gepflegte und zuerst durch academische Vorlesungen unterhaltene Liebe zur antiken Kunst neben Bestrebungen und Studien, die den Mahler christlicher und patriotischer Gegenstände leicht davon ablenken können, in sich warm und rege erhält, und das Licht, welches das Verständniß alter Denkmäler ihrem künstlerischen Geiste mitgetheilt hat, durch geistreiche und lebensvolle Erneuerung antiker Kunstwerke der befreundeten Wissenschaft zurückzugeben sucht. Bekanntlich haben die Brüder Niepenhausen schon 1803 das eine Gemälde, womit Polygnotos die Halle der Knidier zu Delphi ausgeschmückt hatte — die Zerstörung Iliens darstellend — nach Pausanias Beschreibung entworfen, zur Weimarschen Kunstausstellung gesandt, und hernach in vierzehn Blättern herausgegeben; und der Nutzen dieses Bemühens, so wie das Gelungene des Versuchs, ist damals namentlich von den Weimarschen Kunstfreunden rühmend (obwohl mit etwas zu gnädiger Miene) anerkannt worden. Doch ist diese jetzt erschienene Erneuerung des auf der entgegengesetzten Wand jener Halle von Polygnotos gemalten Gegenstandes, des Odysseus in der Unterwelt, um so viel vorzüglicher als jener erste Versuch, daß kaum eine Vergleichung zwischen beiden statt finden kann. Die Zeichnung ist jetzt bey weitem strenger, richtiger und gelehrter; jede Figur characteristischer dargestellt, und die eintönige Manier, die im ersten Versuche herrschte, völlig verschwunden. Der Grund

davon liegt natürlich größtentheils in der so bedeutend vorgerückten Ausbildung des Talents dieser trefflichen Künstler, doch auch zum Theil unverkennbar in den vom Theseustempel und dem Parthenon zu uns herübergekommenen Sculpturen — namentlich den Reliefs der Frieße — deren Einfluß auf ihre Arbeit die Künstler selbst andeuten. An diesen Sculpturen fanden sie auch eine Art von Kanon für den Styl, in welchem sie sich Polygnotos Gemälde ausgeführt denken konnten, indem sicher — so sehr auch immer die Kunst der Farbengebung damals noch zurückgewesen seyn mag — doch die Zeichnung, als die Grundlage beider Künste, bey Polygnotos nicht viel weniger ausgebildet gewesen seyn kann als bey dem etwas jüngeren Phidias, und in seinen Werken ein edler Character der Figuren, um dessentwillen ihn Aristoteles rühmt, und ein freylich immer gemäßigter Ausdruck, auf den Plinius hindeutet, mit der strengsten Bestimmtheit und Richtigkeit der Zeichnung vereinigt gedacht werden muß. Bey der Darstellung der Heroen und Heroinen in der Schattenwelt kam es nun darauf an, die Charactere der Einzelnen mit Schärfe und Lebendigkeit aufzufassen, und sie auf eine sinnreiche Weise zusammenzustellen und zu gruppieren. Was zuerst die Auffassung der Charactere betrifft, so haben darin die Erneuerer des Bildes geleistet, was man nur irgend erwarten konnte, und man erkennt in vielen Figuren ein lebensvolles und geistreiches Studium der antiken Poesie. Der schlaue und thätige Odysseus, der weise Seher Teiresias, der gewaltigste und schönste der Heroen Achilles, Agamemnons Stolz und Würde, Orpheus Begeisterung, Paris Weichlichkeit, Nias des Telamonischen gekränktes Selbstgefühl, Hectors in-

nige Trauer über den Fall der Vaterstadt sind in echt antikem Sinne dargestellt, und wo die alte Sage und Poesie keine bestimmten Züge darbot, wie bey den meisten der zahlreichen Frauenfiguren, hat doch die Phantasie einen gewissen Schein von Individualität erschaffen. Auch sind diese Frauenfiguren im Ganzen eben so anmuthig und reizend, wie die Heldenleiber kraftvoll und großartig gebildet. Sehr geistreich und in echt homerischem Sinne ist das Leben im Hades im Allgemeinen aufgefaßt, eine gewisse Dämmerung und Trübe liegt über dem Ganzen, und drückt sich beynah in Aller Mienen aus, wenn auch unter den Figuren selbst eine große Abstufung von der Schwermuth des angefesselten Theseus bis zur kindlichen Heiterkeit der Töchter des Pandareos statt findet. Auch was den zweyten Hauptpunct, die Gruppierung und Anordnung des Ganzen, betrifft, sind die neuen Künstler ohne Zweifel der Art und Kunst des alten Meister Polygnotos nahe gekommen, und man nimmt wahr, daß die Weimarsche Beurtheilung des ersten Versuchs nicht ohne Einfluß auf ihre Arbeit geblieben ist. Das System der durchlaufenden horizontalen Linien, das die Alten bey solchen Compositionen zu befolgen pflegten, ist zum Grunde gelegt, und die Figuren befinden sich meist in drey Streifen, wenn auch besonders zur linken Seite manche zwischen die Reihen gestellt sind. Vielleicht bediente sich Polygnot, um diese Aufstellung der Figuren zu motivieren, einiger Andeutungen einer Berglandschaft; unten (*ἐν τοῖς κάτω*) war ein ebener Plan, der nur bey Orpheus sich zum Hügel erhob; dagegen erwähnt Pausanias im zweyten und dritten Streifen, bey der Tyro, dem Marsyas, der Mära, dem Fasse *πέρπας*, welches schwerlich bloße ein-

zelne Steine waren; an der rechten Seite stieg das Gebirg zu einer Klippe empor, an der Sisyphos den Stein empowälzte. Indessen muß der Ref. gestehen, daß ihm die Anordnung der neuen Künstler doch noch nicht in allen Stücken genügt und noch nicht so polygotisch zu seyn scheint als sie seyn könnte; sie ist ihm im Ganzen zu principlos, und an mehreren Stellen nicht geordnet und symmetrisch genug. Wie kommen, muß man fragen, die Genossen des Odysseus mitten zwischen den Dnos und die Heroinen hinein, warum gehen die uneingeweihten Weiber auf die Kallisto und Pero zu? u. dgl. m. Da nun die Künstler sich über ihre Auffassung des Gegenstandes im Ganzen auf eine Weise äußern, welche zur Discussion nur einladen kann (*Quant à nous, nous avons fait ce qui dans notre intime conviction nous a paru et plus convenable et plus vraisemblable, sans cependant pretendre d'opposer notre opinion à celle des savans antiquaires. Peut-être que notre essai provoquera un examen plus profond que celui qu'on a fait jusqu'à présent. Ce sera pour nous une nouvelle source d'instruction*): so will Ref., ganz ohne den Anspruch belehren zu wollen, doch einige Einleitungen zu einer solchen Discussion machen. Es gibt drey Haupthülfsmittel, welche für die Disposition der Figuren benutzt werden müssen. Erstens die Grundlage unserer ganzen Kunde, Pausanias Text. Aber so viel dieser auch lehrt, so bleibt doch noch gar vieles dunkel, weil die Ausdrücke, durch die er die Stellung der Figuren bezeichnet, nicht immer ganz bestimmt sind. Es sind ἐφεξῆς, der Reihe nach, παρὰ daneben, μετὰ, weiter, welches nicht nothwendig auf dieselbe Reihe schließen läßt,

ἄνω und κάτω, ἀνωτέρω und κατωτέρω, welches meist auf höhere und niedere Streifen des Bildes geht, ἐγγύτατα sehr nahe, was sich aber auch nicht nothwendig auf denselben Streifen bezieht, ἐσωτέρω mehr nach innen, d. h. zur rechten Seite, da Pausanias von der linken beginnt, endlich ἐπὲρ und ὑπὸ, was auch nicht immer auf andere Streifen deutet, (wie das bestimmtere ὑπὲρ τῆς κεφαλῆς) da Patroklos ὑπὲρ τὸν Ἀχιλλεῖα ἐστήκως doch mit ihm eine Gruppe macht, und Meleagros selbst ἀνωτέρω als Nias gestellt ihn anblickt. Dieß bemerkt auch Herr Meyer, Gesch. der gr. Kunst I. Anm. S. 141, und die Herren Niepenhausen haben hierin ebenfalls das Richtige getroffen. — Zur Beseitigung der hierdurch entstehenden Zweifel und Ungewißheiten kann nun das zweyte Hülfsmittel dienen, Rücksicht auf die in der alten Kunst so genau beobachtete Symmetrie, auf das sich entsprechende 'Hüben und Drüben', und auf gewisse harmonische Zahlenverhältnisse. Ueber das letztere erwarten wir besondere Aufschlüsse von Herrn Prof. Welcker, nach dem, was dieser Gelehrte 'Aeschyleische Trilogie' S. 512 und zum Philostratos S. 485 angedeutet hat. Hier lesen wir nämlich: In hoc numero (septenario) utriusque tabulae Polygnoti Delphicae oeconomica dispositio ita vertitur, ut certa sedes figuris plerisque omnibus assignari et opera ejus ope restitui possint, quibus equidem, si compositionem spectemus et rationem dramaticam, nihil ex tota antiquitate in arte novi majus, nihil perfectius. Der Ref. hat indeß für sich hieraus nicht den Nutzen gezogen, wie aus der Beachtung des dritten Hülfsmittels, der inneren, so zu sagen, geistigen Construction des Gemäldes, d. h. besonders

der Gedanken, welche Polygnotos bey der Wahl gerade dieser Figuren zur Bevölkerung seines Hades leiteten, indem doch sicher der Grund, um dessentwillen Polygnotos unter so vielen mythologischen Personen nur diese und jene aufnahm, auch ihre Stellung und ihre Verbindung unter einander meist bestimmen mußte. Polygnotos nahm bekanntlich seinen Gegenstand aus Homers Odyssee, und es findet sich auch, daß er von den dort erwähnten Heroen und Heroinen sechs und zwanzig aufgenommen und nur sieben weggelassen hat; dagegen hat er vier und vierzig, wie Ref. zählt, von Homer nicht erwähnte hinzugethan. Hierbey mußte er sicherlich einen bestimmten Grund haben; bloße Willführ leitete gewiß den geistreichen Künstler nicht. Nun dachte in Polygnotos Zeitalter beynabe jedes edlere und gebildete Gemüth in Griechenland bey der Unterwelt an Mysterien und an Orpheus. Wer die Mysterien geschaut, der weiß des Lebens Ende und zugleich den gottgegebenen Anfang, sagt Polygnotos Zeitgenos Pindar, und ähnlich Andere. An Orpheus Namen wurden aber damals allerley religiöse Phantasien und Speculationen über das jenseitige Leben geknüpft. Was nun erstens die Mysterien betrifft, so gab es auch in Polygnots Vaterstadt Thasos gewisse geheimere Gebräuche der Demeter, welche mit einer parischen Colonie von der durch sehr alten Demeterdienst berühmten Insel herüber gekommen waren (Homer. Hymnus auf Dem. 493. Archilochos bey Hephästion S. 55 und Schol. Aristoph. Vogel 1775. Herobot VI, 134. Antimachos Fragm. 36). Die Uebertragung geschah durch eine Demeterprieesterin, eine sogenannte Kabarnerin, Kleobda. Diese sah man nun am linken Ende

des mittlern Streifens auf dem Rachen des Charon sitzend und auf dem Schooße eine Kiste haltend, wie sie in den Geheimnissen der Göttin gebräuchlich war. Wie hiedurch Polygnotos andeutete, worauf das Heil der Seelen beruhe, so bezeichnete er gerade am entgegengesetzten Ende derselben Figurenreihe, welche Folgen die Verschmähung desselben habe. Hier stand nämlich das Faß, nach welchem verschiedene Menschen Wasser trugen; einer Alten zerbricht das Gefäß dabey, aber sie gießt noch aus den Scherben, andere aber kommen mit zerbrochenen Krügen, umsonst und thöricht sich bemühend; bey diesen standen 'die Uneingeweihten' und es ist wohl klar, daß die ganze Scene eine Gruppe bildete, und sich auf Mystereien bezog. So sinnvoll entsprach sich das Rechts und Links. Hierauf kommen wir zu Orpheus. Dieser saß, über die andern Todten erhoben, auf einem Hügel mit der Kithar in der Hand, mit vier Personen um ihn, die wir hernach nennen werden. Nun ist aber besonders darauf zu achten, daß zu seiner Rechten folgende Gruppe war: Agamemnon, Proteusilaos, Achilleus und etwas mehr zurück Antilochos und Patroklos, und zu seiner Linken diese: Hector, Sarpedon, Memnon und etwas höher (*ἔπερ αὐτοῦς*) Penthesilea und Paris, denn daß man die beiden letztern nicht in eine andere Reihe stelle, fordert erstens die Rücksicht auf Symmetrie, und dann der Umstand, daß in dieser Reihe an dem Platze nach der angegebenen Anordnung schon die Uneingeweihten stehen. Man hat also hier fünf griechische Helden auf der einen Seite, und auf der andern fünf troische und mit Troja verbündete, die Polygnotos nicht aus Homer genommen sondern frey hinzugethan hat, und zwar beide um Orpheus

herum, um den Sänger, dessen Lieder nach damaliger Meinung von dem jenseitigen Leben die erheiterndste Vorstellung gaben. Deutlich war hier die Intention des Künstlers, die Helden der beiden kämpfenden Parteyen friedlich um Orpheus vereinigt darzustellen; sie müssen also im Ganzen nach ihm hingewandt erscheinen (nur Paris, der *παρθενόπιπης*, richtet auch hier seine Aufmerksamkeit auf die spröde Amazone Penthesileia); ja man dürfte, wenigstens bey einer Restauration des Bildes, darzustellen suchen, wie der Gram der vorzeitig gefallenen Helden durch die erhabenen Lieder des Orpheus besänftigt eben in stille Ruhe und Hoffnung übergeht. Der thrakische Sänger Orpheus aber bildete mit seiner nächsten Umgebung ebenfalls eine Gruppe von fünf; es gehörte dazu erstens ein anderer Thraker, der unglückliche Thamyris, dann Pelias (warum dieser, ist nicht recht klar), ferner Schedios, der Phokerefürst, und Promedon, der ein Orphiker gewesen zu seyn scheint. Schedios ist hieher gestellt, um an das äußere Lokal des ganzen Bildes, Delphi, zu erinnern, wo des Sänger Orpheus Name wahrscheinlich auch sehr in Ehren gehalten wurde. Auf Delphi deuten auch zwey kleine, einander sehr ähnliche Gruppen — jedesmal ein Alter mit einem Knaben — die man in der Reihe über Orpheus einander ganz entsprechend anlegen muß. Nämlich auf der einen Seite der junge Phokos, (in Bezug auf Phokis) der dem greisen Iaseus einen Ring als Zeichen der Wiedererkennung zeigt; auf der anderen der alte Marsyas, der den Olymp im Flötenspiel unterrichtete. Flötenweisen des Olympos hatte man nämlich auch in Delphi; und waren diese auch von einem jüngern Olymp, so verwechselte man dieß doch

meist. Nachdem wir diese Gruppen etwas genauer angeordnet haben, wollen wir nur noch einige andere Intentionen des Künstlers kurz andeuten. Die Verdammten gehören offenbar ganz in die Ecken; rechts Sisyphos, die Uneingeweihten und Tantalos, links oben der träge Zauderer Oknos, dem die Eselin das Seil frisst, während er es dreht (weil unschlüssiges Zaudern der Seeligkeit eben so hinderlich ist wie Leidenschaft), und neben ihm der riesenmäßige langgestreckte Tityos (hier trat freylich das Reich der Unseligen weit in das Bild hinein), und an derselben Seite unten der Watermörder und Tempelräuber. Vor dem Nachen des Charon in der mittlern Reihe lag Eurynomos, denn wie durch Charon die Seelen in die Unterwelt kommen, so werden sie durch Eurynomos nach der von Polygnot befolgten Vorstellung ganz in Schatten verwandelt. Die Heroen und Heroinnen waren im Ganzen so gestellt, daß sich die letztern links, die erstern rechts von Odysseus befanden; doch waren von der Versammlung der übrigen Heroinnen, die in zwey Reihen, der untern und mittlern, über einander angebracht waren, mehrere aus Gründen getrennt, die schwer aufzufinden seyn möchten. Von den Heroen stehen die Feinde des Odysseus, die beiden Nias, Palamedes und Thersites nebst Meleagros als fünftem, in einer Reihe mit Odysseus, aber von ihm durch einige andere Figuren gesondert und ohne Zweifel feindlich abgewendet. Noch ist zu bemerken, daß die beiden Genossen des Odysseus, welche die schwarzen Widder bringen, ganz in die Ecke der obersten Reihe gestellt werden müssen; sie bilden eine Einleitung des Ganzen und machen, wie ein Proömium, auf die Hauptdarstellung aufmerksam. Mehrerer Figu-

ren ist hier noch keine Erwähnung geschehen, aus dem Grunde, weil über ihren Platz sich noch keine Erklärung geben läßt; und Ref. legt auch die hier mitgetheilten Bemerkungen in die Hände der sinnvollen Künstler und anderer Alterthumsforscher nur in der Absicht nieder, daß sie ein Antrieh mehr werden mögen, durch vereinte Bemühungen beider Theile den ganzen innern Zusammenhang dieser echt dichterischen Malerey einmal zu völliger Befriedigung herzustellen.

K. D. M.

Paris.

Chez Baillière, Gabon, Méquignon - Marois et Thomine: *Considérations générales sur l'Épidémie qui ravagea Barcelone en 1821, et sur les mesures que notre gouvernement avait prises pour nous en garantir. Mémoire lu à l'académie royale des sciences dans sa séance du 4. Juillet 1825, suivi du rapport de M. le Baron Dupuytren. Par L. F. R. Costa - Sicre, Docteur en Médecine de la Faculté de Paris, Médecin du grand lazaret des Pyrénées-Orientales etc. 1827. VIII. 254 S. 8.*

Drey Schiffe, welche im Junius 1821 von Havanna in Barcelona eingelaufen waren, und zum Theil zum Negerhandel dienten, hatten Kranke am Bord, die am gelben Fieber litten. Durch ein viertes Handelsschiff wurde die Krankheit den andern Fahrzeugen im Hafen mitgetheilt, und als am 15. Julius, bey Gelegenheit des Constitutionsfestes, beynah die ganze Bevölkerung von Barcelona zu den Schiffen hinausgeströmt war, wurde in Kurzem die Stadt

selbst, die früher nie etwas von dieser Krankheit empfunden hatte, von derselben ergriffen und mit furchtbarer Schnelle von ihr durchzogen. Beynahe $\frac{1}{3}$ der Einwohner, gegen 10,000 wurden hinweggerafft; der übrige Theil zerstreute sich in anliegenden Gegenden Cataloniens und verbreitete die Keime des Todes auch dahin. Durch Bekanntmachung der spanischen Aerzte und Behörden wurde die Krankheit demungeachtet als nicht-ansteckend erklärt; jedoch eine Commission französischer Aerzte, die von der Regierung dahin gesandt worden war, sprach eine entgegengesetzte Ansicht aus. Diese Ansicht nun zu entkräften, die Erklärung der Spanier zu unterstützen, und über die Natur und Behandlung des gelben Fiebers überhaupt bessere Vorstellungen zu verbreiten, ist der Zweck der Schrift des Verfassers, der zwar nicht selbst an Ort und Stelle gewesen war, aber sich von daher glaubwürdige Nachrichten verschafft hatte.

Er stellt den Satz auf (p. 42): das gelbe Fieber entsände immer durch locale Ursachen, große Hitze und Feuchtigkeit, faulende thierische und vegetabilische Stoffe, und andere übelriechende Ausflüsse, deren Miasmen einen Heerd der Infection bildeten, der sowohl an Gegenden als auch an Häusern, Schiffsräumen, ja sogar an Personen, die davon umgeben wären, fixiert seyn könne, sich jedoch nicht, wie vom Contagium behauptet werde, in den erkrankten Körpern von Neuem erzeuge und auf andere fortpflanze, sondern mit der Entfernung von den örtlichen Entstehungsbedingungen sich zerstreue und zerstöre. Seine Gründe hierzu sind hauptsächlich folgende: 1) In Amerika, dem eigentlichen Geburtslande des gelben Fiebers, seyen nur solche Orte, welche die oben bezeichneten Eigenschaften hätten,

ihm unterworfen, auch wären beynahе alle americanischen Aerzte, ihren vielen Erfahrungen zufolge, mit ihm gleicher Meinung (p. 12). 2) In Cuba, woher jene Schiffe gekommen, habe zu derselbigen Zeit das gelbe Fieber gerade sich nicht gezeigt (p. 15 diesem wird von der französischen Commission ausdrücklich widersprochen p. 184!) 3) Zur Zeit des Ausbruchs habe eine große Hitze in Barcelona geherrscht, und in dem Hafen habe von den Abflüssen verschiedener Fabriken und von vielen Unreinigkeiten, die sich darein ergießen, ein unerträgliches Gestank die Luft verpestet (p. 17). 4) die Schlavenschiffe, worin viele Menschen in einer verdorbenen Atmosphäre zusammengepreßt seyen, wären oft Heerd und Zunder solcher Krankheiten (p. 21). 5) Die Krankheit habe sich allmählich verloren, sobald die Volksmenge aus der infizierten Stadt sich geflüchtet und in frische gesunde Gegenden ausgebreitet habe. Noch einen Grund nimmt er daher, daß das Alterthum von der sogenannten Ansteckung nichts gewußt und erst durch Fracastorius die Begriffe davon unter die Leute gebracht worden seyen (p. 7). Ref. glaubt in seinen Origines Contagii schon vor mehreren Jahren das Gegentheil unwidersprechlich bewiesen zu haben. 'Es ist aber mit dem Wahren, wie Göthe sagt (zur Naturw. I. iv. 372), wie mit dem Bernstein in den Dünen, es thäte Noth man triebe Bergbau drauf.'

Das Fieber selbst hält er für ein auf den höchsten Grad getriebenes Gallenfieber, und nach dieser Voraussetzung bestimmt er ausführlich das therapeutische Verfahren (p. 56 — 79).

In der zweyten Abtheilung sucht er die Unstatthaftigkeit der bisherigen Gesundheitsmaafregeln sogar im Sinne der Ansteckung zu zeigen. Noch ehe die Aerzte sich über das Vorhandenseyn eines

Contagiums bey einer grassirenden Krankheit vereinigt hätten, müßte sich ja durch Handel und Wandel der Ansteckungskeim unvertilgbar nach allen Seiten ausgestreut haben, und eine militärische Sicherheitslinie diene zu nichts Wenigerem als zur Abwehrung des eindringenden Contagiums. Zum Beweise wie eitel und unwirksam eine solche sey, führt er (zum Theil aus Henry Relation historique des malheurs de Catalogne. Paris 1822) eine Anzahl sauberer Geschichten an von dem berühmten französischen Gesundheits-Gordon an der spanischen Grenze; und entwirft daneben ein wirklich erschütterndes Gemälde von dem Unglück und der Verwilderung einer so umschlossenen Gegend (p. 109). Ebenso stellt er die Zwecklosigkeit der Quarantaine-Lazarethe (in deren einem er selbst Arzt gewesen), nach seiner Ansicht mit Beyspielen belegt dar und erbiethet sich zulezt, nebst zehn andern genannten Aerzten, unter gehöriger Aufsicht, die Kleider, Hemden, Betten u. eines in Amerika am gelben Fieber Verstorbenen 40 Tage lang in einem Lazarethe zu tragen.

Die andere Hälfte des Buchs enthält einen Bericht der zur Prüfung dieses Memoire von der Academie der Wissenschaften ernannten Commission, wovon Dupuytren Berichterstatter ist. Hier wird die Streitfrage klar und mit französischer Eloquenz auseinandergesetzt, die beiden Systeme der Contagion und Infection gegen einander gehalten und die Sätze und Behauptungen des Hrn. Costa, doch nur im Allgemeinen geprüft, von ihnen jedoch gesagt p. 182: la plupart des faits sur lesquels ils sont appuyés sont loin d'être constants, worüber sich denn C. in einer Note sehr entrüstet. Das Resultat ist, daß durch die bisherigen Untersu-

chungen die Nichtansteckungsfähigkeit durchaus noch nicht bewiesen sey, so daß die Regierungen in den bestehenden Sicherheits-Maasregeln nichts ändern dürften; die gerügten einseitigen und ungenügenden Schritte und Mißbräuche jedoch zu verbessern seyen. Da von der andern Seite auch die Möglichkeit der Infection statt finden könne, so müßte eben so sehr darauf gesehen werden, die nach der Theorie sie veranlassenden Ursachen zu entfernen; weßhalb große Reinigung der Städte und Häfen, Lüftung der Schiffe; Abschaffung des Clavenhandels und ähnliche Einrichtungen doppelt zu empfehlen seyen. Was nun die vorgeschlagenen persönlichen Versuche betreffe, so dürfe man bey aller Anerkennung der erhabenen Selbstaufopferung für Menschenwohl, die in einem solchen Anerbieten läge, nicht übersehen, daß auch unter den günstigsten Umständen, hieraus sich keine entscheidenden Schlüsse möchten entnehmen lassen (p. 220 — 252, wogegen denn Costa viele Einwürfe in den Anmerkungen macht), daß aber sehr zu wünschen sey, daß die Academie die Sache selbst zum Gegenstand einer großen Preisfrage mache, und durch alle ihr zu Gebot stehenden Mittel, durch amtliche und authentische Nachforschungen und strenge Vergleichung der reinen Thatfachen sich bemühen möge, diese der Menschheit so hochwichtige Frage zu einer befriedigenden Entscheidung zu bringen.

M . . .

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.

Den 20. August 1827.

H a l l e.

Ben Hemmerde und Schwesche: Neues Archiv des Criminalrechts. Herausgegeben von Ehn Gli. Konopak, Oberappellationsrath und Professor zu Jena, C. F. A. Mitztermair, Geh. Hofrath und Professor zu Heidelberg und Dr. Konr. Franz Roschirt, Hofrath und Professor zu Heidelberg. Band VIII. 1825. 1826. 729 S. in 8.

Auch der vorliegende Band enthält eine reiche Ausbeute belehrender und merkwürdiger Aufsätze, deren Inhalt sich aus der gleich folgenden Uebersicht ergeben wird. I. v. Gönner über das Königl. bairische Gesetz wider den Diebstahl vom 25. März 1816. (Ein merkwürdiges Beispiel von dem Schaden legislatorischer Mißgriffe findet sich bekanntlich in den Bestimmungen wider den Diebstahl, welche in dem bairischen Strafgesetzbuche v. J. 1813 aufgestellt sind und durch das erwähnte spätere Gesetz eine wesentliche Milderung erhielten. Der absteckende Inhalt und die Geschichte von beiden werden hier in treffenden Bemerkungen entwickelt. Man überzeuge

sich gleich in den ersten Jahren nach Erscheinung des Gesetzbuchs, daß der Inhalt der fraglichen Bestimmungen dem Leben des Volks nicht anpasse. Eine eigene Commission erhielt daher im J. 1816 den Auftrag, dieselben zu revidieren und einen neuen Gesetzworschlag zu machen, den der Vf. zu bearbeiten hatte und der bereits unterm 25. März eben dieses Jahres als Gesetz promulgirt wurde. Nach dem Inhalte desselben kamen 927 Erkenntnisse zur Revision, welche von dem Vf. in 6 Wochen vollendet wurde. 697 derselben wurden gemildert, ungeachtet der nach dem neuen Gesetze noch sehr strengen Strafbestimmungen, an den erkannten Strafen wurden 2371 Jahre nachgelassen und 387 Verurtheilte sogleich in Freyheit gesetzt. Ohne diese Revision, bemerkt der, leider seitdem viel zu früh für die Wissenschaft verewigte, Verf. hätte sich die Zahl der in den 7 zunächst folgenden Jahren übermäßig zuerkannten Straffjahre wenigstens auf 12,000 Jahre erhöht, oder das Gesetz wäre in zahllosen Begnadigungen untergegangen.) II. **R o ß h i r t** über culpose Körperverletzungen. (Der Verf. weist logisch und geschichtlich aus dem gemeinen deutschen Criminalrechte nach, daß dieselben nicht in die Classe der eigentlich sogenannten Verbrechen gehören. Einer mißverstandenen Philosophie schreibt er manche in einem entgegengesetzten Sinne aufgestellte neuere Bestimmungen zu. 'Keine frühere Zeit, bemerkt er, enthalte eine Spur von Verbrechen wider die Gesundheit, Verletzung der Integrität der menschlichen Kräfte und wie man das weiter nennen möge'.) III. **K. Württembergisches Edict** über die StrafGattungen und Strafanstalten vom 17. Jul. 1824 mit Bemerkungen von Mittermaier. (Der Text dieses Edicts wird vollständig mitgetheilt, die Licht- und Schattenseite des

Inhalts wird mit gleicher Unparteylichkeit angedeutet. Nach Art. 2 wird die Todesstrafe durch Enthauptung vollzogen, alle andere Arten der Hinrichtung so wie alle Verschärfungen derselben sind aufgehoben. Laut Art. 32 findet die Reclusion nach ausgestandener Strafe bis zu erprobter Besserung nicht mehr Statt, sondern jeder der die ihm zuerkannte Strafe überstanden hat, ist aus der Strafanstalt zu entlassen. Angehängt sind Schlußbemerkungen über die Festungsstrafe, über die, von Amtswegen zu bewirkende, Einsendung der Strafurtheile u.) IV. Pauß über die sittliche Beziehung der Strafgesetze mit besonderer Rücksicht auf das französische Sacrilegien-Gesetz und den Baierischen Entwurf v. J. 1822. (Der Vf. findet weder das eine noch das andere der in diesen Gesetzgebungen über das Sacrilegium aufgestellten Systeme genügend; seiner Ueberzeugung nach liegt die Wahrheit zwischen beiden in der Mitte. Diese glücklich zu treffen, ohne sich auf der einen Seite durch Ueberschätzung religiöser Ansichten, auf der andern durch gänzliche Gleichgültigkeit gegen dieselben zu Mißgriffen verleiten zu lassen, gehört unstreitig zu den schwierigsten Aufgaben der Gesetzgebungswissenschaft.) V. Farkle Bemerkungen über die Lehre vom unvollständigen Beweise vornehmlich in Bezug auf die außerordentlichen Strafen. Mit besonderer Rücksicht auf die preußische Criminalordnung. (Der Vorwurf daß nach dieser Verordnung auf den bloßen Verdacht gestraft werden könne, erscheint nach dem Zusammenhange des Ganzen als grundlos und ungerecht. Was über außerordentliche Strafe gesagt wird, muß mit den Acten dieser Controvers in den frühern Bänden dieser Zeitschrift verglichen werden.) VI. Rosshirt, Einiges über Wissenschaft, Gesetzgebung und Anwendung im Rechte, besonders im Criminalrechte. (Allgemeine Ansichten

über dasjenige was in neuerer Zeit in diesem Fache geleistet wurde, oder zu leisten noch übrig ist. Am schwierigsten für jede Legislation zeigt sich die Lehre vom Beweise. 'Wem diese gelingt, sagt der Verf., und zwar aus dem Standpuncte der Einrichtung der Gerichte, aus jenem der größtmöglichen Ueberzeugung des Richters, aus jenem eines schonenden Benehmens gegen den Angeklagten und vorzüglich aus dem der möglichst unmittelbaren Wahrnehmung des Richters — der hat ein großes Werk für unsere Tage vollbracht.' VII. XII. XVII und XXIII. Beurtheilung der neuesten criminalistischen Schriften. (Mit gewohnter Unparteylichkeit und Gründlichkeit abgefaßt.) VIII. Der Entwurf eines Criminalgesetzbuchs für den eidgenössischen Stand Graubünden von 1825 mit Bemerkungen von Mittermaier. (Das erste legislative Erzeugniß eines Landes, von dessen Gewohnheitsrechte und Gesetzgebung bisher keine gedruckte Sammlung existierte. Zu den Merkwürdigkeiten dieses Entwurfs gehört u. a. die Bestimmung, nach welcher bey der Schlußversammlung des Gerichts jedem ohne Ausnahme der Zutritt frey steht. Wenn der Angeklagte schon eingestand, so wird das Contestationsverhör, sonst aber die Anklagsacte vorgelesen; der Defensor liest die Vertheidigung ab, alle Umstehende werden dann aufgefordert, etwanige Bemerkungen oder Defensionsgründe mitzutheilen. Das Gericht prüft hierauf in geheimer Sitzung alle Verhandlungen, fordert den Defensor wieder vor, um anzugeben, ob er neue Defensionsgründe gehört habe, und wenn ein neuer Defensor sich meldet, so wird er vorbeschieden und vernommen. Das Urtheil wird nach Stimmenmehrheit in dem sofort öffentlich gehaltenen Standrechte gefällt.) IX. Burchardi über die Strafe des Ehebruchs nach Römischen Recht und der peinlichen Halsgerichtsordnung.

(Die bekannte Verordnung Constantins 'sacrilegos nuptiarum gladio puniri oportet, wird mit Recht auf die Verführer von Ehefrauen beschränkt und mit den spätern Verordnungen des Justinianischen Codex und der Karolina in Verbindung gesetzt. Ueber die, Art. 120 dieser letztern enthaltene, Straffsanction und deren Vereinbarung mit den Reichspoliceyordnungen von 1548 u. 1577 würden wir noch immer der v. Feuerbachschen Meinung nach welcher die spätere Verfügung der frühern derogiert, den Vorzug geben. Nach dem Vf. wäre hier zwischen dem Zusammenfassen im öffentlichen Ehebruch und zwischen Ehebruch ein Unterschied zu machen, von dem erstern sey in der R.P.D. von dem andern in der Karolina die Rede; auch nachdem der Ehebrecher die in jener ausgesprochene Policeystrafe (an Leib oder Gut) erlitten habe, bleibe es dem beleidigten Ehegatten noch immer unbenommen, auf die in C.C.C. gedrohte Strafe anzutragen. In welchem inhumanen Lichte müßte der Gesetzgeber erscheinen, welcher ein- und ebendasselbe Verbrechen zugleich policeylich und criminell strafen wollte!) X. Stübel, über gefährliche Handlungen als für sich bestehende Verbrechen. (Ein ausführlicher Aufsatz, der in folgende 4 Abschnitte zerfällt: 1) Bestimmung der gefährlichen Handlungen. 2) Strafbarkeit dieser Handlungen als besondrer Verbrechen. 3) Natur der verschuldeten Verbrechen und Unrichtigkeit der gewöhnlichen Vorstellung von der Strafbarkeit derselben. 4) Vorschläge zu gesetzlichen Bestimmungen über die Bestrafung gefährlicher Handlungen. Deutsche Gesetzgeber und Männer vom Fach werden hier mannigfaltige Belehrung und Stoff zu weiterem Nachdenken finden. Ueber die Behauptung, daß das Wort Schuld als eine Art der Willensbestimmung, im Gegensatz des Vorsatzes, aus dem Criminalrechte ganz

zu verbannen sey (S. 307) dürften die Meinungen sehr getheilt seyn.) XI. Kurze practische Erörterungen von *Mittermaier*. (u. a. über die Pflicht des Beichtvaters zum Zeugniß. Hier tritt nach dem Vf. für den Gesetzgeber der Wechselfall ein, entweder, den Grundsätzen der Religionsfreyheit zuwider das Institut der Beichte nicht anzuerkennen, oder die Befreyung des Priesters von der Zeugenpflicht zu verordnen.) XIII. Einige Bemerkungen zur Lehre vom *dolus* von *Nosbirt*. (Eine kurze Uebersicht desjenigen was über diesen Gegenstand bisher geleistet worden, oder zu leisten noch übrig bleibt. Unter andern wird bemerkt, die speculativen Darstellungen der Neuern, so verdienstlich sie seyen, drehen sich bloß darum, dasjenige zu rechtfertigen was in voraus schon als wahr angenommen sey, auch sey dabey der Fehler begangen worden, daß diese Begriffe immer zu allgemein gehalten wurden, mithin eine dem Leben widersprechende Abstraction und folglich auch eine 'gewissermaßen falsche' Theorie sich geltend zu machen suchte. — Leider ein Vorwurf der auch in andern Theilen dieser Wissenschaft seine volle Anwendung findet und namentlich über den vorliegenden Gegenstand eine Breite herbeigeführt hat, bey welcher man den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht und — zuletzt nicht mehr weiß, ob man der Sache einen deutschen oder einen fremdländischen Namen beylegen soll!) XIV. *Birnbaum*, über den Unterschied zwischen *crimen* und *delictum* bey den Römern und die ihnen zugeschriebene Eintheilung der Verbrechen in *publica* und *privata*. (Ein Aufsatz der die Gelehrsamkeit und den Scharfsinn des Vf. unwidersprechlich beurfundet. Ob jedoch der (7½ Bogen umfassende) Aufwand von beiden nicht einem für die Rechtsanwendung ergiebigeren Thema hätte zugetheilt werden können? dürfte zweifelhaft seyn. Auch

ließe sich fragen, ob Ausführungen wie die vor-
 liegende nicht in lateinischer Sprache dem gelehr-
 ten Leser mehr zusagen würden? Für den blo-
 ßen Geschäftsmann könnte sodann ein Auszug
 von wenigen Blättern in vaterländischer Sprache
 genügend seyn.) XV. Mittermaier über den
 Zweykampf, mit besonderer Prüfung des neuesten
 Entwurfs eines Duell-Edicts für das Königreich
 Hannover. (Ein Nachtrag zu der in diesen Blät-
 tern (v. J. 1823. S. 1020) angezeigten frühern
 Abhandlung über Duellgesetze von eben diesem
 Verfasser.) XVI. Grohmann, gibt es Grün-
 de, welche das Recht des Staats Todesstrafen
 zu verhängen, zweifelhaft machen? (Ein wichti-
 ger Beytrag zur Untersuchung eines neuerdings
 vielfach bestrittenen höchst wichtigen Gegenstan-
 des. Nach den Ansichten des Verf. dürften Ge-
 fängniß, lebenslänglicher Gewahrsam, Zuchthaus
 u. s. w. als Entziehungen der äußern persönlichen
 Freyheit, als höchstes Strafquantum mit dem
 Begriffe der äußern Sphäre des Staats und des
 Rechts übereinstimmender seyn als Todesstrafen.
 Doch erkennt er gern an, wie den von ihm wi-
 der die Rechtmäßigkeit der letztern aufgestellten
 Gründen wohl auch Gründe mögen entgegenge-
 setzt werden können, die vielleicht triftiger und
 entscheidender sind. Wir glauben nicht, daß die
 Todesstrafe in einem Staate gänzlich entbehrt
 werden kann; allemal aber werden Abhandlun-
 gen wie diese wesentlich dazu beytragen, sie im-
 mer seltener zu machen und jede Art von Grau-
 samkeit bey Vollziehung derselben zu verhüten.
 Die Abhandlung ist inhaltsreicher als ihre Auf-
 schrift besagt.) XVIII. v. Weber über den
 Begriff der strafrechtlichen Gewißheit. (Der Vf.
 bemerkt selbst, daß es ihm hier nicht sowohl
 um Neuheit der Ansichten als um das Verdienst

richtiger Zusammenstellung und klarer Auseinandersetzung der hierher gehörigen Wahrheiten zu thun gewesen sey.) XIX. Mittermaier über die Grenzen und Bedingungen der Straflosigkeit der Perforation. (Die Antwort auf die Frage welche in Bezug auf das Verhältniß des Richters und Geburtshelfers hier gestellt werden muß: darf der Richter den Arzt, welcher nach den Regeln seiner Kunst und überzeugt von der Nothwendigkeit der Perforation diese Operation vorgenommen hat, deswegen zur Rechenschaft ziehen? kann nach den hier mitgetheilten allseitigen Untersuchungen nur eine verneinende seyn.) XX. Rosshirt über den Geist des in der Carolina aufgestellten Criminalprocesses, mit besonderer Rücksicht auf unsere Praxis und auf die vielbesprochenen Ansichten von Deffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens. (Die Würdigung dieses Reichsgesetzes ist mit einer von Ungerechtigkeit und blinder Vorliebe gleich weiten Darstellung seiner Verdienste und seiner Mängel und Unvollkommenheiten verbunden. Von den letztern heißt es u. a.: 'sie (die Carolina) graviert zu sehr den Verdächtigen — läßt ohne nähere Unterscheidung den Proceß mit der Verhaftung anfangen — gibt den Angeeschuldigten zu viel in die Hände des Richters — vermischt nicht selten das Interesse des Richters mit dem des Anklägers — bringt die . . . Tortur in das Beweisssystem und — öffnet den Weg, wonach jemand auf die bloße Auctorität der Acten, und der vom Richter selbst nicht gehörten Zeugen, vom Richter selbst nicht gehörten Geständnisse verurtheilt werden kann.' 'Die Praxis, wird hinzugesetzt, hat nicht nur nichts aufgefunden, diesen Fehlschritten abzuhelpen, sondern der sich zum Alleingebrauche erhebende Inquisitionsproceß hat die richterliche Willkür — befördern und den Proceßgang regelloser, folglich unter der Leitung unerfahrener Richter — schlechter machen helfen, als er je war.') XXI. Spangenberg, über die Strafe des Kindermords, in Bezug auf den Art. 235 des Entwurfs eines Strafgesetzbuchs für das Königreich Hannover. (Ein neuer Beweis von der vorurtheilsfreien Wahrheitsliebe womit die Gesetzcommission jeden ihr gemachten Vorschlag zur Beredlung des Entwurfs benutzte.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. Stück.

Den 23. August 1827.

Carlsruhe.

Bei Gottlieb Braun: Synglossie oder Grundsätze der Sprachforschung, von Junius Faber. 1826. 213 S. in 8.

Man weiß nicht recht, wie man mit dem Verfasser daran ist. Aushängebogen und hernach das fertige Buch sind uns nicht von ihm selbst, sondern durch eine dritte Hand zur Beurtheilung übersandt worden. Auf die darin entfalteten Grundsätze passen von Paris ausgegangene, neu-lich in Schlegels Indischer Bibliothek Band 2. S. 188 abgedruckte, mit treffender Opposition begleitete Theses. Daß zu Wien herausgekommene, in Deutschland wenig gebrauchte Tripartitum (von Merian und Gruber) erscheint als gültige Autorität, Schischkow und Gulianow, zwey unter uns kaum bekannte Gelehrte, werden angeführt. Man würde die Schrift einem in Frankreich wohnenden Russen beylegen, der sich deutscher Sprache bedienen wollen, stünde nicht der Name Junius Faber auch im Meusel,

freylich mit Werken anderer Art. So viel ist sicher, der Verf. hat sich einer Schule angeschlossen, deren etymologische Lehre gegenwärtig in Deutschland auf weniger Jünger rechnen darf, als vielleicht in Frankreich oder in Rußland. Bey uns ist ziemlich durchgängig der Glaube verbreitet, daß fruchtbringende Sprachvergleichung vom Grund der genauesten Grammatik ausgehen, und langsam höher aufsteigen, daß sie eine Menge bisher übersehener Consonant- und Vocalverhältnisse überall hervorziehen und sich willkürlicher, die Individualität einzelner Sprachen in schwindelnde Allgemeinheit verflüchtigender Gleichmachung enthalten müsse. Das Räthsel, ob alle Zungen der Erde aus einer Quelle zu leiten sind, schiebt der Sprachforscher zurück, oder es hat doch für ihn nicht mehr Dringlichkeit, als für den Naturforscher die Frage, ob Thiere und Pflanzen aller Welttheile in einer Gegend entsprungen sind. Hat es eine menschliche Ursprache gegeben, jetzt liegt sie in unnahbarer Ferne von uns ab. An unsere eignen Besitzungen stoßen große Felder, hinter diesen breiten sich unübersehbliche Strecken aus, die bearbeitet und befahren seyn wollen, eh wir wissen können, welche Wege noch weiter führen. In diesem Sinne scheinen auch geistreiche Männer, deren Meinung im einzelnen Fall entweder Ueberkunft der Stämme oder Aborigines anzunehmen geneigt ist, mehr die lebendige Bestimmtheit ihrer Forschungen abzugrenzen, als jene Frage eigentlich zu bejahen oder zu verneinen.

Sprachvergleichung, wie sie Kaiserin Catharina vorhatte, liefert brauchbares Material, immer aber sehr dürftiges und unsicheres. Der gleichen Nutzen leistet nicht einmal das Wiener

Tripartitum; eine, unserer Ansicht nach, taube und vergebliche Arbeit. Vorliegende Synglossie schichtet reichlicher, aber eben so roh zusammen und ist in dem gleichen Irrthum befangen, daß sie aufbaue. Aus dem bloßen Wörtervorrath aller Sprachen untereinander, grammatische Ergründung verachtend und 'sogenannte' Philologie (ohne Synglossie) grundlos scheltend, hat sie geschöpft. (S. 17) 'Das Lexicon ist mit völliger Bestimmtheit überall zu finden, die Grammatik nicht, das Lexicon ist dauernd, die Grammatik wandelbar, das Lexicon enthält den Kern, die Grammatik die Schale, aus dem Lexicon sind allgemeine Schlüsse zu ziehen, aus der Grammatik kaum besondere.' Fassen wir ins Auge, mit welchen Mitteln die Synglossie alles ausrichtet.

Sie entdeckt unter sämmtlichen Zungen in Europa, Asia, Africa, America deutliche Beweise ursprünglicher Uebereinstimmung; der Litzhauer und Karaibe, der Afghaner und Hottentotte können ihr dicht neben einander stehen. Sie nimmt der Zusammensetzungs-, Ableitungs- und Flexionsformen entbundene Wurzeln an und sucht sie auf in den verschiedensten Sprachen des Erdbodens. Hierbey ist gleich bedenklich, daß eben Entbindung der Wurzeln von unwesentlichen Bestandtheilen ohne tiefes Eindringen in die einzelnen Grammatiken gar nicht von staten gehen kann. Sehen wir doch an den bekanntesten Sprachen, wie vorgesezte Partikeln, angefügte Derivationen zuweilen so enge mit der Wurzel verschmolzen sind, daß es nur angestrengter Uebung und Aufmerksamkeit gelingt, beide zu scheiden. Wie viel schwerer, wo nicht unmöglich muß die Scheidung fallen bey halb-bekanntem und wildfremden ungebildeten Spra-

chen, wo uns jedes Gefühl der Zulässig- oder Unzulässigkeit gebricht. Eine Menge trüglicher Wurzeln thut sich unvermeidlich hervor. Das sind nicht bloße Vorübungen (S. 5). Welche Beschaffenheit haben nun die gewonnenen Wurzeln an sich? Sie bestehen zuweilen aus bloßem Vocal (J. S. 57 Wasser. S. 136 Zahn), gewöhnlich aus Vocal und Consonant, aus Vocal und zwey Consonanten, seltner aus Vocal und drey Consonanten (HTL S. 60. SCHN S. 78. SLM S. 109. BSK S. 141. VMB S. 149.). Aber, alle Vocale sind gleichgültig und die Consonanten der regellosesten Vertauschung, Verstellung und Auswerfung unterworfen. Es wird von diesem Buchstabenwechsel S. 27 — 40 ein Verzeichniß aus Bullet als Muster mitgetheilt und auf neuere Sprachforscher von ganz geringem Ansehen, wie Wolke und Weinhart, verwiesen. Was die Geltung der Vocale betrifft, so scheinen Vergleichen aus Sanscrit, Griechisch und Deutsch darzuthun, daß ihre Besonderheit keineswegs für höhere Sprachvergleichung außer Acht zu lassen sey. Noch mehr Aufmerksamkeit zu wenden bleibt aber auf die Reihen und gesetzmäßige Verschiebung der Consonanten, welche sich zur Bullet'schen Liste verhalten, wie irgend eine Regel der Natur zu eingebildeter Verwirrung. In jeder Sprache muß erst besonders experimentiert und kein für alle auf einmal gerechter Geist in die Hand genommen werden. Mit welcher Willkür die schwankenden Wurzeln auf jene Weise bestimmt werden können, ist offenbar, allein die Unsicherheit wird noch durch andere Grundsätze der Synglossie unendlich gesteigert. Nämlich sie nimmt an, sie muß annehmen, daß einerseits jeder Hauptbegriff durch mehrere, wir wollen einmal sagen

zwanzig Wurzeln ausgedrückt, andererseits eine und dieselbe Wurzel für zwanzig Hauptbegriffe verwendet werden könne. Jenes bedarf keiner Beispiele. Dieses wird schon in der vorliegenden kleinen Probe belegt durch PN, das S. 60 Wasser, S. 100 Kopf bedeutet, oder durch AK, das S. 57 Wasser bedeutet, S. 62 Feuer, S. 97 Stein, S. 106 Auge, S. 156 roth, wir sehen nicht ab, warum nicht ebenwohl alles und jedes. Uebergänge der Laute halten immer noch eine gewisse Grenze, die mannigfaltigen Beziehungen der Begriffe werden S. 14 für weit unbeschränkter ausgegeben und das Allgemeine soll die Quelle des Besonderen seyn, so daß z. B., weil beide hohl sind, Drlogschiff und Muschale einer Wurzel seyn können.

In einem Meere von schmiegsamen Begriffen und vieldeutigen Bedeutungen schwimmen also die Wörter von drey, vierhundert Menschensprachen umher, durch nichts als durch lose Consonantverbindungen zusammengehalten. Eine verhältnißmäßig geringe Zahl wirklicher oder möglicher Lautverflechtungen wird durch die Unmenge zu Gebot stehender auf mehr als eine Art zu entbindender Wörter hundertfach überboten. Es müßte seltsam hergehen, daß nicht für jedweden Hauptbegriff der Zufall einer buchstäblichen oder nahen Uebereinkunft zwischen den Wörtern ganz unverwandter Sprachen gleichsam nothwendig einträte. So erklären wir uns, wenn S. 5 versichert wird, es sey unmöglich ein Wörterverzeichnis aus irgend einer Horde bezubringen, in welchem sich nicht eine Anzahl Wörter befinde, die in andern bekannten Mundarten auch vorkommen. Unseres Dafürhaltens ist gleiches Wort mit gleichem Sinn noch kein Zeichen wahres Zusammenhangs zwischen zwey

fernen Sprachen, deren Verwandtschaft sich nicht durch nöthigendere Beweise ausführen läßt. Welchen Irrthümern kann hier bloß schon die vergrößerte Aussprache, die mangelhafte Schreibung Thür und Thor öffnen? S. 54 ist das deutsche wasser, in den Beroner Sette Comuni bassar, zur Wurzel BS. WS. geschlagen, dem irischen isge, dem dungalischen esseg, dem tscherkessischen psi verglichen, da doch das hochdeutsche wazer unumgänglich mit watter eins ist, folglich der S. 53 abgehandelten Wurzel VVT anheimfällt, unter welche fehlerhaft das altdeutsche wag (Woge), in Gesellschaft eines wahi aus den Philippinen, gebracht wird. Noch ein Beyspiel, wie hier die Formen schlüpfen wohin sie wollen. Das litthauische akmu (nicht akmo) findet sich S. 97 unter AK; wir hätten es unter KM S. 94 gesetzt, das slavische kamen, das deutsche hamar daneben. Dieß deutsche ham sieht der Verf. nicht, wie viel wahre Verwandtschaften sieht er nicht, der uns mit falschen überschwemmt. Wir bedauern Fleiß und Mühe, die an solche Wortregister verschwendet werden; im besten Fall dienen sie dazu, Spuren wirklicher Sprachfamilien hervorzuheben, Gemeinschaft aller, im Sinn einer Ursprache, werden sie nimmermehr darthun.

Von der Sucht allgemeiner Sprachvergleichung angesteckt ist auch eine

E b e n d a s e l b s t

bey Müller 1826 gedruckte Schrift: de optima latini lexic condendi ratione disputat E. Kärcher, lycei carolsruhensis professor. 47 S. in 8. und wolle der Himmel nicht, daß der Stoff sich auf ein lateinisches Schulwörter-

buch werfe oder auf eine Umarbeitung des Forcellini. Die Theorie der lateinischen Ableitungen und Zusammensetzungen ist noch so unzufriedigend behandelt und so vieler historischen Entwicklungen bedürftig, daß man diese unentbehrlichste Sprache am allerwenigsten zur Grundlage eines unreifen linguistischen Systems gebraucht sehen möchte. Der Verf. vorliegender Disputation glaubt, daß unsere lateinischen Wörterbücher fehlerhaft nicht genug den Geist, zu viel das Gedächtniß der Jugend üben (S. 5 *summa cum diligentia id agam, ut in tractando hocce studio puerorum magis ingenii quam memoriae facultates exercentur*); gerade so verspricht der Verf. der Syn-glossie von ihr sich einen Balsam für die Jugend, auf die sie von oben herabträufeln, ihr zwey Drittheile der gewöhnlichen Mühe ersparen werde (S. 22). Aber ist nicht das Gedächtniß die Kraft und Mühe, die der Jugendzeit Segen bringt, und fällt die Ausbildung des höheren Denkvermögens, zumal die Erweckung etymologischer Gaben nicht lieber in reifere Jahre? Beispiele, deren sich Herr Kärcher zur Erläuterung seiner Ansichten bedient, zeigen hinlänglich, daß er, von Latein und Griechisch ausgehend, in seiner deutschen Sprache selbst nicht zu Hause ist, und zu weiteren Schritten auf der schlüpfrigen Bahn allgemeiner Vergleichen noch wenige Vorrüstungen gemacht hat. Desto leichter wird es ihm werden, in den engen, sicheren Pfad der Wahrheit noch zur rechten Zeit besonnen umzulenken.

B e r l i n.

Cajus Julius Cäsar. Aus den Quellen, von Dr. Schll, K. Baierschem Professor. 1826. 190 S. in 8.

Eine wohlgerathene Monographie, welche wir als die Vorbotin größerer Arbeiten ansehen. Wer das Leben von Cäsar ausführlich behandeln wollte, kann die gleichzeitige Geschichte Roms, wie es Middleton mit dem Leben Ciceros that, daraus machen. Dieß war aber nicht der Zweck des Verfassers. Er wollte eine zwar kurze, aber unmittelbar aus den Quellen geschöpfte, und critische Biographie Cäsars geben. Nach diesem Maassstabe gemessen, werden die Leser ihre Erwartungen nicht getäuscht finden. Die Quellen sind stets nachgewiesen, und wir vermiffen darunter keine, welche dem Verfasser Stoff darbieten konnte. In einer Einleitung gibt er zuerst einen Ueberblick der Römischen Geschichte seit den Gracchen. Die Biographie selbst zerfällt alsdann in fünf Abschnitte oder Bücher. Nachdem er in den ersten die Jugendjahre Cäsars, so weit es die Armuth der Nachrichten gestattet, bis auf die Zeit wo Cäsar auf dem öffentlichen Schauplatz erscheint, um ihn nicht wieder zu verlassen, erörtert hat; geht er in der Folge nach den einzelnen Jahren; wodurch allerdings die chronologische Uebersicht klar erhalten wird. Das zweyte Buch ist dem gallischen Kriege, das dritte und vierte dem Bürgerkriege; das fünfte den letzten Schicksalen Cäsars gewidmet. — Der Ton der Erzählung ist einfach, und der Würde der Geschichte angemessen. Als die einzige uns aufgestoßene Unrichtigkeit bemerken wir, daß die Pompeja, Cäsars Gemahlin, von der er sich trennte, nicht wie es S. 38 heißt, eine Tochter des Pompejus (nämlich des großen Pompejus) sondern des Quintus Pompejus war.

Sn.

St t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

135. Stück.

Den 25. August 1827.

L e i p z i g.

Ben F. A. Brockhaus: Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Erster Theil. Mit zwey Tabellen. XXIV und 320 S. in 8.

Der Verf. hebt also in seiner Vorrede an: Wer eine bedeutende historische Arbeit übernehmen will, muß vor Allem folgende Fragen an sich richten: Ist der Gegenstand von Wichtigkeit und allgemeinem Interesse; sind nicht bereits historisch begründete Darstellungen vorhanden; kann man mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß in späterer Zeit noch sehr wichtige, die bermalige Ansicht gänzlich verändernde Quellen erscheinen werden? Ueber die Beantwortung der ersten Frage kann kein Zweifel obwalten; was die andern betrifft, so sagt unser Verf., daß die bisherigen Versuche nicht erkennen ließen, welche Quellen, wie weit, und mit welcher Critik sie

benutzt worden, dagegen sänden sich in allen die oberflächlichste Prüfung, die auffallendsten Irrthümer, ja offenbar vom Parteygeiste vorsätzlich eingeschaltete Unrichtigkeiten, also daß man ohne Uebertreibung sagen könne, daß fast in keiner dieser Compilationen auch nur ein Ereigniß von Bedeutung so dargestellt sey, wie es sich aus der Vergleichung sämmtlicher echter Quellen ergebe. Die Wahrheit dieser Behauptung werde dem Leser jedes Kapitel des vorliegenden Werks beweisen, wenn er die Vergleichung anstellen wolle. Allen diesen Schriftstellern, heißt es ferner (S. VII), fehlt das Wichtigste zur klaren Darstellung der beschriebenen Ereignisse, nämlich die Entwicklung der Grundidee, welche sie alle erzeugte; ohne diese aber ist weder Folge noch Zusammenhang, ja in vielen Fällen für Menschenkenner kaum der Anschein von Möglichkeit in die Erzählung zu bringen. Sie wird ein Gemenge unbegreiflicher Ursachen und der widersprechendsten Wirkungen, welches mit dem stärksten Naturgesetze unvereinbar ist.

Die Geschichte, heißt es ferner (VIII), seit mehr denn vierzig Jahren zerfällt in zwey Hauptabschnitte. Die erste beginnt mit der Erscheinung des Lehrgebäudes der neuen Philosophie in Frankreich, und erstreckt sich bis zu dem Zeitpunkte der gänzlichen Entwicklung aller völlig unbeschränkten Wirkungen der Lehre in diesem Lande, nämlich bis zu dem Sturze der Regierung, welcher Robespierre vorstand. Alles Befehlliche, was die neue Philosophie bisher zu ändern vermochte, war zu der Zeit, als Robespierre fiel, bereits in Frankreich verändert worden, und diese Neuerungen hatten den Grund zu allen spätern Folgen der Lehre gelegt; wer erstere und ihre Veranlassung voll-

ständig kennt, wird die Lehren so natürlich als leicht erklärbar finden. Jene Wirkungen der neuen Grundsätze erschienen indeß oft, wenigstens für den Augenblick, sehr unselig; besonders konnten im letzten Jahre dieser Periode selbst die kühnsten Philosophen kaum mehr die frühere allgemeine Behauptung wagen, daß nur nach ihrem System, nur auf dem Wege, den sie vorzeichneten, das Glück der Völker zu erreichen sey. Das Wohl des Volks ist das höchste Gesetz, war aber das Fundament der neuen Lehre; die Anwendung des großen Satzes hatte nicht allein fast alle bis dahin bestandenen Staatseinrichtungen vernichtet; sondern auch die früheren Begriffe von Recht und Unrecht, selbst von Ehre und Schande waren dadurch gänzlich verändert worden. Dieser Grundsatz als Zweck heiligte, bis gegen Ende der angegebenen Periode, in den Augen der siegreichen Philosophen jedes Mittel, brachte Handlungen Ruhm und Lohn, die man bey den früheren Begriffen nie zu gestehen wagen durfte.

Was die Hinlänglichkeit der Quellen anbelangt, so sagt der Verfasser (IX): daß eben aus den angeführten Gründen so häufig Selbstgeständnisse aller Art und von solcher Wichtigkeit erschienen wären, daß unstreitig die Geschichte keiner Zeit Aehnliches aufzuweisen habe. Was man zuvor verhüllte, ward offenkundig als ruhmrediges Selbstgeständniß mitgetheilt, auch die amtlichen Verhandlungen wurden mit einer Deffentlichkeit in diesem ersten Zeitabschnitte bekannt gemacht, daß man aus Amtsarhiven gewiß wenig Neues erhalten würde; selbst von den späterhin noch etwa erscheinenden Denkwürdigkeiten Einzelner möchte Wenig, Nichts,

was auf das Ganze der Geschichte Einfluß hätte, zu erwarten seyn, auch kaum von den Freunden des königlichen Hauses, Anhängern oder Segnern der neuen Lehre. Dem Einwurfe aber, daß so früh nach der großen Begebenheit und von einem Ausländer die Geschichtsschreibung unternommen werde, begegnet er, mit Rücksicht auf das bereits Angeführte, wie folgt: der Ton der Zeit lasse sich noch fühlen, die so starke, oft Manches allein erklärende Empfindung, welche durch Studium und Nachdenken meist nie zu ersetzen sey, könne daher wiedergegeben werden; was aber den andern Einwand betrifft, so hält er dafür, daß ja auch andere Geschichten von Ausländern seyen geschrieben worden, ohne daß sich darin mindere Zuverlässigkeit bemerken lasse, als in den von Inländern geschriebenen, besonders wenn, wie hier, ein bestimmter und kurzer Abschnitt der Geschichte eines Volks den Gegenstand ausmache; diesem kann noch hinzugefügt werden, daß die Quellen Jedem, den Fremden wie den Einheimischen, gleich zugänglich sind, und daß sie so reichlich fließen. Indeß (heißt es Seite X) Vieles bleibt dennoch ungewiß und in Dunkel gehüllt, denn selbst nur Schein völliger Klarheit kann allein dem Romane, nie aber wirklicher Geschichte von einiger Ausdehnung gegeben werden.

Ueber die Art der Benutzung der Quellen wird alsdann weiter in der Vorrede gesprochen, und die Geschichte selbst gibt die Belege, mit welchem großen Fleiße und Scharfsinne, mit welcher Gewissenhaftigkeit und Critik diese benutzt worden sind, in einem Maße, wie es zu den seltensten Erscheinungen in den geschichtlichen Werken gehört: jeder einigermaßen un-

terrichtete Leser wird gewiß diesem Urtheile beystimmen. Der Schluß der Vorrede lautet wie folgt: den Verfasser beseelet die Hoffnung, man werde seine Arbeit jederzeit als den ersten, wenn auch noch so unvollkommenen Versuch betrachten, wodurch die Geschichte einer der einflußreichsten Weltbegebenheiten wirklich und treu begründet worden ist. Errichten größere Talente einst neue Gebäude, so erleichtere er ihnen das mühsame Werk.

Wir haben so lange bey der Vorrede verweilt, um den Leser in den Stand zu setzen, über den Geist und die Absicht des Verfassers selbst ein Urtheil zu fällen; das Angeführte mag hinreichen zu diesem Zweck. Es ist sein Unternehmen ein großes zu nennen, er will den besten Theil seines Lebens daran wenden, die Ausföhrung, so weit sie im vorliegenden ersten Bande reicht, zeugt von seiner Tüchtigkeit zu diesem Zwecke; wir sind ganz damit einverstanden, daß kein Werk vorhanden ist, welches eine so gründliche Belehrung über den Zustand Frankreichs bey dem Ableben Ludwigs XV. im Jahr 1774, über die Fortsetzung der Beschreibung desselben seit dem Regierungs-Antritte Ludwigs XVI., über dessen Minister, die von ihnen und dem Könige befolgten Maßregeln enthalte; fortgesetzt aber wird die Geschichte in diesem ersten Theile bis zur Entlassung Neckers und zu dem Tode des Grafen Maurepas im J. 1781.

Ueber diese drey letzten Abschnitte, womit der erste Band schließt, haben wir Nichts hinzuzufügen, als Jedem das sorgfältige Studium derselben zu empfehlen, Jedem, dem es irgend Ernst ist, den Zustand vor der Umwälzung der Dinge in Frankreich kennen zu lernen. Nicht

nur werden die irrigen Vorstellungen von dem heillosen und unerhörten Mißbrauche der königlichen Macht und den unerhörten Bedrückungen durch Adel und Geistlichkeit verschwinden, oder auf das rechte Maas zurückgeführt werden, wodurch Viele, schlecht unterrichtet, den Ausbruch der Umwälzung eben in diesem Lande erklären und rechtfertigen wollten, da der Zustand doch gar nicht sehr abweichend von dem in den meisten andern Ländern war, ja in mancher Hinsicht besser; sondern es werden auch Die, welche längst darüber sich eines Bessern belehrt hatten, die genauen Untersuchungen, die mit so vielem Scharfsinne und Critik verfolgt werden, sich zur größten Belehrung dienen lassen. Hier ist Nichts weiter hinzuzufügen, als der Wunsch, daß man sich durch das Lesen des Werks darüber genau unterrichte, da ähnliche Forschungen nicht vorhanden sind. Wir unseres Theils aber wollen wünschen, daß dieß fleißigst geschehe, nähren jedoch geringe Hoffnung, da die bereits besser Unterrichteten es zwar nicht unterlassen werden, die Andern aber, die leidenschaftlichen Anhänger der Umwälzung, nicht zu bekehren sind und längst ihr Urtheil gefällt haben, wovon sie auch die gründlichste Ausführung nicht abbringt, indem sie vielmehr stets die Entschuldigung bereit halten, der Mißbrauch hebe den Gebrauch nicht auf, Andere aber von der Gegenpartey mit Ekel und Abscheu von den Gräueln sich abwenden. Die Zeit wird ihre Gewalt indeß üben, die Zeit wird kommen und mit ihr, wenn mehr die Leidenschaften schweigen, die vermehrte Zahl der Berhrer und Leser dieses Buchs.

Der erste Abschnitt, welcher die entferntern oder nähern Ursachen der gewaltigen Umwälzung

der Dinge gewährt, scheint aber noch einige besondere Bemerkungen zu fordern. Dieser erste Abschnitt hebt also an:

Indem die Natur in die Seele eines jeden Menschen die moralischen Erhaltungsprincipe des Geschlechts legte, das Gefühl für Recht und Wohlwollen, gab sie ihm zugleich die geistige Kraft, zur Unterstützung jenes Gefühls gegen den Andrang der Leidenschaften, den Willen und die Kraft Vieler, Wenigen oder einem Einzelnen zu unterwerfen. Keine Religion hat je das Unrecht als Recht zu empfehlen gewagt, der grausamste Tyrann muß doch wenigstens unter den Werkzeugen seiner Schandthaten die Anarchie zu vermeiden suchen. Während der langen Herrschaft der alten Götter sehen wir durchgängig große Strenge der äußern Gewalt zur Erhaltung der Untermüßigkeit und des Rechts in der abhängigen Menge. In den alten Bürger-Aristokratien genoß kaum ein Zwanzigstel der Menschen die Freyheit von den eignen Kräften nach eigenem Willen zu eigenem Vortheile Gebrauch zu machen, und selbst die Freyen konnten nur durch die grausamsten Strafen und Entdeckungsmittel von Verbrechen und Unrecht zurückgeschreckt werden.

Die Göttlichkeit (Seite 5) der christlichen Religion beweist sich wohl am überzeugendsten aus dem Wege, den sie zu Erhaltung ihres großen irdischen Zwecks wählte. Es sind weniger Strafen und Belohnungen, die uns auf der Bahn des Rechts und des Guten erhalten sollen, als die Ueberzeugung von dem allgemeinen Nutzen, von der unumgänglichen Nothwendigkeit des Rechts und des Wohlwollens, welche sie durch die einfachsten, begreiflichsten

Säße, dem Höchsten wie dem Gemeinsten, dem Gelehrtesten wie dem Unwissendsten mit allem Reiz und mit aller Gewalt der Wahrheit einzulösen weiß. Wie sie das göttliche Gesetz, das gleich einem Instinct in der Seele des Menschen liegt, über alles Menschenwerk erhebt, zeigt sie zugleich den einzigen unfehlbaren Weg, auf welchem der Mensch ohne Zwang und äußere Hülfe den Irrthum bekämpfen, die Leidenschaft unterdrücken und damit, allein durch sich selbst, zu dem höchsten Grade der Freyheit und des Glücks gelangen kann, dessen die menschliche Natur fähig ist. Die Gegner selbst müssen die auffallende Erscheinung anstaunen, welche in dem Zeitraume verhältnißmäßig weniger Jahrhunderte alle äußeren Verhältnisse ihrer Befenner verändert hat. Die Mittel zur Selbstüberwindung verbreitete die christliche Religion bis in die untersten Ordnungen, was Allen nach und nach die Fähigkeit zu einem gleichen Grade der Freyheit gab. Freye Bürger oder vielmehr freye Herrscher hatten die Alten; nie aber hat ihr kühnster Philosoph an die Möglichkeit geglaubt, daß auch alle Sklaven frey seyn könnten. Die Gewalt erhielt, mit Hülfe der neuen Religion, Mittel, Recht und Ordnung unter der rohen Menge auf eine sanftere Weise zu erhalten als zuvor unter den Freyen möglich war, während die Mehrzahl nur durch große Grausamkeit und die Entziehung alles freyen Willens damals gebändigt werden konnte.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 25. August 1827.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. u. s. w.

Aber auch das Göttlichste dem Menschen gegeben unterliegt dem Mißbrauche, Priesterlist und Priestergewalt verdunkelten die hehre Wahrheit, da aber erfolgte die Erfindung der Buchdruckerey und die Reformation der Kirche. Wenn die unendlichen Streitigkeiten der ersten christlichen Kirche über die Auslegung der Glaubenslehren ein allgemeines geistliches Oberhaupt fast unumgänglich nothwendig gemacht und auch erzeugt hatten, so entstanden unter den Protestanten im Augenblicke der Trennung auch dieselben Uebel, welchen die päpstliche Gewalt war entgegengesetzt worden. Secten entstanden, mehrere Länder hatten ihre eigenen Secten, und in jedem gab es wieder mehrere untergeordnete; endlich (heißt es) sey eine zahlreiche Parthey in England auf den Gedanken gekommen, jeder

einzelne Christ, als allen andern vor Gott gleich, habe das Recht, die christlichen Grundlehren nach eigener Ueberzeugung auszulegen. Der heftige Streit zwischen den Anhängern dieser Meinung und den Bischöfen, welche eine geregelte allgemeine Form der Gottesverehrung erhalten wollten, führte zu dem Bürgerkriege, der mit dem Untergange der Bischöfe und ihres Beschützers Karls I. endigte. Das zerrüttete Reich kam indes bald nachher auf friedlichem Wege wieder an sein angestammtes Herrscherhaus, und es gelang der weltlichen Gewalt, wie auch in andern protestantischen Ländern, was die Erhaltung der einmal angenommenen Lehren und Formen betraf, an die Stelle des vormaligen geistlichen Oberhauptes zu treten, man fand, nebst der Duldung aller andern Meinungen, Mittel, die Ruhe ohne niederbeugende Strenge zu behaupten. Während der Unruhen unter Karl I. machte dessen Anhänger Thomas Hobbes seine Lehre bekannt, die zur Rettung seines königlichen Freundes dienen sollte, die aber mit geringer Veränderung auch gegen die königliche Gewalt benützt werden konnte. Darauf folgte Voltaire's Kampf gegen die positive Religion vorzüglich gegen die christliche, weshalb er sich auch einst *christmoque* unterzeichnete, dann werden die Lehren Montesquieu's, Rousseau's, der Dekonomen, des Vereins der Religionspötker mit den Politikern, welche alle herkömmliche Gewalt verwarfen und ihr neues Staatsrecht als das höchste Gesetz empfahlen, erwähnt, ihre Lehren mit großem Scharfsinne entwickelt, und sie eben als die Urheber des Umsturzes des Ganzen dargestellt.

Der Referent glaubt, daß in dieser Vorgesichte wesentliche Lücken sind, die ausgefüllt

werden müssen: er hält dafür, daß die französische Philosophaster, deren Schuld er nichts weniger als zu mildern oder zu beschönigen beabsichtigt, allein nie vermocht hätten diese Umwälzung hervorzubringen, wie groß man ihren Einfluß auch annehmen möge, wenn nicht im Volke selbst Etwas gelegen hätte, welches ihre Bemühungen unterstützte, oder dasselbe empfänglich für ihre Lehre machte. Wir meinen die Ursachen nicht, welche aus dem Mangel der Kraft der Regierung, des Königs, den Verhältnissen seines Hofes, seiner Familie, seiner Ráthe, die ihm, als das Gewitter ausbrach, beystehen sollten, hervorgingen; denn das Alles gehört der spätern Zeit an, es entschied lediglich über das Gelingen oder Mißlingen; das Alles wird der Verfasser, wie er bereits in den letzten Abschnitten angefangen, auf das Vortrefflichste ausführen: wir meinen eine frühere Zeit.

Sollten nicht allein die nähern und nächsten Ursachen der Umwälzung der Dinge in Frankreich erwähnt und entwickelt werden, wollte der Verfasser zur Erklärung unserer neuen politischen und kirchlichen Verhältnisse bis auf die Entstehung der christlichen Religion zurückgehen; so durften, nach unserm Dafürhalten, die Mittelglieder nicht übersprungen werden, welche zwischen dem Entstehen jener Lehre, dem Aufkommen der päpstlichen Gewalt, zwischen dieser und der Reformation liegen, und eben so wenig die, welche von der letztern bis zum Ausbruche der Umwälzung der Dinge in Frankreich hinreichen, da sie so bedeutende Veränderungen in Kirche und Staat veranlaßten.

Wenn der Einfluß der christlichen Lehre von unserm Verfasser auf das herrlichste dargestellt wird, wenn er darin, und mit Recht, den we-

sentlichsten Unterschied zwischen der alten und neuen Welt findet, und zu ihren großen Wirkungen auch die allmähliche Verschwindung der persönlichen Slaverey rechnet, die allerdings einen zweyten wesentlichen Unterschied zwischen den alten und neuen Völkern ausmacht; so möchten wir doch bezweifeln, daß letztere in der ursprünglichen christlichen Lehre begründet sey. Daß die Aufhebung der Slaverey aus der Art wie man später die Lehre Christi deutete, und aus andern gleichzeitig eintretenden Ursachen hervorging, bezweifelt Niemand; aber Christus gebietet Gehorsam gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit, und seine Apostel lehren, der Knecht sey unterthan seinem Herrn. In dieser Abhängigkeit ward keine Aenderung beabsichtigt, aber die Bergpredigt sollte für Könige und Unterthanen, Herren und Slaven, Arme wie Reiche gelten. Die Macht blieb unberührt, wie man sich ihrer bedienen sollte, ward allein vorgeschrieben.

Die Geistlichen gaben nachher dem Gebote, daß sich Christen als Brüder lieben sollten, eine weitere Ausdehnung; die veränderte Art des Kriegsführens, das Emporkommen der freyen Städte haben unter den Herren wie unter der unterworfenen Menge andere Vorstellungen in Umlauf gebracht, und nebst andern Ursachen, die sich hinzugesellten, die Abschaffung des Menschenhandels, dann der Slaverey, endlich der Hörigkeit und Leibeigenschaft herbeygeführt. Ohne das Zuthun irgend einer philosophischen Schule ward unter der christlichen Gleichheit Verschiedenes zu verschiedenen Zeiten begriffen. Kezer, wie die Waldenser und Wiedertäufer, übertrugen die christliche Gleichheit auch theilweise auf das Privateigenthum, welches die französische

schen Philosophen unangetastet ließen. Waren die kleinen und gemeinen Freyen meist durch die Macht der großen Lehnsherrn ihnen als Leibeigene und Hörige unterworfen worden; so erhob sich dagegen späterhin ein neuer freyer dritter Stand in den Städten und bot den Gedrückten Schutz hinter ihren Wällen, Gräben und Mauern an. Bald aber entstand in den Städten selbst — in Deutschland vornehmlich während des vierzehnten Jahrhunderts — ein Kampf zwischen den herrschenden städtischen Geschlechtern und den untergeordneten Zunftgenossen, ohne Theilnahme der Priester und der Philosophen. Ähnliches zeigt sich gleichfalls in allen freyen Städten des germanischen Europa's. Die Bauernkriege endlich, die wir seit demselben Jahrhunderte ausbrechen sehen, obwohl sie nicht zu einem solchen Ende führten, als der Kampf für städtische Freyheit nach Außen und im Innern, dürfen nicht übersehen werden, sie entstanden zuerst ohne Beymischung des Religiösen; vielleicht hat die spätere Erscheinung in Deutschland die evangelische Gleichheit, die Gleichheit Aller durch Christi Erlösung, nur zum Vorwande gedient. Die Empörungen der Menge wurden seltener, die Gewalt hielt Unfreye und Halbfreye darnieder ohne den Wunsch nach einem bessern Zustande bey ihnen zu unterdrücken.

Mit dem Verfall des Ansehens und der Macht der Grund- und Lehnherren, mit dem Emporkommen der monarchischen Gewalt wurden sie, sowohl als die Städte und die gemeinen Landleute ihr mehr unterworfen, über Alle ging allmählich des Landesherrn Macht. Bald entstand im Großen, was im Innern der Städte sich gezeigt hatte, die angesehenern Gemeinfreyen,

die man nun Bürgerliche zu nennen anfing, wollten die Vorrechte, die dem Adel geblieben waren, so wenig dulden, als die Zunftgenossen sie den herrschenden Geschlechtern in den Städten hatten überlassen wollen. Die angesehenern und an Reichthum und Kenntnissen mächtigen Bürgerlichen fühlten ihre Kraft, und fanden sich nach ihrer Meinung vielfach zurück gesetzt; der zugestandene gelehrte Adel, ward der ihm bewilligten Vorzüge nachher wieder beraubt, und dieser höhere Bürgerstand erhielt fast nirgends die Stellung, die man ihm in England anwies. Die gemeinen Landleute selbst waren in andere Verhältnisse gerathen; durch das Emporkommen der monarchischen Gewalt, die veränderte Art den Krieg zu führen, wurden sie mehr und mehr zu Leuten des Königs erhoben; die Gutsherren forderten bald nur Gefälle und Abgaben von ihren Gutsleuten, konnten ihnen aber nicht, wie in älterer Zeit, gegen den Druck allgemeiner Lasten und gegen den Zwang zum Kriegsdienste Schutz gewähren: das ganze alte Verhältniß war in seinen Grundfesten zerstört.

Zugegeben, daß das Emporkommen der päpstlichen Macht zur Zeit ihrer Entstehung und Ausbildung ein Glück zu nennen war, um dem Blutvergießen über kaum begreifliche Sätze ein Ende zu machen, die Rohheit zu bändigen, und die göttliche Lehre, obwohl entstellt, über den größten Theil von Europa zu verbreiten; so bildete sich doch auch früh ein Widerstand gegen den Mißbrauch dieser überlegenen Macht (um mit unserm Verfasser zu reden) welches endlich zur Reformation führte. Aber Luthern so wenig, als einem seiner Vorgänger oder Nachfolger würde es gelungen seyn, eine so wohl begründete und in sich verbundene Macht zu er-

schüttern, wären sie etwas anders gewesen, als Dollmetscher der bey den Völkern herrschenden Gesinnungen, wären sie nicht von ihnen unterstützt worden, und hätte der Mißbrauch nicht so laut zu Allen gesprochen und so handgreiflich sich gezeigt.

Die überlegene Gewalt geht aus den Bedürfnissen, der Macht von der einen Seite, der Abhängigkeit von der andern hervor, die Gewohnheit heiligt sie, so wie die Fortdauer des Bedürfnisses einer solchen; aber der Mißbrauch derselben hat sie, ohne die bekannten Schulfragen zu berühren, und lediglich die Geschichte vor Augen behaltend, hier früher, dort später erschüttert oder zerstört. Wahrhaft gebildete Völker werden die Nothwendigkeit einer höchsten Gewalt durch den Verstand begreifen, welche sie gegen die Leidenschaften und die Uebermacht Anderer schützen soll, sie werden die Anarchie fürchten, wo die Menge der Menge Tyrann wird, sie werden den Empörungen abgeneigter seyn, als weniger gebildete, weil sie wohl erkennen, daß der Aufstand das gefährlichste Mittel sey, indem, um das empfundene Uebel zu entfernen, man durch einen rechtlosen Zustand, den der Anarchie, hindurch muß, und weil man auf das ungewisseste Spiel sich einläßt. Sie werden Mängel und Fehler der Regierungen geduldiger tragen, weil sie wohl wissen, wie Fehler und Mißgriffe unzertrennlich von der menschlichen Natur sind; sie werden mit Freyheit sich unterwerfen, während rohe Völker mit Gewalt im Gehorsam gehalten werden müssen. Jene Ueberzeugung aber ist die festeste Stütze aller Gewalt.

Allein den gebildeteren Völkern kann es auch nicht verwehrt werden, über ihre politischen

Verhältnisse nachzudenken, da sie deren Einfluß auf ihr Wohl und Weh leicht erkennen. Kann man den Grundsatz: das Wohl des Volks sey das höchste Gesetz, wie abscheulich er auch den Bösen zum Vorwande gedient hat, als einen neuen Grundsatz der französischen Irrlehrer betrachten, ist er nicht in alter Sprache aus alter Zeit zu uns gekommen?

Bei einem Ueberblicke der Veränderungen, die von der Reformation auf das Politische hinübergingen, ist das Ueberspringen von so Manchem nicht zu rechtfertigen, welches zwischen dem Ursprunge der Reformation und den Schicksalen der Stuarts liegt. Ist es zu rechtfertigen des Aufstandes der Niederlande und der Lehren Hugo Grotius und Anderer nicht zu gedenken? Es lauft ein Faden durch die politischen Verhältnisse unserer neuern Staaten hindurch. Der Köhlerglaube aber ist seit der Reformation doch nicht wieder allgemein herzustellen.

Wir halten dafür, es sey nicht mit Recht zu behaupten, daß den sogenannten französischen Philosophen die Schuld allein beygemessen wird, wir halten es in practischer Beziehung zugleich für sehr bedenklich, und in dem Munde eines so geistreichen, beredten und tüchtigen Mannes, wie unser Verfasser unbezweifelt ist, für doppelt bedenklich. Die Machthaber können sich alsdann nur zu leicht darüber beruhigen, wenn sie das Mangelhafte und nicht mehr Unzugesessene in den öffentlichen Verhältnissen unbeachtet lassen, und nicht verbessern, was auf rechtllichem und friedlichem Wege zu ändern und zu bessern stand. Sind nicht Einige bereits dahin gelangt, alle wirklich eingetretenen Verbesserungen gänzlich wieder zu unterdrücken, die

überlegene Gewalt nur unumschränkt aufrecht zu erhalten, und sie dazu allein zu benutzen, um das Volk darnieder zu beugen, es wieder zum Alten, es sey gut oder böß, zurückzuführen, und mit Hülfe der freres ignorantins, oder mit Hülfe der Jesuiten, durch allgemein zu verbreitende Einfalt und Dummheit, oder vermittelst der List die Menge in Ordnung zu halten: während doch die Dummheit nur die Empörungen erleichtert, und die List der Schlauesten sich auch zuweilen gegen ihre Beschützer gewandt hat. Sollte man von dieser Lehre, die Gelehrten seyen die Urheber alles Uebels, die verderblichen Folgen nicht auch bey manchen Kleinern Fürsten schon finden, die von ihrer souverainen Gewalt aus eigener Neigung, oder auf den Rath ihrer Minister einen solchen Gebrauch machen, um die Freyheit der Untersuchung darnieder zu halten?

Die Lehren der französischen Philosophen finden wir mit dem Verfasser in den meisten Puncten gleich verdammlich; wir leugnen nicht den fürchterlichen Einfluß derselben, wir tadeln nur, daß man ihnen allein eine Wirkung beymißt, wozu sie die Macht nicht hatten. Eine Lehre, die unter anderm weniger Verderblichem, alle edlen Gefühle im Menschen, die Ahnung einer übersinnlichen Welt, die moralische Gesinnung mit Füßen tritt, eine Lehre, welche die Religion, die diesen zur Stütze dient, mit allen Waffen des Witzes und Spottes verfolgt, sie für Aberglauben ausgibt, einen rohen Materialismus und groben Eigennuß predigt, welchem zufolge im Staate durch Druck und Gegendruck Alles geordnet werden soll; die alles Bestehende, zufolge der Gebote dessen, was sie für Vernunft ausgibt, sofort umgestoßen wissen

will: das freylich ist eine der verderblichsten Lehren, die je von Vernunft = Rasenden ist vortragen worden. Sie zu bekämpfen und zu zerstören war Pflicht; es ist zu bedauern, daß die Mittel in Frankreich fehlten. Doch sie, die Anhänger derselben, haben deren Wichtigkeit und Verwerflichkeit, als sie zur Macht gelangt waren, in der Wirklichkeit, freylich nach unaussprechlichem Elende und Blutvergießen, sattfam der Welt dargelegt, indem sie Zustände herbeiführten, von welchen jeder Unverdorbene mit Ekel und Abscheu sich abwendet; sie haben eine Furcht verbreitet, welche die Regierungen, auch bey noch so dringenden Veränderungen scheu macht. Gleichwohl lebten und leben Wünsche in den Völkern fort und fort, die auch auf Verbesserungen hingehen, ganz unabhängig von jenen Lehren; und das darf nicht unbeachtet bleiben.

Jene verderblichen Grundsätze waren selbst in Frankreich gewiß nur von einem verhältnißmäßig kleinen Theile in dem Lande angenommen, und doch waren Millionen den ersten Beschlüssen der Nationalversammlung geneigt. Außerhalb Frankreich war die Lehre noch weniger gekannt und verbreitet, etwa die Verspottung aller Religion und der christlichen insbesondere ausgenommen, die bey einigen Großen, die französisch lallten, Beyfall fand, da sie sich somit von allen Schranken, welche sie ihnen setzte, befreyt fanden. In Deutschland hat etwa der falsch aufgefaßte Rousseau, in England der anders als in Frankreich verstandene Montesquieu einigen, jedoch unbedeutenden Einfluß gewonnen. Aber ward nicht bey uns, wie in andern Ländern, von Solchen, die nie etwas von diesen verderblichen Lehren gehört hatten, ja von als

len Ordnungen den ersten Beschlüssen der Nationalversammlung Beyfall zugejauchzt? Wir wissen nichts von unsers Verfassers Person, ist er aber so alt als der Ref., so wird er sich dieses Jubels noch wohl erinnern, des Jubels auch der unbescholtensten Männer, die aber nicht hinter den Vorhang gesehen hatten, und die bey den ersten Gräueln ein Auge zudrückten und hoffnungsvoll mit dem andern in die Zukunft sahen. Wie wenig ward Burke, der von Anfang an tiefer schaute, zuerst auch von den Bessern verstanden, wie wenig wird er es hier und da noch? Gefielen nicht die ersten Beschlüsse allgemein, wodurch man verfassungsmäßige Schranken gegen den Mißbrauch der höchsten Gewalt glaubte gefunden zu haben, die Beschlüsse, welche allen Religionen Duldung, dem höhern Bürgerstande eine Gleichstellung mit dem Adel, überall die Aufhebung eines erblichen Unterschiedes der Stände zusicherten, Jedem aber eine freye Bahn für seine Thätigkeit eröffneten, die den Bauer endlich von manchen auf ihm und seinen Grundstücken ruhenden Lasten und von jedem Ueberbleibsel der Leibeigenschaft befreuten?

In wiefern die von unserm Verfasser gewählte Ansicht etwa in der Folge seines Werks einen nachtheiligen Einfluß haben könne, läßt sich nicht mit Gewißheit voraussagen; es ist Wenig zu besorgen bey den Beweisen, die er übrigens von seiner großen Wahrheitsliebe, seiner critischen und sorgfältigen Benutzung der Quellen auch bereits in diesem ersten Theile gegeben hat; doch wird sie schwerlich ohne Einfluß bleiben, wir berufen uns auf seine eigenen Aeußerungen in der Vorrede. Bey der Darstellung der verderblichen Grundsätze der verschiedenen Irrlehrer wußten wir Nichts hinzuzufügen, als daß die Lehre

der Physiocraten oder Oekonomisten, wie sie, nicht lediglich auf den Volkswohlstand beschränkt, sondern auf das bürgerliche Gemeinwesen überhaupt durch Turgot, Mercier de la Riviere u. A. ausgedehnt, nicht ganz in ihrem Umfange dargestellt worden ist; sie ist ein seltsames Gemisch angeblicher Vernunftsätze mit dem größten Materialismus und Egoismus vereint. Die übrige Geschichtserörterung des Zustandes vor der Revolution, der darin handelnden Personen, bis zur Verabschiedung des hochheiteln Neckers können wir nur dem Leser zum Nachdenken empfehlen, wir verbinden aber mit dieser Anzeige unsere Wünsche, daß der Verfasser Muth und Kraft behalten, daß ihm jede Gunst des Schicksals sonst werden möge, die zur Ausführung eines so großen Unternehmens erforderlich sind.

G. G—s.

P a r i s.

Bey Emery ist von denen im 204. St. dieser Blätter des vorigen Jahrs angezeigten: Mémoires autographes de Mr. le Prince de Montbarey ein dritter und letzter Band von 364 S. 1827 erschienen, der aber die gehegten Erwartungen wenig erfüllt. Er fängt mit der nachgesuchten und erhaltenen Entlassung des Pfs. als Kriegsminister an: und obgleich er im besten Vernehmen mit dem Könige und Hofe blieb, so verlor er doch durch diese Veränderung seiner Stellung und durch den bald darauf erfolgten Tod des Grafen von Maurepas die Mittel solche Kenntnisse von dem was im Innern des Hofes und der Staatsverwaltung vorging, zu erhalten, deren Aufzeichnung seinen Denkwürdigkeiten ferner ein besonderes Interesse geben könnte. Die

Erzählung beschäftigt sich fast ausschließlich mit persönlichen und Familien-Angelegenheiten. Die Urtheile über die großen Ereignisse der Zeit bleiben denen in den ersten Bänden enthaltenen ähnlich und getreu. Es zeigt sich darin gleiches gesundes treffendes Urtheil, aber sie sind höchst beschränkt und einseitig: gleiche Vorurtheile und durchscheinende Neigungen. Um der Vollständigkeit der Anzeige willen, wird hier das wenige Bemerkenswerthe mitgetheilt.

Der Verf. hatte dem Könige Vorschläge zu Ersparungen übergeben, ohne sie dem Grafen Maurepas mitzutheilen, der bey immer zunehmender Schwäche des Characters dadurch nur in Verlegenheit gesetzt wäre. Der König hatte versprochen den Aufsatz Niemand zu zeigen, und hielt Wort. Aber an seinem Hofe entging nichts der Scharfsichtigen Intrigue. Es wird errathen, was nicht verrathen wird. Der Verf. sah, daß die angesehenen Personen, die bey der Plünderung der öffentlichen Gelder die er beschränken wollte, selbst gewannen, oder für ihre Schützlinge Vortheile zogen, ihn verdrängen würden, und wich lieber aus. Ein Billet des Königs an den Grafen Maurepas, welches dieser dem Verf., nachdem dieser seine Entlassung ausgewirkt hatte, zeigte, bewies, daß die Königin sich zum Werkzeuge der Intrigue gegen diesen wie gegen andere Minister hatte gebrauchen lassen. Der Vf. erzählt, daß Ludwig XVI. in seiner, des Vfs. Gegenwart zu dem Grafen M. gesagt habe: *que voulez vous? son esprit a un tel ascendant sur le mien, que je n'ai pu lui résister.*

Ueber die Veranlassungen der französischen Revolution urtheilt er, so wie es die in der Anzeige der ersten Bände bemerkten Aeußerungen erwarten ließen. Er kommt nochmals auf die

Gräfin von Pompadour zurück, deren Vater und Ehemann zu den Finanziers gehört haben, daher sie denn nur ihren und ihres Mannes Verwandten alle königlichen Gnadenbezeugungen zugewandt habe. Gleich darauf aber erzählt er selbst, daß sein eigener Schwestersohn der Graf von Scey, von einer der ersten Familien der Franche Comté, sein Glück am Hofe und in der Armee, der Frau von Pompadour verdankt habe, die ihm sogar gegen den Willen des Kriegsministers d'Argenson Gnadenbezeugungen ausgewirkt. (Damals war alles bloß Gnadenbezeugung: auch die Anstellung und Beförderung im Dienste.)

Bei der Herstellung der alten seit der Occupation der Franche Comté unter Ludwig XIV. supprimierten Stände dieser Provinz, welche der Berufung der États généraux im Jahre 1789 vorherging, betrieb der Verfasser die Ausführung des vom menschenfreundlichen Könige gehegten Wunsches, die drückenden Droits de main morte aufzuheben, sehr ernstlich, doch vergeblich. Eigennuß und Hochmuth trugen damals einen kurzen Sieg davon. Der Verf. stellt selbst den Zustand der Bauern in der Franche Comté als unerträglich dar: tadelt aber dennoch den Voltaire sehr bitter darüber, daß er von der Sache so viel Aufhebens gemacht.

Durch die Decrete der Nationalversammlung über die Rechte deutscher Fürsten im Elsaß gerieth der Verf. in Verlegenheiten, woraus er sich als ein Mann von Ehre zog. Als deutscher Fürst, und mit der erblichen Präfectur der zehn Reichsstädte im Elsaß von Ludwig XVI. beliehen, war er vermöge der im Friedensschlusse über die Abtretung des Elsaß an Ludwig XIV. bestätigten Rechtsverhältnisse verpflichtet, sich andern deutschen Fürsten anzuschließen. Er wandte

sich an den Reichstag zu Regensburg, jedoch nicht ohne die ganze Sache dem Könige Ludwig XVI. durch den Minister Gr. v. Montmorin vortragen zu lassen, von dem er aber — man kann es schon errathen — eine evasive Antwort erhielt. Der Vorfall ist in der großen Masse von Begebenheiten der Revolution unbedeutend: verdient aber doch bemerkt zu werden, als ein Beyspiel davon, wie die Vernachlässigung rechtlicher Bestimmungen in Friedensschlüssen, oft nach hundert und mehr Jahren noch Folgen hat, wodurch die Nachfolger derer leiden, die sich im Bewußtseyn der Macht über alles Recht wegsetzen zu können glaubten.

In der Revolution verlor der Verf. seinen einzigen Sohn auf dem Schafotte des Robespierre, sein ganzes Vermögen nebenher. Er begab sich nach Neufchatel, und als er von da in Gefolg des Baseler Friedens vertrieben ward, nach Constanz, wo er von der Unterstützung seiner Freunde leben mußte. Das Buch schließt mit dem Jahre 1795.

Ein Anhang enthält verschiedene abgerissene Bemerkungen. In einer wird der Prinz von Soubise wegen des Verlusts der Schlacht bey Rosbach gerechtfertigt und die Schuld dem kaiserlichen Generale beygemessen, unter dessen Befehlen das französische Hülfscorps gestanden.

B r e s l a u.

De statu et conditione paganorum sub imperatoribus christianis post Constantium, scripsit Samuel Theophilus Rüdiger Ph. Dr. 1825. 85 S. in 4.

Diese, sehr wohl geschriebene, Abhandlung ward von ihrem Verfasser zu der Erlangung der philosophischen Doctorwürde bey der hiesigen Facultät eingeschickt. Sie behandelt einen an sich sehr interessanten Gegenstand; und der durch die Art der Behandlung noch anziehender geworden ist. Der Verfasser zeigt nämlich darin nach chronologischer Ordnung, was durch die einzelnen Herrscher von Constantin d. Gr. bis zu den Söhnen und Nachfolgern von Theodosius d. Gr. zu der Unterdrückung des Heidenthums geschehen sey. Es geschieht dieß nicht bloß mit großer Belesenheit, sowohl in dem Cod. Theodosianus, den kirchlichen und politischen Geschichtschreibern der Zeit; sondern auch mit derjenigen Critik, welche besonders die kirchlichen Schriftsteller erforderten. Daß die Regierungen von Constantius, und besonders von Theodosius hier epochemachend sind, brauchen wir nicht zu erinnern; so wie es auch bekannt ist, wie die Städte Rom und Alexandrien die Hauptplätze des alten Cultus blieben. Es ist sehr anziehend, in einer solchen klaren und kritischen Darstellung zu sehen, wie von oben herab zu der Unterdrückung des Heidenthums gewirkt ward. Zugleich aber wird auch gezeigt, daß keineswegs Alles von oben herab geschah; sondern daß es die Wuth der Mönche und ihrer Anführer war, welche ohne Befehle, und selbst gegen dieselben, so viele der herrlichsten Monumente, und mit ihnen so viele Schätze der Kunst und Literatur vernichtete.

Sn.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.

Den 27. August 1827.

B e r l i n.

Nachträge zu meinem Werke, betitelt: Reise zum Tempel des Jupiter Ammon in der Libyschen Wüste und nach Ober-Aegypten in den Jahren 1820 und 1821, von Heinrich Freyherrn von Minutoli. 1827. 377 S. in 8.

Wir haben das Hauptwerk des, um die genauere Kenntniß von Nordafrica so hoch verdienten Reisenden, zu seiner Zeit, mit der vollen ihm gebührenden Achtung angezeigt (S. g. A. 1824. St. 167), und freuen uns des uns hier zu Theil gewordenen Nachtrages. Je umfassender und thätiger der Beobachtungsgeist eines Mannes ist, um desto weniger wird er für den ganzen Stoff, den er auf seiner Reise sich sammelte, in der Beschreibung derselben sogleich Platz finden. Man wird es also nicht anders erwarten, als daß in diesem Bande eine Reihe sehr verschiedenartiger, bald kürzerer bald längerer, Nachträge gegeben werde, in denen der Naturhistoriker, der Geograph, der Antiquar, bald mehr oder weniger

Nahrung für sich finden wird. Die Zahl derselben steigt bis auf 50, aus denen wir die wichtigsten bemerklich machen wollen. Gleich *N^o. 1.* gibt eine Uebersetzung des Tagebuchs des Zuges durch die Libysche Wüste, des verstorbenen Architekten Gruoc; welches bey der genauen Angabe der Entfernungen der Stationen, nach den Zeitbestimmungen, den Geographen brauchbare Materialien darbietet. *N^o. 2 — 6* beziehen sich auf Aegypten. Ueber die Landmacht und über den Character des jetzigen Paschah Mehemed Ali. Er ist kein Freund von Renegaten. Seine Armee, damals angegeben auf 50,000 Mann, (die genaue Zahl darf er selber nicht erforschen lassen, um kein Mißvergnügen über die Entdeckung der Unterschleife bey den Besoldungen zu erregen) muß einen interessanten Anblick durch ihre Zusammensetzung gewähren. Araber, Beduinen, Araber aus Mogreb, Schwarze aus Darfur und Sennaar sind darin vereinigt, und hassen sich wechselseitig, während seine Leibwache aus Mamelucken besteht. Wer erinnert sich dabey nicht an die Zusammensetzung der carthagischen Heere? Ueber die Pferdezucht in Aegypten. Die besten werden in Sharkie im Delta und in der Thebais gezogen. Dieß führt den Verf. auf die Dongola-Rasse, über welche zugleich ein lehrreicher Aufsatz des Herrn Stallmeisters von Hochstetter eingeschaltet wird. Es war auch uns schon bekannt, daß diese Rasse auch nach Deutschland, in die Gestüte S. M. des Königs von Würtemberg verpflanzt ist. Die Rasse stammt aus Arabien, und ist allerdings eine der schönsten. Man findet meist Hengste, weil die Nubier nur diese reiten; (also das Gesentheil von den Arabern). *N^o. 7 — 17* beziehen sich auf die unternommene jedoch aufgeze-

bene Reise nach Cyrenaica, und auf die zu dem Tempel des Jupiter Ammon durch die Libysche Wüste. Die Marschrute für Caravanen von Alexandrien aus über Derna und Bengasi nach Augila und Siwah, und von da zurück nach Theranneh am Nil, ward auf 55 Tage berechnet. Ueber die Dattelpalme und die vielfache Benutzung derselben, ein lehrreicher Aufsat. Ueber die kleinen Hieroglyphen = Bilder am Tempel des Jupiter Ammon, und ihre Abzeichnung genauere Aufschlüsse. Von Shargieh oder Alt-Siwah wird Tab. II. eine mündierte Zeichnung mitgetheilt. Die Hitze in der Libyschen Wüste fand der Verfasser im October und November im Durchschnitt 25° Reaumur. In den heißen Monathen wird es freylich anders seyn. Von №. 20 an bezieht sich das Folgende meist wieder auf Aegypten. №. 27 über die Fruchtbarkeit und den Wohlstand des alten Aegyptens. Der Ertrag des Landes konnte schwerlich zum Unterhalt der starken Bevölkerung hinreichen; man mußte die Subsistenz zum Theil aus der Fremde ziehen. Dieß geschah durch den Zwischenhandel, den Aegypten mit Arabien, Indien und Aethiopien trieb. Die große daraus hervorgegangene Bereicherung setzte die Pharaonen in den Stand, ihre unermesslichen Denkmähler aufzuführen. — Bemerkungen über das Crocodill, und Bestätigung der von Herodot darüber gemachten Angaben, welche den richtigen und umfassenden Beobachtungsgeist des Vaters der Geschichte aufs neue bestätigen; unter andern die Bemerkung daß das Crocodill keine Zunge habe. Es hat allerdings eine; aber man sieht sie nicht ehe sie vom Gäumen abgelöset ist, an dem sie festsiht. Die Dumpalme; genaue Beschreibung derselben; sie fängt in Aegypten

zwischen 26 — 25° an sich zu zeigen; Syon fand sie bey Tegeryn unter 24°. Sie trägt Nüsse statt der Datteln. Man isset zwar wohl den Kern, gebraucht ihn aber doch mehr als Medicin. Die Begrenzungen der Dattelpalme und der Dumpalme müssen unsers Erachtens auf den innern Handel von Africa einen großen Einfluß gehabt haben, der noch nicht hinreichend erforscht ist. — Was bey der Lage von Theben aus Plinius von dem unter dem Nil fortgeführten Wege gesagt wird, Plin. XXXVI, 20 (wiewohl Plinius selber mit Recht ihm keinen Glauben beymessen will) zeigt wenigstens daß die Idee eines Unternehmens, wie es jetzt in London ausgeführt wird, nicht neu, sondern sehr alt sey. — Einer der ausführlichsten Nachträge N^o. 35 ist der über die Aufbewahrung der Todten bey den Aegyptern. Es ist, nach der eignen Bemerkung des Vf. eigentlich ein Supplement zu der vortrefflichen Abhandlung von Somard, in der Description de l'Egypte. Es mußte also wegen der Deutlichkeit manches aus dieser Abhandlung wiederholt werden; und kann nur in Verbindung mit derselben sein Licht erhalten. Es wird in fünf Abschnitten dargelegt; Art und Weise wie die Aegypter ihre Todten vor der Verwesung schützten; — neuentdeckte Erhaltungsweise der Cadaver; — Einhüllung und Verzierung der Mumien; — Einschließung und Beysetzungsart derselben; — Thiermumien; — Gegenstände die man in den Catacomiben den Mumien beygesetzt findet. — Der Sorge für die Erhaltung der Verstorbenen verdanken wir, wie der Vf. mit Recht sagt, die genauere Kenntniß des bürgerlichen und häuslichen Lebens dieses merkwürdigen Volks, da bey weitem die meisten Darstellungen in den Catacomiben ic. sich darauf beziehen. Die neuentdeckte

Erhaltungsweise bezieht sich auf das in der Reise ausgeführte, daß nämlich die Aegypter nicht wie Herodot sagt nur drey, sondern fünf Arten des Mumifizierens hatten; nämlich erstlich die mit kostbaren aromatischem Harz und andern Specereyen; zweytens die mit Cedria ausgesprizten; drittens die mit Syrmia injicierten, und mit Natrum impregnierten; viertens die mit Salz und fünftens die mit bloßer Asche angefüllten und ausgetrockneten. Die Binden in welche die Mumien gewickelt wurden, haben oft eine erstaunliche Länge. Bey den Mumien der ärmern Classe ist die Leinwand oder der Byssus (nach der damit angestellten Untersuchung nur Baumwollenzeug) nur grob; während dessen man bey denen der Reichern Gewebe findet, die unserm feinsten Musselin nicht nachstehen. Gern zeichneten wir noch mehr aus diesem Abschnitte aus, aber wir müssen den ganzen zum Nachlesen empfehlen. N^o. 37. Ueber die merkwürdige Darstellung der vier characteristisch bezeichneten Nationen in der Grabesgrötte des Psammis. Sie gehören unstreitig zu den merkwürdigsten Darstellungen, und alle Freunde des Alterthums werden es dem Vf. Dank wissen, daß er sie Tab. III. aus dem Prachtwerke von Belzoni genau hat nachstechen lassen. Mit dem Vf. stimmen wir darin überein, daß die rothen nicht Aegypter, sondern Nubier oder Berbers sind. Für Perser können wir die weißen mit den bezblühten Gewändern nicht halten; denn die persische, eng anschließende, Tracht kennen wir von Persepolis. Wir halten sie mit Belzoni für Babylonier. Mit Recht erklärt sie der Vf. nicht für Gefangene wie Belzoni, sondern für Repräsentanten eben so vieler Völker; wir möchten noch bestimmter sie Gesandte nennen, die ihre Huldigungen darbringen; weil sie alle in dem festlichen National schmuck erscheinen. Daß übrigens das

prachtvolle Grabmahl nicht dem Psammis, sondern einem der weit ältern Pharaonen gehört, ist schon vom Rec. an einer andern Stelle dargethan. №. 38. Ueber den Weinbau in dem alten Aegypten. Daß er statt fand, wenn gleich Herodot das Gegentheil sagt, ist nach den Vorstellungen auf den Monumenten gewiß. Aber wann ward er eingeführt? Auch konnte er nur in den höhern Gegenden statt finden, besonders in Arsinoë. №. 42. Bestätigung der Nachricht daß das Kameel allerdings auf den Denkmählern vorkommt. Der Vf. entdeckte es doppelt auf den Obeliskn von Luxor. №. 47. Ueber antike Glasmalerey. Einer der ausführlichsten Nachträge, oder vielmehr eine Umarbeitung des über den Gegenstand in der Reise Besagten. Auch noch jetzt spricht der Vf. mit großer Bescheidenheit über seine Untersuchung; indem er sie noch gar nicht für geschlossen hält. Es wird zuerst bewiesen, daß die Alten die Kunst hatten, farbige Glasflüsse anzufertigen, und künstliche Edelsteine dadurch darzustellen. Es wird ferner wahrscheinlich gefunden, daß diese Kunst in mehreren Ländern, auch in Indien, bekannt war; der Ort ihrer ersten Erfindung aber bleibt ungewiß. Man hat sie auch in dem hohen Norden gefunden, und nach dem Vf. kamen sie durch den Caravanenhandel dahin. Ueber ihren Gebrauch mehrere Vermuthungen. Bey dieser Gelegenheit auch über die Vasa Murrhina. Zuletzt Analysen antiker Glasflüsse durch den s. Klaproth. — Und am Ende noch vier Beylagen: 1. Kassr Sakam. 2. Darstellung des ägyptischen Jahrs auf einem Basrelief im Pallast Grimaldi zu Venedig. 3. Amor der Löwenbändiger (mit einer Abbildung). Nach einer vortreflichen Glaspaste; als Beleg zu dem obigen Aufsatz über die Glasflüsse. 4. Ein reiches Verzeichniß von Wörtern der Siwahsprache. Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände wird un-

fer obiges Urtheil bestätigen, daß nicht leicht ein Leser das Buch weglegen wird, ohne Etwas ihn interessirendes darin gefunden zu haben.

Hn.

S t r a l f u n d.

In der Köfflerschen Buchhandlung: Uebungen im Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische zur Befestigung in der griechischen Formenlehre von Dr. W. H. Blume. Erste Abtheilung. 1827. XVI u. 215 S. in 8. — Die erste Auflage dieses Uebungsbuches ward in kurzer Zeit vergriffen, weil dasselbe sogleich eine günstige Aufnahme fand und in mehreren Lehranstalten eingeführt wurde. Die vorliegende zweyte Ausgabe heißt mit Recht eine durchaus verbesserte. Der Vf. behandelt die Formenlehre in zwey Abtheilungen, von welchen die vorliegende erste bis zum Verbum barytonon geht; die zweyte enthält das übrige der Formenlehre; zur Einübung des Syntax ist seine Anleitung zum Uebersetzen aus dem Lateinischen ins Griechische bestimmt, welcher neulich in diesen Blättern erwähnt ist. Zweckmäßige Vollständigkeit und eine überall beobachtete Stufenfolge im Übergang vom Leichteren zum Schwereren zeichnet diese Anleitung besonders vor ähnlichen aus. Bey der Menge der sorgfältig aus classischen Schriftstellern ausgewählten Sätze, die manchem ein Ueberfluß scheinen könnte, ist dem Lehrer Auswahl unter den Uebungsstücken verstattet, wodurch am besten dem Mißbrauche stehender Hefte vorgebeugt wird. In den zur Anwendung der Regeln gegebenen Beyspielen ist eine große Mannigfaltigkeit und Abwechslung erreicht, wodurch die Aufmerksamkeit und der Scharfsinn des Schülers gespannt und derselbe zu einer gewisser Sicherheit in Unterscheidung ähnlicher Fälle geführt wird. Jedem Abschnitte sind zur Wiederholung und Anfrischung des Gelernten und Eingübten mehrere Abschnitte gemischter Beyspiele

bengefügt. Die letzten in zusammenhängender Erzählung würden noch zweckmäßiger für den Schulgebrauch gewesen seyn, wenn sie nicht aus gangbaren und bekannten Schriftstellern ganz entlehnt wären, da mancher Schüler lieber drey Stunden herumsucht, um ein Pensum abzuschreiben, als eine Stunde selbst daran arbeitet. Sie würden sich daher in dieser Art mehr zum mündlichen Uebersetzen eignen. Sehr brauchbar und zweckmäßig finden wir die dem Ganzen vorangeschickten Vorübungen, die sich theils auf den Accent, theils auf die Veränderungen der Consonanten und Vocale beziehen. Die Zusammenstellung der Beispiele hierzu ist mit Sorgfalt und Einsicht gemacht. Die Uebungsstücke über denselben Gegenstand, die sich in anderen Anleitungen, namentlich in der Anleitung von Bömel befinden, sind weniger für die Fassungskraft der Anfänger berechnet. Die Verbesserungen der zweyten Auflage beziehen sich nicht nur auf einzelne Mängel und Versehen, sondern sie sind durchgreifend und planmäßig gemacht. Zu den schätzbaren Vermehrungen gehören manche eingestreute syntactische Regeln und grammatische Nachweisungen, Fingerzeige über Wortstellung und Synonymik, häufige Vergleichung mit dem lateinischen Sprachgebrauche, ja selbst Beziehungen auf neuere Sprachen. Ueberhaupt hat der Vf. alles angewandt um die Aufmerksamkeit des Schülers rege zu erhalten und ein bloß mechanisches Uebersetzen zu verhindern, wozu manche andere sonst verdienstliche Anleitungen nur gar zu leicht verleiten. Endlich ist auch die Correctheit des Druckes an dieser zweyten Ausgabe sehr zu rühmen. Nur wenige Druckfehler sind uns aufgefallen z. B. S. 2 *divos* (wo sicher *dives* gemeint ist). Formen wie *είδω*, *είδεις* S. 9, *ἑπερίδω* S. 186 sollten dem Anfänger nicht ohne Klammern oder andere Bezeichnung des Ungebräuchlichen gezeigt werden.

G e t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. 139. Stück.

Den 30. August 1827.

C a l c u t t a.

Transactions of the medical and physical society of Calcutta. Volume the first. 1825. pag. XXI. 409.

Es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß in demjenigen Welttheile, der als die Wiege der ersten Cultur der Menschheit angesehen werden kann, in welchem dieselbe aber durch Despotismus, Kasten-Geist und Unwissenheit allmählich so unterdrückt worden ist, daß nur noch wenige Strahlen des ehemaligen Lichtes wahrgenommen werden, durch die Herrschaft der Britten den wissenschaftlichen Kenntnissen und Forschungen ein anderer Weg gebahnt und der Geist für dieselben rege und lebendig gemacht ist. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß seit den europäischen Ansiedelungen auch die Wissenschaften daselbst mehr Eingang gefunden, größeres Interesse für dieselben lebendig geworden und ein geistiger Verkehr mit den Nationen anderer Welttheile besonders mit Europa angefangen sey.

Das vor uns liegende Werk gibt eine erfreuliche Probe von dem Stande, in welchem sich die Heilkunde befindet, und macht uns mit mehreren verdienst- und kenntnißreichen Gelehrten bekannt, die als eine Zierde in unserer Wissenschaft angesehen werden können.

Die Zahl der Mitglieder der ärztlichen Gesellschaft, von welchen die obige Sammlung von Abhandlungen herausgegeben wird, beträgt bereits 219, welches zwar für die Größe des Landes nicht viel ist, aber in Rücksicht auf die Entfernung der bedeutendsten Dörfer von einander und die Schwierigkeiten der Verbindung und Communication und der verhältnißmäßig geringern Anzahl von Europäern mehr ist, als man erwarten könnte, und einen schönen Beweis von der Stufe liefert, auf welche sich auch dort Natur- und Arzneiwissenschaft gehoben haben.

In der 9 Seiten langen Vorrede geben die Herausgeber ihre Gründe zur Herausgabe dieser Sammlung an, nämlich den Wunsch unter den dortigen Gelehrten ein innigeres Band zu knüpfen, so wie den Nutzen zu zeigen, der aus der Mittheilung der Ansichten und Forschungen Einzelner für das Ganze entspringen kann, und die Nothwendigkeit neuere Entdeckungen sobald wie möglich zur allgemeinen Kunde zu bringen.

Drey und dreyßig Abhandlungen und mehrere kleinere Bemerkungen und Nachrichten füllen den ersten Band derselben.

Die erste Abhandlung liefert Nachrichten über die Leprose und hat die Ueberschrift:

Kufhta or Leprosy as known to the Hindus, by H. H. Wilson Esq.

Diese in Indien endemische Krankheit ist von mehreren indischen Schriftstellern beschrieben, von welchen Charaka und Susruta diejenigen sind,

benen am meisten in der Bestimmung und Behandlung derselben gefolget wird. Der Vf. hat, so viel ihm möglich gewesen ist, die indische Literatur über diesen Gegenstand benutzt und daraus folgende Resultate erhalten.

Die Ursachen der Krankheit liegen nach derselben in Unordnungen in den ersten Wegen, in den Reproductionsorganen, oder dieselbe ist erblich, eine Folge von Ansteckung oder abergläubischen Gebräuchen.

Ob diese Krankheit wirklich contagiös sey oder nicht, darüber sind die Meinungen getheilt, einige haben sie als solche beobachtet, andere das Gegentheil bemerkt; so viel scheint gewiß, daß sie nicht jederzeit ansteckend sey, aber unter gewissen Umständen werden könne. Die vorzüglichsten Symptome dieser Krankheit sind, ein glänzendes fettiges Ansehen der Haut, die zu gleicher Zeit hart, rauh und runzlicht ist. Die Ausdünstung ist unregelmäßig, die Haut verliert ihre natürliche Empfindlichkeit, in ihr ist ein Gefühl von Hitze, Jucken und Prickeln; leichte Wunden schmerzen sehr und breiten sich weit aus, sind dabey schwer zu heilen. Die Haut ist dabey steif auf ihrer ganzen Fläche, das Haar ist steif und steht aufrecht, die Venen sind angeschwollen, das Blut bekommt eine dunkle fast schwarze Farbe, und es erscheinen Flecke, Tuberkeln und Bläschen. Die Constitution ist sehr geschwächt.

Die Indier unterscheiden die Krankheit nach ihrem Sitze in den verschiedenen Theilen, oder ob sie in der Luft des Körpers, im Schleime oder in der Galle ihren Ursprung habe. Sie nehmen in dieser Rücksicht 7 bedeutendere und 11 unbedeutendere Species derselben an, die hier einzeln beschrieben werden, welche aber aufzustellen der Raum dieser Blätter verbietet; nur die

ses ist zu bemerken, daß das Anschwellen der untern Extremitäten hier bey der Species Vaipadika angeführt, ein charakteristisches Merkmal der lepra tuberculosa Elephantiasis von Albert sey, aber wohl von der Bucnemia oder tropical leg unterschieden werden müsse. Letztere Krankheit ist sehr gemein in Indien und ähnlich dem Anschwellen der Inguinal-Drüsen und des Scrofums in Westindien, aber chronisch, ohne Schmerz und Ulceration und die Lebensverrichtungen nicht störend.

Rücksichtlich der Prognose halten die Indier diese Krankheit so lange heilbar, als sie auf Haut, Muskeln und Blut beschränkt ist, und bloß die Luft oder der Schleim davon afficiert sind. Ist das Mark davon ergriffen, so ist sie unheilbar, gleichfalls wenn sie ihren Sitz im Fette oder den Knochen hat, auch wenn die Galle davon vergiftet ist.

Elephantiasis ist nicht davon verschieden, sondern nur eine Species und der Unterschied, welchen Bateman zwischen Lepra und Elephantiasis festsetzt, als sey in ersterer der Ausschlag schuppicht, in der letzteren tuberkulös scheint dem Vf. mit Recht eben so ungegründet zu seyn, als der Sitz der ersten in der Lymphe und der andern im Blute anzunehmen.

Die Leprose wird leicht mit einer andern Krankheit verwechselt, welche man Suritra, Kilasa, Darunk oder Várúna nennt, und die mit der Vitilago des Celsus Aehnlichkeit hat; letztere aber ist von ersterer gantz verschieden. Die Haut ist bey ihr wiedernatürlith weiß, zuweilen auch roth oder kupferfarbig, jucket sehr, ist heiß, verliert das Haar; aber es findet keine krankhafte Absonderung oder Exulceration derselben statt. Wenn sie nicht von langer Dauer ist, so ist sie

leicht und auf ähnliche Weise wie die Leprose zu heilen, hat sie aber lange angehalten, so ist ihre Heilung schwer. Sie kann übrigens sehr lange dauern, ohne daß die Lebensverrichtungen dabey leiden.

Zur Heilung wenden die Indier eine große Menge von Mitteln und eine Mischung sehr vieler unter einander in einer Verordnung an.

Das erste worauf sie vorzüglich achten ist 1) die Diät, die sehr streng ist, alle Fleischspeisen, ausgenommen Wild, so wie Milch, Del, Säuren, Zucker, Hülsenfrüchte und alle schwer verdauliche Speisen, sind verboten. Reis von 60 Tagen Wächsthum ist die vorzüglichste Nahrung, so wie einige andere einheimische Gemüse, worunter sich mehrere *asclepias*-Arten und die Blätter der *Justicia adhatoda* befinden.

Zum äußerlichen Gebrauche wenden sie eine Verbindung an, die sie *Vajraka-Del* nennen, welche aus einer großen Menge Dinge aus dem Pflanzen- und Mineralreiche besteht, worunter sich *Asclepias gigantea*, *Euphorbium*, weißer Senf, schwefelsaures Eisen, rother Arsenik und mehrere andere sehr reizende Dinge befinden. Gleicherweise gebrauchen sie eine Paste oder Linniment von *Cassia fistula*.

Wird die Krankheit ernsthafter, so gebraucht man Brech- und Abführungsmittel, so wie auch Aderlassen. Zu diesem allem werden sehr zusammengesetzte Vorschriften von inländischen Producten gebraucht. Ist die Krankheit bis zu den Muskeln gedrungen, so bedient man sich mehrerer Zubereitungen der *Melia Azederak*. Ueberhaupt unterscheidet sich der Heilplan in einen örtlichen und allgemeineren. Zur Erfüllung des erstern dienen reizende, erweichende, schmerzlindernde oder zusammenziehende Dinge in Salben

und ölichten Einreibungen, Bäder und Bespren-
gungen mit Kuhharn, örtliche Blutaussleerungen,
kalte Uebergießungen. Als innere allgemeine Mit-
tel gebraucht man reizende, bittere oder adstrin-
gierende Arzneyen, Pfeffer, Ingwer, Katchu,
mehrere Species von *Asclepias*, *Euphorbium* und
Cassia, *Auripigmentum*, schwefelsaures Eisen.

Außer diesen sind eine große Menge sehr zu-
sammengesetzter und wegen der bloßen Benennung
in der Landessprache unbekannte Vorschriften
im Gebrauche, welche alle aufzuführen zu weit-
läuftig und von keinem Nutzen seyn würde.
Reichlicher wäre es gewesen, wenn der Vf. die
Ansichten und Heilmethoden der Kunstverständi-
gen aufgestellt und dagegen das Verfahren der in-
dischen Aerzte weniger ausführlich geliefert hätte.

2. Description of the tree which produc-
es the nival camphor wood and sassafras
bark, by M. Wallich Dr.

Der Verf. der den Baum, von welchem hier
die Rede ist, auf zwey Bergen des Nival-Gebir-
ges fand und ihn *Laurus glandulifera* nennt,
stellet ihn in die Reihe mit *Laurus camphori-
fera*, *Laurus sassafras* und *L. Parthenoxylon*,
mit welchen er leicht verwechselt werden kann,
von denen er aber doch im Wesentlichen sehr ab-
weicht. — Er wächst innerhalb des 27° N. B. auf
einer Höhe von 6 bis 8000 Fuß, wird sehr groß
und hat einen Stamm von 12 Fuß im Umfange
mit verhältnißmäßiger Höhe, und treibt viele
Zweige und Blätter; letztere sind oval und zu-
gespitzt. Das Holz hat eine blaßgelbe Farbe,
hat frisch einen starken Kampfergeruch, der mit
dem Alter milder und angenehmer wird. Die
Blätter haben denselben Geruch und behalten ihn,
selbst bey dem Abbrühen mit Wasser, selbst noch ge-
trocknet. Die Rinde ist 1 bis 2 Zoll dick, inwendig

schwammig, hat eine Kaneelfarbe mit weißen Linien untermischt. Frisch schmeckt und riecht sie aromatisch und gleicht darin ganz dem Sassafras. In Indien wird das Holz zum gewöhnlichen häuslichen Gebrauche verwendet.

Zum Schlusse gibt der Vf. eine ausführliche botanische Beschreibung, der er die von *L. Camphorifera*, *L. sassafras*, *L. Parthenoxylon* und *L. capularis* zur Seite stellt, um den botanischen Unterschied zu zeigen. Eine Lineanzzeichnung des *L. glandulifera* ist der Abhandlung beygefügt.

3. Case of the fatal effects of the bite of a venemous snake, by P. Breton.

Erst eine Stunde nach dem Bisse einer giftigen Schlange entstanden Schmerzen in der Wunde, in welcher man deutliche Eindrücke von zwey Bahnen wahrnehmen konnte. Bald darauf erfolgten Mattigkeit, Schwindel, Erbrechen und Ohnmacht, und nun sanken die Kräfte immer mehr, und die Circulationsthätigkeit wurde so heruntergebracht, daß der Puls kaum zu fühlen war. Zwar wurde der schwache Lebensfunke von Zeit zu Zeit durch Gaben von Ammonium angefacht, allein nach einer stärkern Auslebung von wenigen Augenblicken sank alle Thätigkeit wieder herunter und unter Ohnmachten und Convulsionen erfolgte schon am andern Morgen der Tod.

4. Case of recovery from a wound in the stomach, by P. Breton.

Diese Wunde hatte sich der Patient selbst durch einen Pistolenschuß beygebracht, sie war an der vordern Seite des Magens eingedrungen und ging durch denselben in die linke Lendengegend, denn in dieser fühlte man die Kugel, und die Flüssigkeit, welche in den Magen kam, drang bey Verschließung der vordern Wunde aus der

äußern an der Bende hervor. Dieser wichtigen Verletzung ungeachtet erfolgte in einigen Wochen vollkommne Heilung und alle Functionen des Körpers litten während derselben gar nicht.

5. On the exhibition of phosphorus in cholera morbus, by J. Adam Dr.

Der Verf. reichte den Phosphor in Substanz in einigen Fällen der erwähnten Krankheit und rettete dadurch einen Kranken, der sich schon im höchsten Grade der Erschöpfung befand; und behauert, daß es ihm an gutem Aether gefehlt habe, um denselben in diesem aufgelöst zu geben.

Vor der Nachahmung dieser Versuche, dieses gefährliche Mittel in Substanz zu geben, muß Ref. warnen, da er in derselben nie gleichmäßig vertheilt werden kann. Die Auflösung in Aether mit ätherischen Oelen verdient aber in Fällen von so großer Erschöpfung, wie bey der südlichen cholera morbus bald eintritt, gewiß alle Beachtung.

6. Notice of Oil in the blood, by J. Adam Dr.

Bei einem plötzlich verstorbenen, sonst gesunden Manne fand man in dem Blute des Gehirns und vena cava eine auffallende Menge eines wirklichen Oels, das dem Olivenöle glich und in dem Blute in Kügelchen schwamm. Eine ähnliche Beobachtung findet sich im Edinburgh Medical Journal 69 und 75 S.; hier war aber das Oel mit dem Serum zu einer milchigen Flüssigkeit vereint. Bey Pferden soll man es öfter finden.

7. On the Madar and its medical uses, by G. Playfair.

Diese Pflanze, welche nach dem Vf. die asclepias gigantea von Lamark ist, hat in neuern Zeiten in Indien wegen der Kraft ihrer Wurzel

großes Aufsehen erregt und die Aerzte sind auf Veranlassung des Vf. zu Versuchen mit derselben von dem Gouvernement aufgefordert worden. — Nachdem der Vf. die botanische Beschreibung des 6 Fuß hohen Strauchs, wovon die Wurzel gewonnen wird, gegeben hat, bezeichnet er ihre Kräfte als tonisch, alterierend, auf die Haut und ihre Gefäße reizend wirkend, schweißtreibend, auflösend und wurmtreibend, und zeigt die Krankheiten an, in welchen sie sich heilsam und alle andere Mittel hinter sich zurücklassend, gezeigt hat. — Diese Krankheiten sind Hautausschläge, als Flechten, Leprose, Elephantiasis, sodann Hautgeschwüre, syphilitische Zufälle, Fieber mit gesunkener Thätigkeit, des Kapillargefäßsystems, Schleimhusten, Würmer, vorzüglich der Bandwurm. — In allen diesen Krankheiten ist die getrocknete und wohl aufbewahrte Wurzel, von welcher die zwischen der äußern braunen Rinde und dem innern holzichten Theile sitzende weiße Rinde gebraucht wird, zu 5 bis 6 Gran drey- oder viermal täglich von allen die sie gebraucht haben so heilsam gefunden worden, daß Jahre lang dauernde und allen andern Mitteln widerstehende Uebel damit in kurzem gründlich geheilt sind.

Die vielen Zeugnisse von Aerzten, die der Vf. alle aufführt, lassen keinen Zweifel an seiner Behauptung über, daß dieses Mittel zu den heilsamsten und kräftigsten gehöre. Zu bedauern ist es, daß sie wohl schwerlich nach Europa kommen wird, oder, wenn sie auch dahin gelangt, sich doch nicht viel von ihrer Wirksamkeit erwarten läßt, da sie nur im frischen Zustande vorzüglich kräftig ist.

8. On the appearance of locusts in the Doab, by P. Playfair, Esq.

Der Vf. bemerkte bey einem Spazerritte in

der Nähe eines Sumpfes eine ungeheure Menge eines kleinen schwarzen Insects, die den Boden auf einer großen Strecke bedeckten. Bey näherer Untersuchung zeigte es sich, daß dieses kleine Heuschrecken seyen, die keine Flügel hatten. Nicht lange nachher zogen sie fort und verwüsteten die ganze Gegend umher. Keine Veränderung der Witterung, Regen oder Wind hatten auf sie einen Einfluß. Die Flügel, welche diese junge Brut allmählich erhielten, waren sehr klein.

9. On aluminous appearance of the Ocean, by J. Henderson.

1821 den 2. März im 2° N. Br. und 21° 20' der Länge zeigte sich, als der Vf. zur See war, die ganze Fläche des Wassers von 9 Uhr Abends bis Mitternacht mit einem höchst glänzenden Lichte leuchtend. Der Glanz und die Pracht desselben war so groß, als sie keiner der Seefahrenden je gesehen hatte, was aber das Eigenthümliche dabey ausmachte, war die Wirkung, welche dieses Licht auf alle, die dasselbe genau beobachteten, hervorbrachte, nämlich Kopfweh, Schwindel, Schmerz in den Augen, und leichte Uebelkeit, Symptome ähnlich denen, welche diejenigen empfinden, welche zuerst Taback rauchen. Diese Zufälle verloren sich nicht eher wie am Morgen. — Ohne weitere Bemerkungen über dieses sonderbare Phänomen, das hernach nie wieder erschien, schließt der Vf. diese kurze Anzeige mit dem Zusatz, daß das Leuchten des Meerwassers von kleinen Thieren herrühre und in der Gegend des Aequators am stärksten sey.

10. Case of fungoid disease, by R. H. Burnard.

Dieser Fall zeigt, wie der Wundarzt selbst bey den schlimmsten Erscheinungen, womit eine äußere Krankheit verbunden ist, nicht verzweifeln und

den Kranken hülflos lassen dürfe, sobald er sich überzeugen kann, daß das allgemeine Leiden nur Folge des Reizes der äußern Krankheit und der dadurch herbeigeführten Erschöpfung sey, und in keinem andern wichtigen Theile organische Fehler sich finden, oder ein oder das andere an ähnlichen Leiden wie das äußere ist, erkrankt sey. — Die Krankheit, wovon hier die Rede ist, war ein fungus medullaris am Knie, der schon lange gesessen hatte und wobey das ganze Kapselgelenk, die Kniescheibe und das Schienbein in den leidenden Kreis gezogen waren, so daß die Kniescheibe durch Exulceration aus ihrer Verbindung gerissen und das Schienbein carids war, das ganze Kniegelenk sich aber in einem Zustande der bösesten Ulceration befand. Hierbey war der Kranke im höchsten Grade abgezehrt, litt am heftischen Fieber und großer Entkräftung. Die innern Organe aber und das Drüsensystem schienen nicht primär zu leiden. — Der Vf. sah keine Rettung als in der Amputation des Schenkels, verrichtete dieselbe leicht und hatte die Freude zu sehen, daß das ganze Befinden von Tage zu Tage besser wurde, und der Patient allmählich vollkommen genas.

11. On the effects of the bite of the Ceylon leech by J. Tyttler.

Es ist in Ceylon eine bekannte Sache, daß der Stich einiger Blutegelarten sehr üble örtliche Zufälle hervorbringe. Dieses hatte der Vf. an drey Subjecten zu beobachten Gelegenheit, bey diesen nämlich erfolgten nach dem Saugen derselben sehr bössartige faulichte Geschwüre, deren Heilung sehr schwierig war. Die Blutegel, von welchen dieses beobachtet ist, sind 3 bis 4 Zoll lang, sehr dünne, und schwarz von Farbe.

12. On the beneficial effects of datura and melia azederak, by C. Skipton.

Eine Abkochung der Rinde von der Wurzel der datura fastuosa von einer Unze auf einer Pinte Colatur, und davon auf einmal 2 Unzen gegeben, verscheuchte in zwey Fällen ein convulsivisches Asthma, gegen welches schon mehrere andere Mittel ohne Nutzen gebraucht waren. Desgleichen hob eine Abkochung der Blätter der melia azederak einen heftigen Anfall von Hysterie sehr schnell, nachdem von derselben, die aus einer Unze der Blätter mit $1\frac{1}{2}$ Unze Wasser verfertigt, ein Weinglas voll genommen war.

13. On delirium tremens, by G. Playfair. Eine getreue und gut gelungene Schilderung der durch den Trunk hervorgebrachten Verstandesverwirrung, wie sie die besten Schriftsteller beschrieben haben. Was die Heilmethode anbetrifft, so stimmt der Vf. auch darin mit andern überein, daß Beförderung des Schlafes allein Genesung bewirke. Er erreichte in allen Fällen diesen Zweck durch abführende Mittel, und wenn diese gehörig gewirkt hatten, durch Opiate. Zu Zeiten war er gezwungen wegen der starken Blutcongestionen nach dem Kopfe, verbunden mit vollem und hartem Pulse, Blut zu lassen; hierauf erfolgte zwar gewöhnlich große Abspannung, aber nun wirkten auch die Opiate sicherer auf Schlaf. Bey Convulsionen mit kleinem Pulse, kalter mit klebrigen Schweißten bedeckter Haut mußte er zuweilen Reizmittel selbst Wein geben und nach diesem erst Opiate. — Das Opiat, dessen er sich gewöhnlich bediente bestand aus 100 Tropfen Tinctura hyoscyami mit 80 Tropfen Tinctura opii, mit zweyständiger Wiederholung von 20 Tropfen der ersten, mit 10 Tropfen der letztern. — Die Grundursache der Krankheit suchet der Vf. in innorma-

ter Absonderung in dem Darmkanale, vorzüglich aber in der Leber.

14. On strychnos nux vomica, by T. E. Backer.

Ein plötzlicher Zufall eines Negers, welcher ohne vorhergegangene Unpäßlichkeit sinnlos zur Erde fiel, gab dem Vf. Gelegenheit über die Ursache dieser Erscheinung nachzuforschen, da er dann erfuhr, daß der Neger nüchtern eine ganze Nuß gegessen habe, und schon lange gewohnt sey, dieses Mittel Morgens und Abends zu nehmen; er hatte mit dem achten Theile davon angefangen und war nun zu einer ganzen Nuß, die gewöhnlich 20 Gran wiegt, gestiegen. Er hörte, daß diese Substanz bey den Eingebornen und den Negern häufig im Gebrauche sey gegen eine Krankheit Sunbheri genannt, die in einer Veränderung der Farbe der Haut und Verdickung derselben besteht, auf welche leicht der Ausschlag folgt. Auch bedienen sich derselben die Einwehner zur Verhütung der Wasserscheu nach dem Bisse eines wüthenden Hundes oder eines andern Thiers. Sie geben in dieser Absicht Morgens und Abends $\frac{1}{2}$ der Nuß 71 Tage lang, und legen die geröstete Nuß mit Leinöl auf die Wunde und selten erscheint nachher die Krankheit. Auch gebraucht man dieselbe in Anschwellung der Füße, welche so leicht nach Fiebern zurückbleiben; sowohl innerlich als äußerlich mit aloe und cassia fistula.

Eine Hauptregel bey dem Gebrauche dieses Mittels ist aber die, es nie bey nüchternem Magen zu nehmen, weil es dann betäubend und brechenenerregend wirkt.

15. Case of calculus, by F. Corbyn.

Die Blase wurde nach dem Tode in ihren Häuten ganz desorganisiert gefunden, sie waren so verbickt und um den Stein dergestalt zusammen-

gezogen, daß der Blaseninhalt nur noch $1\frac{1}{2}$ Unzen hielt. Der Stein befand sich mit diesen erulcerirten Häuten so verwachsen, daß er nur mit Gewalt davon getrennt werden konnte.

16. On a pedicular eruptive disease, by J. A. Sinclair.

Nach einem geringen Fieber erschien ein Jucken auf der Haut mit rothen Pusteln und sowohl in als um diesen eine große Zahl Läuse und eine Menge von Eiern derselben fest in der Haut sitzend.

17. Observations on dracunculus, by F. Bird.

18. On dracunculus, by R. H. Kennedy, M. D.

19. On dracunculus, by G. Smyttan, M. D. Alle drey Abhandlungen betreffen einerley Gegenstand, nämlich den Guineawurm, Dracunculus, vena medinensis, Gordius mediuensis, filaria medinensis Rudolphi, welcher in Asien häufig gefunden wird und eine schmerzhaft, unangenehme und oft gefährlich werdende Plage für die dortigen Einwohner wird. Es ist bekanntlich ein feiner Wurm von 2 Zoll bis so viel Fuß Länge, von der Dicke eines Haares, Zwirnfadens oder Bogelfeder, der in dem Zellgewebe unter der Haut sitzt, und zu schlimmen Entzündungen und Geschwüren die Veranlassung gibt. Das Vorzüglichste, was wir von ihm wissen finden wir von Rudolphi in seiner Entozoorum s. vermium intestinalium historia aufgezeichnet, so daß Ref. in den vorliegenden Aufsätzen wenig mehr angezeigt gefunden hat, als was in diesem klassischen Werke schon angeführt ist. — Das Eigene, welches dieselben enthalten, läßt sich auf Folgendes beschränken: In dem ersten wird dargethan, daß diese Wurmkrankheit zu den endemischen gehöre, und die regnige Jahreszeit ihr vorzüglich günstig

sey. Gegen Larrey, der die Krankheit als eine Folge einer lymphatischen Desorganisation ansieht, sucht der Vf. das Daseyn des Wurms darzuthun, dessen Existenz und Erscheinung bey der erwähnten Krankheit von allen Beobachtern behauptet und von Rudolphi durch die bedeutendsten Autoritäten außer Zweifel gesetzt wird. Der Verf. hält die Species des Wurms, die er beobachtet hat für *Gordius argillaceus*. Die Kur welche er dagegen anwendet, sobald Entzündung sich zeigt, besteht in Anwendung erweichender, Eiterung befördernder Mittel, auch das warme Wasser ist von ihm in Verbindung mit dem kalten, welches gleich nach ersterem appliciert wurde, mit Nutzen gebraucht worden. In der zweyten Abhandlung werden die Ansichten, welche allgemein in Indien über diesen Wurm herrschen, und nach welchen derselbe wirklich ein lebendiges Thier ist, das entweder sich unmittelbar unter der Haut einnistelt, oder durchs Trinken von schlechtem Wasser als Eychen im Körper kömmt. Der Vf. erzählt demnächst die Art und Weise, wie die indischen Aerzte den Wurm unter der Haut fortschaffen, indem sie ihn sanft anziehen, oder vorsichtig herauschneiden, oder den afficierten Theil in kaltes Wasser stecken, da denn der Wurm von selbst herauskömmt. Das Abreißen bey dem Versuche ihn herauszuziehen, erregt oft sehr üble Zufälle. — Auch der äußerliche und innerliche Gebrauch des Merkurs ist vom Vf. heilsam befunden. Zuletzt sucht er noch die Meinung, daß das Uebel nicht von einem Wurme, sondern von einem kranken Lymphgefäße herühre, durch mehrere Gründe zu widerlegen. In der dritten Abhandlung sucht der Vf. denselben zu beweisen, daß die Empfänglichkeit für diese Wurmaffection nur in der regnigen Jahreszeit statt habe, und vorzüglich diejenigen an ihm erkrank-

ten, welche Brauwasser tranken, und macht daraus den Schluß, daß die Eyer des Thiers durch den Magen in den Körper kommen können und durch den Weg der Circulation in das Zellgewebe gelangen. In dieser Meinung ist er dadurch bestätigt worden, daß er bey einem jungen Menschen nach dem Tode zwey Guinea-Würmer in der Höhle des Unterleibes gefunden hat. Jedoch leugnet er nicht die Möglichkeit des Eindringens desselben in die Haut von Außen. Alle drey Bf. sind darin einstimmig, daß der Wurm lange unter der Haut sehn könne, ehe er seine äußerliche Erscheinung mache, und neue Ankömmlinge in Indien im ersten Jahre ihres Dortseyns davon nicht heimgesucht wurden, welches die Meinung wahrscheinlich mache, daß eine gewisse allgemeine Disposition des Körpers dazu gehöre, um ihn für dieselbe empfänglich zu machen.

20. Medical sketch of the topography of the south eastern part of the Chittagong district and of the sickness, which has lately prevailed to a serious extent among the troops serving there by A. Mac dougal M. D.

Der Strich von Indien, von dem hier die Rede ist, hat einen unfruchtbaren, feuchten mit vielen Morästen unterbrochenen Boden, ist sehr wenig bewohnt und die Herberge von Elephanten, Tigern und Leoparden. Die regnige Jahreszeit dauert dort länger als anderswärts.

Das Detachement von Truppen, welches in derselben das Standquartier erhielt, befand sich schon in einem sehr geschwächten Gesundheitszustande, indem es vorher in einer ähnlichen ungesunden Gegend campiert hatte.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

140. Stück.

Den 1. September 1827.

C a l c u t t a.

Beschluß der Anzeige: Transactions of the medical and physical society of Calcutta &c.

Die Krankheit, welche unter diesen Truppen ausbrach, war ein remittierendes Fieber, welches bald in ein intermittierendes überging, welches aber mit manchen bösen Zufällen, als heftigem Kopfwch, Verwirrung, beschwerlichem Athemholen, Erbrechen, und vorzüglich großer Entkräftung verbunden war, die die Krankheit sehr gefährlich machten. Die Ursachen derselben waren ohne Zweifel das feuchte Klima, der morastige Boden und die große Hitze, die fast beständig auf 80 bis 85° Fahrh. stand. Es starben zwar nicht viele daran, aber die Reconvalescenz dauerte sehr lange, und die Kräfte kamen sehr langsam wieder. Die Heilmethode beschränkte sich auf starke Abführungsmittel, nach welchen man gleich zur Entfernung des Fieberparoxismus durch China, Arsenikauflösung und Opium schritt. Brechmittel hatten mehrentheils einen schlechten Erfolg.

R [6]

21. Case of poplitea aneurisma, by A. Macdougall M. D.

Die Operation der Unterbindung der arteria cruralis wurde hier mit glücklichem Erfolge gemacht.

22. Observations on the epidemic cholera as it appeared in China, by Livingstone M. D.

Die Cholera ist eine der tödtlichsten Krankheiten in Indien, durch welche oft ein großer Theil der Einwohner in ganz kurzer Zeit hinweggerafft wird.

Chinesische Schriftsteller in so früher Periode als Hippocrates erwähnen schon derselben unter dem Namen Holwan. Von der Tartarey ist sie nach China und von dort allmählich nach den andern Theilen von Indien gekommen.

In ihrer schlimmsten Form hilft kein Mittel gegen sie, einmal hat der Verf. bey einer daran so Leidenden, daß man in jedem Augenblicke den Tod erwarten konnte, den Galvanismus mit Nutzen anwenden sehen. Gewöhnlich stirbt der Kranke so schnell, daß kein Mittel Zeit hat, seine Wirkung zu thun.

In leichtern Fällen hat Opium in Verbindung mit Kampfer und Salpeter-Naphtha Hilfe geleistet. Ein Aufguß von Quassia mit Salpetersalzsäure that in der Reconvalescenz oft gut. Die Chinesen geben costus arabicus in sporadischen Fällen, bey Epidemien aber Zinober, Moschus und Kampfer mit vielen andern Mitteln.

Die Ursachen der Krankheit sollen vorzüglich Erkältungen seyn, so wie kühlende Getränke und Fisch- und Reisspeisen. Etwas Ausführliches von dieser Krankheit, die bloß epidemischen Ursprungs zu seyn scheint, vermisset man ganz in dieser Abhandlung.

23. Observations on the use and abuse of Calomel, by J. Annesley.

Der Gebrauch des Kalomels in großen Dosen, in welchen ihn die Engländer schon länger anwenden, findet auch in dem Verf. einen Lobredner und er versichert in Dysenterien, Leberentzündungen und Fiebern den größten Nutzen davon gesehen zu haben, und gründet seine Meinung auf die Voraussetzung, daß derselbe in größern Dosen, reizmindernd, die Absonderung im Darmkanale erleichternd und die zähen Stoffe auflösend wirke. In diesen Dosen erregt er nicht so leichte Diarrhöe, als in kleinern, mindert die Gefäßanfüllung und äußert keine Wirkung auf die Speicheldrüsen.

Von diesen Wirkungen hat er sich durch den Augenschein zu überzeugen gesucht bey Hunden, denen er 1 — 2 — 3 Drachmen auf einmal gegeben und davon keine schlimme Folgen wahrgenommen hat; nach dem Tode derselben fand er die Wirkungen so, wie oben angegeben ist.

Gewöhnlich gab er bey Fiebern, Ruhren, Leberaffectionen 1 Scrupel mit etwas Opium einmal am Tage und setzte dieses so lange fort, bis die Farbe der Abgänge sich änderte, da er dann ein Abführungsmittel reichte.

Er ist überzeugt, daß von kleinen Gaben dieses Mittels, wie sie gewöhnlich gegeben werden, ob sie gleich zuweilen nöthig sind, größerer Nachtheil hervorgebracht werden könne, als von den größern.

24. Case of aneurisma of the aorta, by J. Arlani.

Dieser Fall verdient wegen seiner Seltenheit alle Aufmerksamkeit.

Ben einem übrigens gesunden Manne zeigte sich an der rechten Seite des Halses in der Gegend des Sternal-Endes der clavicula eine Geschwulst von der Größe eines Gänseeies, in

welcher eine deutliche Pulsation wahrgenommen werden konnte. Stimme und Athembolen waren dabey sehr beschwerlich und der Patient litt an Schmerzen in dieser Seite der Brust, so wie in dem Arme derselben, in welchem außerdem ein Gefühl von Schwäche, und Taubheit vorherrschte. Nicht lange nach Erscheinung dieser Geschwulst zeigte sich eine ähnliche Erhabenheit am Rückgrade rechterseits der vorigen gegenüber, die ebenfalls mit Schmerzen verbunden war.

Bev der Schwierigkeit hier eine Operation anzustellen, beschloß man, durch häufige Aderlässe, den fortgesetzten Gebrauch Ekel erregender Mittel und sparsamer Diät die Thätigkeit des Gefäßsystems so viel wie möglich herabzustimmen und den Zutritt von Nahrungstoff zu verhindern. Zu diesem Ende wurden häufige Aderlässe gemacht, einmal in 3 Tagen bis zu 100 Unzen, und die Spekuluanha in kleinen Gaben gereicht. Hierauf nahm die Geschwulst allmähig ab, so wie sich die Erhabenheit am Rücken verlor, die Pulsation in ersterer hörte auf, und zuletzt war fast keine Spur der ganzen Geschwulst mehr wahrzunehmen. Bev einzelnen Perioden erhob sie sich zwar wieder, wurde aber durch standhaftes Beharren bev der angefangenen Heilmethode jederzeit wieder zum Verschwinden gebracht. Schon glaubte man, Alles überwunden zu haben, als der Kranke von enteritischen Zufällen befallen wurde, die sich zwar verloren, aber eine gänzliche Erschöpfung herbeiführten.

Die Section zeigte unter der angegebenen Stelle der clavicula einen zusammengeschrumpften aneurismatischen Sack an der arteria innominata, der geronnenes Blut und dicke Lagen von gerinnbarer Lymphe enthielt, und einen großen Theil dieser Brusthöhle einnahm; dabey

war die carotis mit einer fleischichten Substanz ausgefüllt und die subclavia in ein sehnichtes Band verwachsen. Das Blut in der Mitte des Sacks hatte eine gallertige Konsistenz, die nach dem Umkreise hin immer fester wurde. An der aorta ascendens wurde eine andere kugelförmige aneurysmatische Geschwulst wahrgenommen, die mit der erweiterten Arterie durch eine Oeffnung in Verbindung stand. In der Brust waren alle übrige Organe gesund, im Unterleibe aber fand man die Leber größtentheils in Eiterung übergegangen.

25. Description of the ciconia argala or adjutant bird, by J. A d a m.

Dieses ist eines der merkwürdigsten Thiere in Indien und der größte aller Störche; seine Höhe vom Kopfe bis zu den Füßen beträgt 5 Fuß 2 Zoll und eine verhältnißmäßige Größe hat der übrige Körper. Sein Gefieder ist schwarz oder dunkelblau, unter dem Bauche und den Flügeln weiß. Er hat einen großen starken Schnabel, kahlen Kopf, weiße Iris. Die Beine sind lang und stark. Der Hals ist orange-farben und eine solche Farbe hat auch ein an demselben sich befindender Sack, der sich mit einer kleinen Oeffnung im Schlunde mündet. Dieser Sack enthält Luft und etwas speichelähnliche Flüssigkeit. Der Magen ist sehr groß und bestehet aus einem obern drüsenartigen und einem untern muskelartigen Theile.

Die Größe, die Gefräßigkeit und das äußere Ansehen dieses Thiers machen dasselbe sehr merkwürdig, besonders da er seiner Größe ungeachtet sehr hoch fliegen, aber nicht schwimmen kann. Nach des Verfs. Meinung dient der Sack als Luftgefäß, welches er nach Willkür beym

Suchen nach Futter in den Sümpfen aufblasen und sich dadurch leichter machen kann.

26. Sketch of the history of Croton Tiglium, by H. H. Wilson.

Eine Litterär-geschichte dieses Pflanzenproduct's, die keinen Auszug zuläßt.

27. Report on the use of Croton in the general hospital, by J. Adam.

Enthält nichts besonderes oder unbekanntes. Das Del ist in gallichten und andern Fiebern, bey welchen man schnelle Abführung bezweckte, so wie in Leberaffectionen mit gutem Erfolge angewandt worden; am besten und mit den wenigsten Unbequemlichkeiten wirkte es in Verbindung mit rad. Zingiberis und Seife; auch eine Tinctur aus den Samen mit Weingeist bereitet leistete gute Dienste. Besonders wird es hier bey dem Wahnsinn und der Melancholie empfohlen.

28. Case of dry gangrene, by B. Campbell.

Ist ein nicht seltenes Ereigniß der Selbsttrennung eines durch trockenen Brand abgestorbenen Gliedes vermöge der Naturkraft.

29. General and medical Topography of Meerut, by T. Jackson.

Die Stadt Meerut mit ihrer Umgebung liegt unter dem 29sten Grade nördlicher Breite und 78sten Grad östlicher Länge in der Provinz Delhi ungefähr 38 Meilen von dieser Stadt. Der Boden ist sandig, etwas abhängig und mit schönen Wiesen versehen. Die Stadt enthält 30000 Einwohner und ist die nördlichste Station der Truppen, ist 75 Meilen südlich von der ersten Bergreihe und 108 Meilen von dem Himala-Gebirge gelegen. Es gibt hier drey verschiedene Jahreszeiten; die gemäßigste oder kalte, die im October anfängt und im März endet; im Januar

und Februar friert es zuweilen. Die heiße Jahreszeit beginnt im April und hält bis Junius an, das Thermometer steht dann auf 90 bis 94 Grad Fahr. Mit dem Ende Junius fängt die Regenzeit an und verziehet sich bis zum Aequinoctium. Das Klima ist so günstig, daß alle europäische Früchte zugleich mit den tropischen daselbst gedeihen; erstere wachsen vorzüglich auf den Gebirgen von 6000 bis 11000 Fuß Höhe. Die dort herrschenden Krankheiten sind Fieber, Ruhr, Cholera, Leber- Magen- und Darmentzündungen. Epidemische Krankheiten werden dort zu Zeiten wahrgenommen, von endemischen weiß man aber nichts.

30. Case of a singular tumor, by J. Adam M. D.

Ein nicht ganz ungewöhnlicher Fall einer sehr großen Sackgeschwulst im Nacken, deren größter Theil glücklich durch die Operation fortgeschafft wurde. Zugleich war die Haut des Patienten eines Eingebornen mit vielen größern und kleinern Tuberkeln besetzt (Elephantiasis tuberculosa). Zwey colorierte Tafeln zeigen die Größe der Geschwulst und den Zustand der Haut.

31. Remarks on inflammatory fever or epidemic lately prevalent in Calcutta, by James Mellin Dr.

Die hier beschriebene Krankheit war ein entzündliches Fieber mit herumziehenden Schmerzen in den Gliedern, und der Neigung sich nach dem Gehirn zu ziehen und dessen Functionen schnell zu stören. Dabey war es eigenthümlich, daß schon nach den ersten Anfällen ein so bedeutendes Sinken der Kräfte statt hatte, und diese Kraftlosigkeit auch lange in der Reconvalescenz anhielt.

Dieses Fieber, welches dem häufigen Regen und der Anhäufung von electricischer Spannung in der Atmosphäre zugeschrieben wird, zeigte sich zuerst unter der gegen die Birmanen fechtenden Armee und verbreitete sich hernach so allgemein, daß kein Alter und Geschlecht verschont blieb.

Die demselben am besten zusagende Heilmethode bestand in Blutausleitungen, besonders örtlichen und Abführungen, denen aber bald stärkende und nährende Mittel folgen mußten. Brechmittel bekamen selten gut, und dieses war auch der Fall mit Kalomel und den diaphoretischen Mitteln.

32. On the worm found within the eye of the horse, by P. Breton.

33. Observations on the filaria or thread worm found in the eyes of horses in India, by W. Twinning.

Beide Abhandlungen beziehen sich auf einen Gegenstand, nämlich den in den Augen der Pferde sich befindenden Wurm, wie er zuweilen in Indien beobachtet wird.

Dieser Wurm, *strongylus armatus* sowohl als *filaria papulosa*, wie er in der ersten Abhandlung bezeichnet wird, hat die Gestalt eines kleinen Bandwurms von 6 — 7 Zoll Länge und der Dicke eines Zwirnfadens. In N^o. 2 wird sein Ansehn und Structur, wie das Mikroskop sie darstellt, angegeben; nach diesem ist er halb durchsichtig und gleicht einem feinen Streifen Katchouk; an dem einen Ende hat er fünf glänzende Flecken in einem Kreise sitzend, und dieses Ende wird für den Kopf gehalten; unter diesen befindet sich ein unregelmäßiger glänzender Fleck, und von diesem erstrecken sich zwey ähnliche parallele Linien über die ganze Länge

des Körpers. Dieser Wurm schwimmt in der wässrigen Feuchtigkeit der vordern Augenkammer, und seine Folgen sind ein gereizter allmählich in Entzündung übergehender Zustand, wobey die Feuchtigkeit trübe, die Hornhaut undurchsichtig und das Sehen verhindert wird. Das einzige Mittel das Gesicht zu erhalten, ist die Extraction des Wurms mittelst eines Einstichs in die Hornhaut, wodurch das Ausfließen der wässrigen Feuchtigkeit und mit ihr des Wurms bezwecket wird.

Doch wird mit dieser Operation, wenn auch der Wurm dadurch fortgeschafft wird, für den Besitzer des Pferdes nicht viel gewonnen, denn gewöhnlich zeigen sich dieselben schon vorher oder gleich hernach unlustig, matt und leiden gewöhnlich an einer allmählich in Lähmung übergehenden Schwäche der hintern Extremitäten, welche von der Gegenwart ähnlicher Würmer in dem die Lendenwirbel umschließenden Zellgewebe ihren Ursprung nimmt.

Die Beobachter dieser Krankheit haben sich zum Theil selbst von dem Daseyn dieser Ursache überzeugt, oder schließen aus den Zufällen und der Analogie von den Krankheiten anderer Thiere, bey welchen Würmer in den Stirnhöhlen, wie bey den Schafen, in der Leber und andern Theilen, ja sogar im Blute gefunden sind, auf einen ähnlichen Grund. Die zu der Entstehung dieser Thiere Gelegenheit gebenden Ursachen liegen hier eben wie von den Schmarotzerthieren bey Menschen gesagt werden kann, im Dunkeln. Einige glauben, daß die Eyer derselben sich im Wasser befinden, und mit diesem von den Thieren in den Magen kommen, und von da durch die Absorptionsgefäße ins Blut gebracht werden. Masse Witterung und eine sumpfige Ge-

gend geben leicht zu dieser Krankheit die Veranlassung.

U n h a n g.

In diesem werden einige kurze Bemerkungen und Beobachtungen geliefert:

a) P. Breton empfiehlt die Rinde des Stammes und der Zweige des Granatbaums gegen den Bandwurm, die eben so wirksam seyn soll, als die Rinde der Wurzel.

b) D. Scott versichert, die Iodine sehr viel verordnet, und nie Nachtheil davon gesehen zu haben.

c) Eine neue Art ätherischen Oels, wahrscheinlich aus den *Andropogon Ivarancurha*, hat sich als äußeres Mittel in Rheumatismen sehr wohlthätig gezeigt.

d) Botanische Beschreibung der *Gummi ammoniacum*-Pflanze (*Oshao* der Indier) mit einer Zeichnung.

e) Empfehlung der *Tinctura datura fastuosa* aus den Kapseln, Samen und Blättern zu 30 bis 40 Tropfen im Asthma.

f) Auf dem Kap der guten Hoffnung wird ein Aufguß der *Diosma crenata* zu $\frac{1}{2}$ Unze auf ein Pfund Wasser in Steinbeschwerden und einem gereizten Zustande der Blase von den Eingebornen mit Nutzen gebraucht.

Meteorologische Tabellen und die Gesetze und Einrichtung der ärztlichen Gesellschaft zu Calcutta machen den Beschluß dieses Anhanges.

Heineken.

M e x i c o.

Bey Martin Rivera: *Novorum vegetabilium descriptiones. In lucem prodeunt opera Paulli de la Llave et Joannis Lexarza reip. Mexic. civ. Fasc. I. quadraginta de-*

scriptiones complectens, quarum tredecim totidem genera nova exhibent. Ann. Dom. MDCCCXXIV. 6 S. Vorrede und Dedication und 32 S. Fascic. II. sexaginta descriptiones complectens, quarum tredecim totidem genera nova exhibent. Ann. Dom. MDCCCXXV. 4 S. Borr., 13 u. 43 S. Text in fl. Folio.

Ein wissenschaftliches in den ehemals der Herrschaft Spaniens unterworfenen Theilen von America erschienenenes Werk gehört immer noch zu den seltenen Erscheinungen im Gebiete der Literatur: deshalb und weil es wahrscheinlich ist, daß nur wenigen Botanikern in Deutschland das vorliegende Werk zu Gesicht kommen wird, glaubt Ref. seinen Lesern eine weitläufigere Anzeige desselben schuldig zu seyn, als die Wichtigkeit und der Umfang des Inhalts es sonst erheischen möchten. Die Verfasser, von denen der eine leider schon in der Vorrede des zweyten Hefts den Tod seines Mitarbeiters Vexarza hat beklagen müssen, sind als würdige Nachfolger in die Fußstapfen des Cervantes, Mocinno, Sessé und Echevarri getreten, deren großen Verdiensten sie die gerechteste Anerkennung widerfahren lassen: mannigfach beschäftigt im Dienste der jungen Republik, haben sie Erholung in der Betrachtung des unerschöpflichen Pflanzenreichthums ihres Vaterlandes gesucht und die Freude gehabt, zur genaueren Kenntniß desselben einen nicht ganz unwichtigen Beytrag liefern zu können. Die Beschreibungen sind freylich nicht so genau und vollständig, wie der jetzige Zustand der Wissenschaft es verlangt, und es dürfte schwer seyn, nach denselben und ohne Original-Exemplare gesehen zu haben, über die Eigenthümlichkeit aller vermeintlich neuen Gattungen und Arten und über deren Stelle im natürlichen System ein

ein genügendes Urtheil zu fällen, bedenkt man indessen den Mangel an literarischen und andern Hülfsmitteln, so wird man gewiß den Verfassern die Unvollständigkeit ihrer Untersuchungen eben so wenig zum Vorwurf machen, als den republicanischen Eifer, der sie bewogen hat, mit den Namen der mexicanischen Patrioten, welchen das Werk gewidmet ist, ihre neuen Gattungen zu bezeichnen. Mit den letztern wenigstens glaubt Ref. seine Leser bekannt machen zu müssen, und er hofft, daß es den Botanikern willkommen seyn werde, wenn er hier die Kennzeichen der neuen und für neu gehaltenen Gattungen ausführlich mittheilt.

Fascic. I. *Morelosia*. Pentandr. Monogyn. Cal. adhaerens. Cor. rotata, staminifera. Stylus furcatus. Stigmata duo capitata. Pericarpium: drupa tetragona nuce tetrasperma. Es wird dieser Gattung die Stelle zwischen den Ebenaceen und Sebesteneen angewiesen: den letztern scheint sie sehr nahe verwandt. — *Mina*. Pentandr. Monog. Perianthium monophyllum, liberum. Corolla monopetala, tubulosa, basi dilatata. Filamenta corolla duplo longiora, ore tubi inserta. Germen oblongum glandula carnosae cinctum. — *Morenoa*. Pentandr. Monog. Cor. incurva, compressiuscula, limbo globoso aut explicato. Filamenta exserta, reclinata. Reliqua ut in *Ipomoea*. Von dieser und der vorhergehenden Gattung vermißt man die Beschreibung der Frucht. Beide gehören übrigens unstrittig zu den Convolvulaceen. — *Bravo*a. Hexandr. Monog. Flores gemini spathacei. Perigonium infundibuliforme ore amplificato. Filamenta sex fundo tubi inserta, longitudine perigonii. Ovarium trigonum adhaerens. Capsula ob-

longa, trilocularis, trivalvis. Semina numerosa reniformia. Wird von den Wfn. den Eilicaceen zugezählt, gehört jedoch sicher zu den Amarrullideen. — *Lennoa*. Octandr. Monog Cal. inferus marcescens. Cor. hypogyna, plicata. Capsula unilocularis polysperma. Eine sehr ausgezeichnete, zu den Eysimachieen gerechnete Gattung, der Beschreibung zufolge den Drobanchen und der *Monotropa* im Habitus ähnlich. — *Matamoria*. Syng. Polyg. aequal. Cal. 4-florus, 4-phyllus-, 4-calyculatus. Receptac. nudum. Pappus multi aristatus, aristis duabus longioribus inflexis atque reflexis in hamulum. — *Rosalesia*. Syng. Polyg. aequal. Calyx de medio ad imum foliolis apice revolutis imbricatus. Receptac. nudum. Antherae in imo tubi: styli exserti, eminenter clavati. Pappus villosus. Semina striata, villosa. Gehört mit *Matamoria* zu den Eupatorinen. — *Allendea*. Syng. Polyg. superfl. Flos discoideus. Cal. imbricatus. Feminae in peripheria semiflosculosae, erectae. Receptac. squamosum. Pappus pilosus uniformis. — *Abasoloa*. Syng. Polyg. superfl. Flos radicans. Receptac. paleaceum. Flosculi disci 4-dentati. Semina papilla coronata. Kaum von *Eclipta* zu unterscheiden. — *Galeana*. Syng. Polyg. superfl. Cal. 5-phyllus. Receptac. nudum. Pappus O. Semina radii ovata compressa, concava, marginata; disci prismatica. — *Zexmenia*. Syng. Polyg. superfl. Flos radiatus Cal. duplici foliorum ordine. Receptac. paleaceum Semina compressa marginata; disci 2-aristata; radii 3-aristata; inter aristulas coronula paleacea. — *Aldama*. Syng. Polyg. frustran. Flos radiatus. Cal. subimbricatus. Receptac. conicum, paleaceum. Semen palea clausistratum apice cucullata. — *Hidalgoa*. Syng.

Polyg. necess. Flos radiatus. Cal. duplex. Receptac. paleaceum. Pericarpium, drupa.

Fasc. II. *Trujanoa*. Pentandr. Monog. Cal. duplex. Antherae sessiles, glandulis alternantes. Fructus lentiformis. Schein nahe mit *Rhus* verwandt und also eine *Terabinthacee* zu seyn. — *Casimiroa*. Pentandr. Monog. Cal. quinquedentatus. Cor. 5-petala. Filamenta receptaculo inserta. Bacca pulposa pentasperma. *C. edulis* ist ein ansehnlicher Baum mit gefiederten Blättern, dessen wohlschmeckende Früchte häufig in Mexico feilgeboten werden; zu welcher Familie er gehört, geht aus der unvollständigen Beschreibung nicht hervor. — *Calibrachoa*. Pentandr. Monog. Habitus *Convolvuli*. Perianth. pentaphyllum. Cor. monopetala, fovea excavata in lacinia inferiori. Capsula unilocularis, bivalvis. Wahrscheinlich eine *Primulacee*, wenn die Kapsel wirklich einsamig ist. — *Juliania*. Decandr. Monog. Perianth. pentaphyllum foliolis oblongis deciduis. Cor. pentapetala, patens. Filamenta 10 subulata, alterna breviora. Antherae tetragonae 4-sulcatae. Ovarium globoso-pyramidatum, ad medium quinqueangulatum. Stylus brevissimus. Stigma capitato-pentagonum. Capsula 5-locularis 5-valvis. *Choisya* Kunth. ist offenbar dieselbe Gattung, und die beschriebene *Jul. caryophyllata* von *Chois. ternata* nicht verschieden. — *Leonia*. Didyn. Gymnosp. Habitus *Salviae*. Perianth. monophyllum labio superiore truncato. Cor. monopetala labiata ringens. Stamina duo superne furcata. Semina 4 oblonga. Die Staubfäden scheinen wie bey *Salvia dianthera* Roth. gebaut zu seyn; es bleibt aber zweifelhaft, ob dieses Kennzeichen zur Begründung einer neuen Gattung hinreicht — *Lexarza*. Monadelph. Polyandr. Cal. bracteolis calycula-

tus. Cor. 5-petala. Glans monosperma calyce cincta. Gehört zu den Bombaceen und grenzt zunächst an Myrodia; vielleicht ist die beschriebene *L. funebris* nicht einmal von *Myr. verticillaris* fl. mex. verschieden. — *Mieria*. Syng. Polyg. aequalis. Cal. oligophyllus, pauciflorus, calyculatus. Receptac. nudum. Pappus paleaceus. — *Roldana*. Syng. Polyg. superfl. Flos radiatus. Cal. oligophyllus, aequalis, calyculatus. Radius ex ligulis remotis. Receptac. favosum. Pappus pilosus. — *Montanoa*. Syng. Polyg. frustr. Flos radiatus. Perianth. pentaphyllum. Pappus 0. Receptac. convexum, paleis vestitum hirsutissimis, semina aliquantum involventibus. Die hier beschriebene *M. tomentosa* dürfte eine neue Art der Gattung *Eriocoma* Kunth. seyn. — *Jalambicea*. Monoec. Hexandr. Flos masculus. Spatha diphylla, foliolis oblongis, acuminatis, compressis, marcescentibus. Cor. hexapetala, petalis lanceolatis, tribus exterioribus parum latioribus. Filamenta 6 brevissima; antherae oblongae quadrangulares erectae sulcatae. Flos hermaphroditus femineus. Spatha ut in masculis, folio exteriori brevior. Corolla tripetala, petalis oblongis, masculinis internis simillimis. Filamenta 6 brevissima, singula duo ad basin cujusque petali: antherae 0. Germen inferum oblongum striatum; styli 6 bipartiti; stigmata duodecim subspiralia stylis longiora. Capsula ovalis striata unilocularis. Semina plurima subrotunda pedicellata glandulis plurimis referta. Eine interessante zu den Hydrocharideen gehörige Gattung.

Den größten Theil des zweyten Heftes nimmt ein besonders paginiertes Orchidianum opusculum des schon verstorbenen Exarza ein, in welchem dieser fünfzig neue Arten mexicanischer Dr-

chideen, oder Kinemospermen, wie der Verf. sie der Samen wegen nennt, beschrieben hat. Vier unter diesen hat er als neue Gattungen aufgestellt und folgendermaßen charakterisirt. *Arpophyllum*. Perigonium gibbosum, segmentis subaequalibus. Labellum concavum, subrotundum. Gynostemum apterum. Anthera terminalis operculata. Pollinis massae octo, cereaceae, monadelphae. — *Psittacoglossum*. Perigon. subcarnosum, segmentis limbo scariosis. Labellum crassum, linguaeforme, basi tuberculatum. Gynostemum clavatum, apterum, incurvum. Anthera decidua operculata. Pollinis massae quatuor inaequales. Capsula oblonga 6-angularis, 3-valvis. — *Alamania*. Perigon. regulare, segmentis inferioribus basi connatis, calcar referentibus. Labellum basi glandulosum aut tuberculatum, lamina lanceolata segmentis perigonii conformi. Gynostemum apterum tricuspidatum. Anthera operculata. Pollinis massae 4. Capsula oblonga, hexagona, subgibbosa. Semina minutissima. — *Cuitlauzina*. Perigon. carnosovenosum, segmentis 5 subrotundis breviter angulatis. Labellum flabelliforme, edentatum, ungula canaliculata; lamina amplificata, rugosa, biloba. Gynostemum ventricosum tripterum. Anthera operculata decidua. Pollinis massae duae cereaceae, pyriformes, cavae, pedicello communi suffultae. — In wiefern übrigens diese Gattungen beybehalten zu werden verdienen und ob die als neu beschriebenen Arten wirklich alle bisher unbekannt waren, darüber erlaubt sich Ref. um so weniger eine Meinung zu äußern, da bey keiner Pflanzengruppe die eigene Anschauung nothwendiger ist, als bey den Orchideen.

Bartling.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

141. Stück.

Den 3. September 1827.

P a r i s.

Bey André, libraire-éditeur: Mémoires de Voltaire, et sur ses ouvrages, par Longchamp et Wagnière, ses secrétaires, suivis de divers écrits inédits de la Marquise du Chatelet, du président Hénault etc. Tome I. 1826. 616 S. Tome II. 540 S. 8.

Mit dem Namen Voltaire verbinden sich so viele Erinnerungen an den Geist des achtzehnten Jahrhunderts, auf den kein Schriftsteller so mächtig, wie er, gewirkt hat, daß man Nachträge zu der bekannten Lebensgeschichte dieses außerordentlichen Mannes noch immer benutzen kann, wäre es auch nur, um einige Züge in dem Bilde, das man sich von jenem Zeitalter macht, zu berichtigen, oder frühere Nachrichten bestätigt zu finden. Aber nach französischer Art sind diese Memoiren, die von zwey Secretairen Voltaire's herkommen sollen, und wirklich herzustammen scheinen, von einem Buchhändler in die Welt geschickt, der sich vorne auf dem Titelblatte li-

braire - éditeur nennt, aber uns kein Wort davon sagt, wie er in den Besitz der Papiere gekommen ist, die er, nach seinem Berichte, geordnet, und zum Theil sogar umgearbeitet hat, um sie dem Publicum annehmlicher vorzulegen. Unterdessen tragen diese Memoiren das Gepräge der Echtheit, weil ein bestimmter Character der Verfasser sich in ihnen ausdrückt. Sie sollen, laut der Vorrede, vorzüglich dazu dienen, vielleicht der jetzt in Frankreich immer lauter den Ton angehenden geistlichen Parthey (parti-prêtres) zum Trost, die moralische Ehre des berühmten Ungläubigen in Schutz zu nehmen gegen so viele 'lächerliche Lästerungen und ungereimte Verläumdungen.' Aus den Nachrichten, die wir von zwey Personen erhalten, die Jahre lang Gelegenheit hatten, den Herrn, dem sie dienten, in seinem ganzen Privatleben zu beobachten, sollen wir lernen, daß der angefeindete Voltaire ein Mann von großer Seele, von zwar feurigem, aber edelem, großmüthigen, theilnehmenden Character gewesen sey; was denn freylich gegen das Urtheil, das der König von Preußen, Friedrich II., einer der wärmsten Bewunderer von Voltaire's Genie, über das Herz des Mannes (coeur incorrigible nennt er es) auch aus eigener Erfahrung fällt, sehr absteht. Zu diesem Zwecke hat der Herausgeber, laut der Vorrede, schon vor zwanzig Jahren den Hrn. Colini, dessen Vater ebenfalls als Secretär in Voltaire's Diensten gestanden war, bewogen, einen Theil der Nachrichten aus den Papieren seines Vaters unter dem Titel *Mon séjour auprès de Mr. de Voltaire* herauszugeben. Dieser Colini war um Voltaire in der Zwischenzeit gewesen, da Longchamp und Wagniere, jener schon um das J. 1746, dieser seit 1754 bis zu Voltaire's Tode, ihm mit ihren

Federn gebient hatten. Die Memoiren von Wagniere sind aber in diesen beiden Bänden vorangestellt; können auch für authentischer gelten, als die von Longchamp. Die erste Abtheilung dieser Memoiren enthält keine zusammenhängenden Nachrichten, sondern nur Anmerkungen zu dem von Voltaire selbst eben diesem Secretär dictierten und anonym herausgegebenen *Commentaire historique sur les oeuvres de l'auteur de la Henriade*. Daß dieser biographische Commentar von Voltaire selbst verfaßt ist, leidet nun keinen Zweifel mehr. Wagniere, wie er sich schreibt (vielleicht ursprünglich der deutsche Name Wagner) ein ehrlicher Schweizer, zeigt sich uns als eine recht treue Seele im Dienste seines Herrn. Auf diesen Herrn, der ihn so viele Jahre gut behandelt und mit ununterbrochenem Vertrauen beehrt hat, läßt er sich nichts sagen. Versunken in der Bewunderung des Genies des großen Voltaire, weiß er auch an dem Character des seltenen Mannes keinen Flecken aufzufinden, außer einer zu großen Lebhaftigkeit, die in ein Aufbrausen überging, das sich aber bald wieder legte. Was den Punct der Religion betrifft, so beruft er sich, um zu beweisen, daß sein Herr kein Atheist gewesen, mit Recht auf den Artikel *Dieu* in Voltaire's *Questions sur l'Encyclopédie* (nämlich die große französische Encyclopädie, in der die Verfasser der philosophischen Artikel sich unumwunden für den Atheismus erklärten), und auf Voltaire's öffentliche Aeußerungen gegen das berühmte *Système de la nature*. Merkwürdig ist, was er über diesen Punct noch berichtet: Als Voltaire im J. 1778 schon dem Tode nahe war, und von Priestern, die ihn befehren wollten, bedrängt wurde, wagte sein treuer Wagniere, ihn um sein aufrichtiges Glaubensbe-

Kenntniß zu bitten; und Voltaire schrieb für ihn die Worte nieder: Je meurs en adorant Dieu, en aimant mes amis, en ne haïssant pas mes ennemis, et en détestant la superstition. — Was den Zwist betrifft, in welchen Voltaire mit dem Könige von Preußen gerieth, so wirft der treue Diener Voltaire's natürlicherweise die ganze Schuld auf den König, und findet ganz in der Ordnung, daß Voltaire einmal in ein Stammbuch, das ihm in Deutschland, nach deutscher Art präsentiert wurde, unter die Worte, die er auf einem Blatte fand: Si Deus pro nobis, quis contra nos? hinzuschrieb: Les gros bataillons Prussiens. Auch mißfällt ihm keinesweges, daß Voltaire, der einen Affen hatte, der Lûc hieß, in seinen Briefen an d'Alembert mit diesem Namen Lûc, nicht sich selbst, was ein Anderer wohl gethan haben würde, sondern den König von Preußen bezeichnete. Daß Voltaire bey mehreren von Wagniere sorgfältig angeführten Gelegenheiten sich wirklich edel und uneigennützig benommen hat, müssen wir nun wohl glauben. Aber überraschend ist die Nachricht, der weltberühmte Mann sey auch so bescheiden gewesen, daß er an seinen eigenen Ruhm nicht geglaubt habe. Uebrigens enthalten diese Anmerkungen zu dem Commentaire historique eine Menge kleiner literarischer Notizen, die nur den interessieren können, dem alles wichtig ist, was die Schriften Voltaire's und den damaligen Zustand der französischen Literatur angeht. Hierauf folgt eine zusammenhängende Erzählung der letzten Reise Voltaire's nach Paris und der Ereignisse bey seinem Tode; zum Theil schon bekannte, zum Theil neue Nachrichten. Dann unter dem Titel: Examen des mémoires secrets, dits de Bacheaumont, eine lange

Reihe von Berichtigungen der nach ihrem ersten Herausgeber Bacheaumont benannten geheimen Denkwürdigkeiten zur Geschichte der französischen Literatur vom J. 1762 bis 1787. Man lernt daraus, wie obscure und verwegene Menschen die Neugier und die Leichtgläubigkeit des französischen Publicums benutzen konnten, durch Verbreitung ärgerlicher Anekdoten und anderer Neuigkeiten über die damaligen Schriftsteller und ihre Werke die literarische Treiberey noch zu vermehren, bey der die Wahrheit und der Geschmack sehr wenig, die Ränkesucht, die Schadenfreude und der Kleinigkeitsgeist desto mehr gewannen. Da nun in diesen berühmigten Mémoires de Bacheaumont, wie man schon denken kann, besonders von Voltaire oft die Rede ist, so nehmen auch die Anmerkungen von Wagniere den größten Theil der beiden Bände dieser Mémoires sur Voltaire ein. Hierauf folgt noch von demselben Verfasser ein Examen d'un ouvrage intitulé Mémoire pour servir à l'histoire de Mr. de Voltaire vom J. 1785. — In einem ganz andern Geist und Style sind die Mémoires de Longchamp, die frühere Lebensperiode Voltaire's betreffend, geschrieben. Sie sollen sich wie ein Roman lesen lassen; und weil der Vf. in Voltaire's Diensten mehr ein gemeiner Abschreiber, als eigentlicher Secretär war, so hat der Herausgeber für gut gefunden, den Styl ein wenig zu corrigieren. Aber dieser Abschreiber, übrigens auch ein Lobredner seines Herrn, den er indessen beyläufig auch zu betriegen kein Bedenken getragen hat, erzählt so ganz als gebiegener Franzose im Geiste seines Zeitalters, daß auf seine Glaubwürdigkeit um so weniger zu bauen ist, da er es offenbar auf das Amüsante anlegt, und auch Gespräche berichtet, die er

selbst nicht mit angehört hat. Aber der Geist des Voltairischen Zeitalters spricht aus diesem Schreiber auf eine so bemerkenswerthe Art, daß wir Einiges davon anführen zu müssen glauben, was Voltaire's viel besprochenes Verhältniß zu der gelehrten Marquise du Chatelet betrifft, mit der er ziemlich lange in einer engeren Verbindung lebte, die für eine bloß geistige gelten sollte, und auch von einem Theile des übrigens nicht sehr zum Loben geneigten Publicums für nichts weiter gehalten wurde. Im Hause dieser Dame machte der geschickte Schreiber Voltaire's Bekanntschaft; und er erzählt uns, wie er vorher als Hausverwalter im Dienste dieser Dame eines Tages sich nicht wenig wunderte, als sie in seiner Gegenwart ihr Hemd wechselte, und zwar so, daß sie nue comme une statue vor ihm stand; wie er dann erfuhr, daß diese Unbefangenheit bey ihr in Gegenwart ihrer Domestiken bloße Aisance, ohne alle anderweitigen Beziehungen, sey; wie sie ihm einen zweyten Beweis dieser Aisance gab, als er sie bedienen mußte, da sie im Bade lag, und zwar in einer Stellung, die ihn zwang, zu betrachten, was er, wie er sagt, nicht zu betrachten suchte; wie diese Philosophin, die mit Voltaire Astronomie nach Newton studierte und überhaupt ihre Zeit unter Studieren und Vergnügungen vertheilte, ganze Nächte in frivolen Gesellschaften durchschwärmte und in diesen Gesellschaften unter den Damen die lustigste und ausgelassenste war; wie sie, um das Glück im Kartenspiele zu erzwingen am Hofe zu Fontainebleau bey der Königin in wenigen Abenden vier und achtzig tausend Franken verlor; wie in der Folge, als sie mit Voltaire auf dem Lande lebte, gewissermaßen unter ihren Augen und auf ihren besondern Antrieb

Voltaire's schamlosestes Werk, die berühmte Pucelle d'Orléans, entstand; wie dieser alte Liebhaber (er war schon ein Fünfziger) in Wuth gerieth, als er seine Philosophin (sie war schon eine Bierzigerin) in zärtlichem Beywimmenseyn mit einem rüstigern Herrn überraschte; wie sie ihm begreiflich machte, daß sein Zorn sehr unphilosophisch sey, da er doch wohl wisse, daß er ihr bey seiner Kränklichkeit in gewisser Hinsicht wenig mehr nützen könne; wie Voltaire dieß einsah, und sich nun mit bloßer Freundschaft zwischen ihm und seiner adorable Emilie begnügte; wie aber die geistreiche Frau durch ihre fortdauernde Verbindung mit dem neuen Liebhaber zu ihrem Schrecken in gesegnete Umstände gerieth, nachdem sie seit zwölf Jahren mit ihrem Ehemann in keiner Verbindung gelebt hatte, die einen solchen Erfolg hätte haben können; wie in dieser Bedrängniß die drey Verbündeten, Voltaire, seine Freundin und ihr neuer Liebhaber, den entfernten Ehemann herbeyzulocken und ihn in ein solches, ihm ganz neu gewordenes Verhältniß zu seiner Gattin zu bringen wußten, daß die Rechtsregel: pater est, quem nuptiae demonstrant, auf ihn angewandt werden konnte; und wie in dem hierauf erfolgten Wochenbette die Philosophin ihre Laufbahn beschloß. Alles dieß erzählt uns der Schreiber Longchamp nur als etwas Interessantes, wobey, seines Erachtens, weder sein verehrter Herr, noch dessen Herzensfreundin, das Mindeste in unserer Achtung verlieren können; und der Verf. dieser Anzeige hat sich erlaubt, es ihm nachzuerzählen als einen neuen Beytrag zur Geschichte der voltairischen Philosophie. Er glaubt deswegen auch noch aufmerksam auf eine Stelle in dem Gedichte machen zu müssen, in welchem Voltaire

den Tod seiner Freundin, Marquise du Chatelet, beweint. Es ist zu lesen unter den Anhängen zum Beschlusse dieser Memoiren Tome II. p. 382. Da heißt es in der Apostrophé an die Hingeshiedene: Avec toi la Pudeur, de la terre bannie, rentra pour jamais dans les cieux. — Außerdem finden sich in diesen Anhängen noch Briefe, und sonst allerley, was sich auf die Geschichte Voltaire's bezieht.

H o l z m i n d e n.

Bei Gelegenheit der funfzigjährigen Amtsfeyer am 23. Junius d. J. des Hn. Abt und Gen. Superintendent. Dr. Th. Chr. Grotrian, Ephorus der dortigen Schule, begleiteten die Lehrer an derselben ihre Glückwünsche mit folgenden lateinisch geschriebenen Aufsätzen: 1. Parænesis de senectute fundamentis adolescentiæ constituenda, vom Hn. Inspector Billebeck. 2. Symbolæ ad scenæ Romanæ Historiam, vom Hn. Collaborator Dauber; veranlaßt durch die Stelle im Tacitus Annal. IV, 14. 3. Commentatio de forma comparationum apud Virgilium grammatica, vom Hn. Collaborator S. Seep. Und 4. Explanatio loci Paulini 2 Cor. VII, 2 — 11. vom Hn. Collaborator C. Seep. Der Hr. Director Kofen wünschte dem Jubelgreise in einem deutschen Gedichte Glück. Die weitere Beschreibung der, durch diese Schriften ausgezeichneten, und überhaupt auf eine sehr würdige Weise begangenen Feyer, müssen wir andern Blättern überlassen.

Hn.

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

142. Stück.

Den 6. September 1827.

P r e n z l a u.

Bey Ragoczy: Des römischen Consulares M. T. Cicero's vollständige Brieffsammlung ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen von J. Andr. L. Thospann. Erstes Bändchen 160 Seiten, zweytes B. 116 Seiten in Duodez.

Eine neue Uebersetzung von Cicero's Briefen, die nach der Wielandschen erscheint, wird manchem wie eine Iliade nach Homer vorkommen. Aber unbeschadet der großen Verdienste, welche sich Wieland, vorzüglich in den ersteren Bänden, um die Erklärung seines Schriftstellers erworben hat, und abgesehen davon, daß seine Uebersetzung in Form und Ausdruck immer ein Muster bleiben wird, haben doch schon öfters einsichtsvolle Kenner des Originals bemerkt, daß seiner Uebersetzung an manchen Stellen größere Genauigkeit zu wünschen ist, und überhaupt zur Sach- und Wort-Erklärung noch viel zu leisten

M [6]

übrig bleibt. Der Verfasser der vorliegenden Uebersetzung hat sich die Schwierigkeiten, die hauptsächlich in den Briefen an den Atticus sehr groß sind, nicht verhehlt, er hat sie vielmehr durch ein mehrjähriges Studium der gesammten Briefe, die sich gegenseitig erläutern, und der übrigen Schriften des Cicero so viel als möglich zu überwinden gesucht. Er hat sich mit der ganzen Zeitgeschichte nach allen ihren Einzelheiten aufs genaueste bekannt zu machen gesucht, und verspricht die Früchte seiner Untersuchungen in einer ausführlichen Biographie des Cicero niederzulegen, nach Middleton's Vorgange, (welchem er eine einseitige Auffassung des Characters seines Helden schuld gibt) aber nach den Quellen bearbeitet. Er hat seine Uebersetzung unabhängig von den frühern ausgearbeitet, sich durchgehends der größten Treue befließigt, und sich nicht erlaubt, schwierige Stellen durch Lücken oder Ungenauigkeiten zu umgehen, sondern vielmehr auch wo unüberwindliche Schwierigkeiten sich zeigten, diese in den Anmerkungen angedeutet, und so viel als möglich wegzuräumen gesucht. Eine genaue Vergleichung mit den Vorgängern beweist, daß er an vielen Stellen den Sinn des Originals genauer und richtiger wiedergegeben hat, woben man nur seinem Style an manchen Stellen mehr Gewandtheit und Leichtigkeit und seiner Sprache öfters mehr Correctheit wünschen möchte. Der letztere Mangel, von welchem schon der oben abgeschriebene Titel Bezeichnung gibt, ist indeß zum Theil durch seine Entfernung vom Druckorte veranlaßt, die ihm die letzte Durchsicht nicht verstattete. In den Anmerkungen erläutert er aus der Geschichte und den Alterthümern, was zum Verständnisse der

Briefe auch für einen ungelehrten Leser nothwendig ist. Er hat dabey sowohl ältere als neuere Schriften benutzt, aber mit kritischem Urtheile und zweckmäßiger Auswahl, und sich aller ausführlichen Citate und weniger zur Sache gehörigen Ausführungen enthalten. Insbesondere sucht er bey Begebenheiten und Personen die in den Briefen vorkommen den Leser auf Aehnliches in der neueren Geschichte aufmerksam zu machen, und durch solche Vergleichen das Interesse für die Briefe zu beleben und dem ungelehrten Leser die alten Begebenheiten näher zu bringen und verständlicher zu machen. Er thut dieses, insbesondere bey den Characterschilderungen der Hauptpersonen, mit denen er sich mit Recht in den Anmerkungen zu den ersten beiden Heften (den ersten 28 Briefen nach der chronologischen Ordnung) an mehreren Stellen beschäftigt. Durch diese Erklärungsmethode sucht der Herausgeber die Ciceronianischen Briefe auch für ein sehr gemischtes Publicum anziehend und verständlich zu machen, und den Zweck der Sammlung von Uebersetzungen zu erreichen, zu welcher seine Uebersetzung gehört. Sie bildet nämlich einen Theil von der allgemeinen Uebersetzungsbibliothek der griechischen und römischen Classiker, welche seit einem Jahre in Prenzlau erscheint, und deren Verleger die Absicht ausspricht, die gesammten Schätze der klassischen griechischen und römischen Literatur der Nation deutscher Zunge ohne Unterschied zugänglich zu machen, so wie man schon länger darauf bedacht sey, die Schätze der neueren Literatur durch Uebersetzungen dem größeren Publicum zugänglich zu machen, und durch möglichste Wohlfeilheit und beliebtes Taschenformat in Aufnahme

zu bringen. Aehnliche Uebersetzungssammlungen der Alten waren schon in München bey Fleischmann und in Stuttgart bey Mehler eröffnet, so wie auch in der frühern Zeit ein ähnliches Institut im südlichen Deutschland sich berühmt gemacht hat. Aber auch die Märkische Sammlung ist im letzten Jahre nicht zurück geblieben, sondern hat außer mehreren prosaischen Klassikern auch zwey Dichter, den Horaz und Terenz geliefert. Der Uebersetzer des Terenz belehrt uns in seiner Einleitung: wo der Dichter nach unsern Begriffen den Anstand verleihe, scheine er es nothgedrungen gethan zu haben, um einem übermüthigen Pöbel zu fröhnen, der lieber einen Seiltänzer Sprünge machen sah; im Sylbenmaaß sey er nachlässig, er mache sich es leicht damit, und dessen Begriff gehe fast unter den vielen metrischen Freyheiten verloren. Seine Personen würden nicht zu Carricaturen verzerrt, aber dagegen glichen sie fast den Stereotypen u. s. w. Lassen solche Urtheile vermuthen, daß der Uebersetzer seinen Dichter verstanden habe? Aber das Gegentheil beweist auch gleich der erste Vers des ersten Stückes, wo popularis durch Camerad übersetzt ist, ungenau, und noch dazu unpassend. Nec. ist weit entfernt das einzelne Gute zu verkennen, was in der Masse dieser Sammlungen erschienen ist und künftig noch erscheinen möchte, die gegenwärtige Anzeige liefert einen Beweis davon; aber die Ankündigung, daß alle Klassiker, auch Eutrop und Aurelius Victor übersetzt, daß Aeschylus und Pindar populär gemacht werden sollen, ist wohl manchem aufgefallen, und auch von dem, was bey Fleischmann und Mehler zusammengearbeitet wird, ist manches von der Art, daß man dadurch

nur an das frühere Hermannsche Institut und an das Bahrdsche Unternehmen erinnert wird, und an eine dadurch veranlaßte nun ziemlich vergessene Schrift, welcher auch Heyne seinen Beyfall schenkte, worin ein einsichtsvoller und geistreicher Gelehrter seine noch jetzt sehr zu beachtende Meinung über den schon damals um sich greifenden Uebersetzungseifer und die mannigfaltigen Nachtheile solcher Uebersetzungen aussprach: Etwas über die neuesten Uebersetzerfabriken der Griechen und Römer in Deutschland. 1782.

S u l z b a c h.

Theorie des Supernaturalismus mit besonderer Rücksicht auf das Christenthum, von D. Maurus Hagel, Professor der Theologie an dem Lyceum zu Dillingen. 1826. 200 S. in 8.

Herr D. Hagel ist uns besonders durch eine Schrift, die er vor einigen Jahren unter dem Titel: der Katholicismus und die Philosophie herausgab, als gelehrter und als denkender Theologe bekannt geworden, und eben diesen haben wir auch in der vorliegenden wieder gefunden, zugleich aber den Theologen, der zwar nicht ohne Wärme für seine Ueberzeugung zu streiten, sich jedoch immer dabey in den Schranken des Anstandes zu halten weiß. Der Titel der vorliegenden gibt zwar nur einen Theil ihres Inhalts, und nicht ganz bestimmt an. Sie ist von dem Verf. in drey Abschnitte gebracht, in deren erstem die Grundsätze des Rationalismus von ihm geprüft werden, in dem zweyten dasjenige, was er die Theorie des Supernaturalis-

muß nennt, aufgestellt, und in dem dritten der unmittelbar göttliche Ursprung oder der Supernaturalismus des Christenthums bewiesen wird. Im ersten Abschnitte wird eigentlich auch eine Theorie des Rationalismus gegeben, nur wird sie der Theorie des Supernaturalismus entgegen, und als unhaltbar und unbeweisbar in ihren Principien dargestellt, dabey mußten aber auch schon die Principien des andern angegeben und begründet werden, denn nur aus diesen konnte ja der Verfasser gegen jene argumentieren. Er mußte also hier schon das wichtigste voraus nehmen, was für seinen zweyten Abschnitt bestimmt war, und dieß that er auch, denn dieser zweyte Abschnitt enthält keine eigentliche Deduction der Principien auf denen der Supernaturalismus beruht, sondern er hat darin nur die gegen die Anwendbarkeit seiner Theorie, nämlich gegen die Möglichkeit und Erkennbarkeit einer unmittelbaren Offenbarung vorgebrachten Einwürfe weggeräumt, indem er ihre Möglichkeit und Zweckmäßigkeit bewiesen und zugleich die Merkmale und Kriterien angegeben hat, an denen eine unmittelbare Offenbarung theils von dem göttlichen Gesandten selbst, dem sie zuerst zu Theil wurde, theils von seinen Zeitgenossen denen er sie selbst noch mittheilte, theils von einem entfernteren Zeitalter auf das sie herabkam, mit Sicherheit erkannt werden kann. Doch dieser kleine logische Mißgriff in der Vertheilung und Anordnung seiner Materie benimmt der Behandlung, welche hier darauf verwandt ist, wenig von ihrem Werth. Hr. H. hat dafür den eigentlichen Divergenzpunkt zwischen dem Rationalismus und Supernaturalismus in der Religion, und zugleich die

Puncte, von denen die Entscheidung des Streites zwischen ihnen zunächst abhängt, mit treffender Richtigkeit aufgefaßt und dargestellt. Er hat dabey die Gründe, durch welche bisher der Rationalismus den Streit geführt hat, und allein führen kann, weder zu schwächen noch zu verdrehen gesucht, aber ihm auch sehr bedachtsam die Möglichkeit voraus abgeschnitten, die Theorie des Supernaturalismus in ein falsches Licht zu stellen, um dadurch dem Streite eine für sich günstigere Richtung zu geben. Dieß hat er vorzüglich dadurch gethan, indem er die Grenzen des Vernunftgebiets dem Gebiete der Offenbarung gegenüber, und das Geschäft das der ersten auch in dem Gebiete der andern sehr genau und doch auch mit sehr liberaler Weite fixirt hat. Auch haben wir uns der Kürze gefreut, womit er in den zwey ersten Abschnitten, die treffendsten Gründe für und gegen jede der streitenden Ansichten aufgeführt hat, denn dadurch hat er auch am besten seine Bekanntschaft mit der Geschichte und mit der Literatur des darüber geführten Streites erprobt, die er sonst geflissentlich durch die namentliche Anführung der darin gewechselten Schriften zu beglaubigen vermied. Nur zuweilen scheint ihn sein Eifer etwas zu weit hingerissen zu haben, wie z. B. schon bey der Aeußerung in der Vorrede S. IX: 'Ich gestehe, daß, wenn ich im Ernst glauben könnte, Gott habe das Menschengeschlecht sich ganz selbst überlassen, ich geneigt wäre, den Glauben an ihn völlig aufzugeben, und ein Atheist zu werden!' Auch dürfte er hier und da in dem dritten Abschnitte bey der Führung der Beweise für den wirklichen unmittelbar göttlichen Ursprung des Christenthums — besonders der historischen

— seinen Gegnern bloß dadurch einige Blößen gegeben haben, weil er über einige ihrer Zweifel und Einwürfe gar zu leicht hinwegging. Im Ganzen ist er jedoch auch dabey mit einer sehr lobenswerthen Umsicht verfahren, und deswegen freuen wir uns desto mehr, daß auch ein katholischer Theologe weiter an einem freylich zuerst unter uns erhobenen Streite Antheil genommen hat, von dem nach der Ansicht der einen Partey die Seele und das Leben des Christenthums abhängt, und bey dem also jetzt wenigstens gelegentlich ausgemittelt werden muß, ob sich wirklich nur diese eine Ansicht mit der Seele und mit dem Leben des Christenthums verträgt?

L o n d o n .

Printed for Baldwin, Cradock, and Joy, 1826. General Index to Dodsley's annual register from its commencement in 1758 to the year 1819. VI und 938 Seiten Groß- Octav, jede Seite zwey Columnen.

Eine so dankenswerthe Arbeit, wie dieses Register über 61 Bände eines allgemein geschätzten Werkes verdient um so mehr erwähnt zu werden, da dieser general Index einen Abschnitt in der Geschichte des Buches macht, und gar manch: Forschung erleichtern und abkürzen wird. Bekanntlich verdankt das Annual Register sein erstes Daseyn dem berühmten Edm. Burke, der auch viele Jahre lang Verfasser und Herausgeber desselben war.

Stettingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

143. Stück.

Den 8. September 1827.

L o n d o n.

The political History of India from 1784 to 1823 by Major General Sir John Malcolm, in two volumes. 1826. Vol. I. XII u. 696 S. Vol. II. 324 u. CCC S. in 8.

Derselbe Verfasser, dem wir schon das Memoir of central India verdanken, beschenkt uns hier mit einem neuen, noch wichtigern Werke. Es umfaßt die politische Geschichte Indiens seit den letzten 40 Jahren; das heißt nicht viel weniger als die Geschichte der britischen Herrschaft in Indien, welche erst seit dieser Zeit ihren Umfang erhielt; das Frühere wird auch noch außerdem in einer Einleitung vorangeschickt. Es ist das Werk eines Mannes der nicht nur Indien aus eigener Ansicht kennt, sondern auch schon in wichtigen Stellen dort stand; und so eben als Gouverneur der Präsidentschaft Bombay wieder dahin abgegangen ist. Ihm standen außer der eigenen Erfahrung und den gedruckten Nachrichten, auch handschriftliche Quellen zu Gebote, die

öfter benutzt worden; wie Briefe der G. Gouverneurs, und anderer. Die Gründung und die Behauptung einer Herrschaft die jetzt eins der größten Reiche auf der Erde umfaßt, durch eine Handelsgesellschaft in einer solchen Entfernung von ihrem Vaterlande, ist ein. der merkwürdigsten Erscheinungen in der Weltgeschichte; und wer wird nicht die Erzählung davon von einem so unterrichteten Schriftsteller für einen großen Gewinn in der historisch-politischen Literatur halten? Es fehlt uns zwar nicht an vielen wichtigen Werken, welche einzelne Abschnitte dieser Geschichte oft ausführlich darstellen; aber das Verdienstliche dieses Werks liegt auch schon darin, daß es in einer nicht zu weitläufigen Uebersicht das Ganze dieser Geschichte uns vor Augen legt. Der Verf. hat dasselbe in zwey Bände vertheilt, von denen der erste die eigentliche Geschichte, der zweyte allgemeine Erörterungen über die indische Verwaltung sowohl zu Hause als in Indien, nebst einem Appendix mit den nöthigen Belegen, enthält. Wir werden von jedem derselben einen genauen Bericht erstatten.

Der erste Band beginnt mit einer Einleitung, welche nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Verwaltung Indiens, eine kurze Uebersicht der frühern Geschichte der britischen Verhältnisse daselbst bis zum Jahr 1784, wo durch Pitts indische Bill die nachmalige Verwaltung begründet wurde, enthält. Diese Verwaltung, sagt der Verf., muß auf die Kunde von Indien und auf die Erfahrung gegründet werden. Auch das Verdienst von Pitts indischer Bill lag eigentlich darin, daß sie, auf das Bestehende gestützt, nur eine temporäre Einrichtung seyn sollte, die sich nach den Bedürfnissen weiter

fortbilden ließ. Es ist unmöglich bey dem dortigen häufigen Wechsel der Personen und der Verhältnisse eine unveränderliche Regel feststellen zu wollen. Die britische Legislation blieb hinter der Wirklichkeit zurück, und gab noch Gesetze für Factoreyen, die keineswegs mehr bloße Factoreyen waren, da die Compagnie schon Provinzen besaß, und für Provinzen, als sie schon ganze Reiche beherrschte. Die bereits unter der Königin Elisabeth im J. 1600 gegründete ältere, oder London-Compagnie, war nur auf den Handel privilegiert; machte zuerst einige glückliche Versuche; ward aber durch die Mordscene auf Amboina 1622 aus den Molukken verdrängt, und konnte seitdem gegen die Holländer nicht aufkommen. Unter Cromwell ward der Handel nach Indien so gut wie frey, doch erneuerte er 1657 die Privilegien der Compagnie. Aber der Charter von Carl II. 1661 erweiterte ihre Privilegien, da sie das Recht erhielt Krieg und Frieden mit den einheimischen ungläubigen Völkern zu schließen. Durch die Heirath des Königs mit einer portugiesischen Prinzessin kam Bombay an England, das der König so wie die Insel St. Helena der Compagnie überließ. Ungeachtet 1694 ihre Privilegien erneuert wurden, bildete sich doch eine zweyte Compagnie durch die Vorschüsse die sie der Krone machte neben ihr. Die heftigsten Streitigkeiten zwischen den beiden Compagnien waren davon die Folgen, welche endlich unter der Königin Anna 1708 zu ihrer Vereinigung führten, aus welcher die noch jetzt bestehende britisch-ostindische Compagnie hervorging. Die weitem Begebenheiten während und nach dem österreichischen Successionskriege, und die durch die Regulations-Bill 1773 gemachte Veränderung, welche das ganze Gebiet der Com-

pagnie unter die Herrschaft eines Generalgouverneurs stellte, welche Stelle zuerst Warren Hastings bekleidete, werden bis zu der Bill von Fox herunter, die im Oberhause bekanntlich verworfen ward, nur kurz berührt; und die letzte beurtheilt. Dieß in der Einleitung, welche das erste Kapitel enthält.

Die weitere Geschichte ist sehr zweckmäßig nach der Folge der Generalgouverneurs geordnet; Lord Cornwallis, John Shore, Marquis Wellesley; zweyte Verwaltung von L. Cornwallis, und nach seinem Tode von J. Barlow; vom L. Minto, und vom Marquis Hastings (Moir) in eben so vielen Kapiteln; und wenn die Eintheilung sich nicht schon durch sich selbst rechtfertigte, so würde sie es dadurch thun, daß man hier recht deutlich sieht, welchen Einfluß der persönliche Character und die Grundsätze des Generalgouverneurs auf den Geist der Verwaltung haben. Die britische Herrschaft in Indien ward auf den Trümmern des Reichs des Großmoguls gegründet, woraus eine Reihe unabhängig gewordener Fürsten unter verschiedenen Titeln hervorging. Zu diesen gehörten vor allen die drey mächtigsten der Marattensfürsten; der Peischwa in Puna; der Sindia in Dugein; und der Bunsla in Berar. Ferner der Nizam, oder König von Decan in Hydrabad; der Nabob von Dude, und der von Carnatic; und endlich der Sultan Tippe von Mysore, Sohn und Nachfolger seines Vaters Hyder Ali, der den dortigen Thron usurpiert hatte. Die Erzählung dreht sich also nothwendig um die Verhältnisse sowohl der Compagnie mit diesen, als auch ihrer Verhältnisse unter einander. Die große Aufgabe für die britisch-indische Regierung war, eine allgemeine Verbindung der inländischen Fürsten zu verhindern, keinen ein-

zeln zu mächtig werden zu lassen; die einzelnen an sich anzuschließen, während sie andere bekämpfte. Wir werden von diesen Verhältnissen mit ihrem Wechsel nur eine allgemeine Uebersicht zu geben haben, woraus die britische Politik in Indien sich selber characterisiren wird, da ohne hin das Detail für die Leser kein Interesse haben könnte. Um aber hier nicht einseitig zu urtheilen, muß man zwey Dinge nicht außer Acht lassen. Erstens, daß seitdem die Britten einmal angefangen hatten sich in die politischen Angelegenheiten dieser Fürsten zu mischen, kein Stillstand möglich war, weil die Umstände mächtiger waren als die Gouverneure; oder, um mit Malcolm selber zu sprechen: von dem Tage an, wo die Truppen der Compagnie nur Eine Meile weit von ihren Factoreyen marschierten, der Zuwachs ihres Gebiets und ihrer Armeen ein Princip der Selbsterhaltung ward; und sie bey der Beendigung jeder Fehde, in welche sie entweder der Geiz, oder die Ehrsucht ihrer Nachbarn, oder auch die Raubsucht und der Ehrgeiz ihrer eigenen Diener verflochten hatten, sofort genöthigt waren, Maaßregeln zu der Vergrößerung ihrer Macht zu nehmen, um ähnlichen Gefahren vorzubeugen. Zweitens: daß bey ihren Unternehmungen ihnen bald die Schwäche, bald die Nichtswürdigkeit und Niederträchtigkeit der einheimischen Fürsten zu Hülfe kam; die entweder wie der Nizam und andere im Harem aufgewachsen, oder auch, wie die Marattenfürsten Militärchefs waren, und ihre Staaten als solche beherrschten. — Verwaltung von E. Cornwallis 1786 — 1793. Er machte große Reformen sowohl in dem Civil- als Militärsystem; besonders in der Verwaltung der Provinzen Bengalen und Bahar. Die Hauptbegebenheit seiner Verwaltung

war der Krieg mit Tipoo Sultan; durch dessen Angriff 1789 auf den Rajah von Travancore, den Verbündeten der Engländer; wegen Ansprüche die er auf ein Paar seiner Plätze machte. Dieser Krieg veranlaßte ein Bündniß theils mit dem Nizam, theils mit dem Peischwah. In dem am 23. Febr. 1792 geschlossenen Frieden mußte Tipoo die Hälfte seiner Staaten abtreten. Das Abgetretene ward mit den Verbündeten getheilt. Seit diesem Frieden ward die Verbindung mit dem Nizam enger; nicht so die mit dem Peischwa. Der India benutzte diesen Zeitpunkt sein Gebiet nach dem nördlichen Indien auszudehnen; so daß selbst der Großmogol von ihm abhängig ward. Mit dem Bunsla stand man noch nicht in engern Verhältnissen. Mit dem Nabob von Carnatic ward ein neuer Tractat geschlossen; er mußte eine jährliche Summe für den Unterhalt des britischen Truppencorps bezahlen, das in seinem Lande stand. Mit dem Nabob von Dode bestanden schon seit 1775 ähnliche Verhältnisse, welche durch spätere Verträge nur modificiert wurden. Aber seine eigene Indolenz, da er alle Geschäfte seinen Ministern überließ, setzten ihn in beständige Geldverlegenheiten. — L. Cornwallis verließ Indien im August 1793, als die Nachricht von dem Kriege mit Frankreich nach Indien gekommen war. Seine Verwaltung, welche durch die Achtung, die sie einflößte, die britische Macht in Indien so sehr befestigte, ging freylich aus seinem Character hervor; aber die durch Pitts Bill so sehr erhöhte Macht des G. Gouverneurs trug auch sehr wesentlich dazu bey.

Der Verwaltung seines Nachfolgers John Shore (nacher Lord Teignmouth) ist das dritte Kapitel gewidmet. J. Shore war einer der achtungswürdigsten Beamten der Com-

pagnie im Civildienste. Seine Verwaltung 1793 bis Ende 1797 trug einen friedlichen Character. Er fand die Angelegenheiten der Compagnie in einer sichern Lage. Die wichtigste Begebenheit indeß während seiner Verwaltung war ein zwischen dem Nizam und den Maratten ausgebrochener Krieg. Die Frage entstand hier, ob die Compagnie den einen ihrer Verbündeten den Nizam gegen den andern unterstützen sollte? Der Generalgouverneur, um nicht in einen Krieg mit den Maratten und mit Tippto zu gerathen, behauptete die Neutralität, wovon jedoch die Folge war, daß der Nizam einen ihn demüthigenden Frieden abschließen mußte. Der G. Gouverneur hatte freylich nach den Wünschen des Directorii in London gehandelt, daß die Theilnahme an Kriegen wegen der Kosten scheuete; aber es war auch bedenklich den bisher treuesten Verbündeten sinken zu lassen; das britische Ansehen mußte darunter leiden, und der Tadel, den der Verfasser darüber ausspricht scheint uns nicht ohne Grund zu seyn. Dieß hatte die Folge, daß der Nizam zur Bildung seiner Armee französische Officiere, einen Ms. Raymond in Sold nahm. Noch weiter trieb dieß der Sindiah, der an Ms. Perron einen der thätigsten und geschicktesten Befehlshaber hatte; dem es bald gelang eine Armee auf europäischen Fuß zu bilden, wodurch die Eifersucht der Engländer erregt werden mußte. — Der Tod des Nabob von Carnatic ward benutzt um seinen Nachfolger zu einem Vergleich zu bringen, die verpfändeten Landstriche an die Compagnie abzutreten, weil die Geldzahlungen ihm zu schwer wurden, jedoch vergeblich. Nach dem Tode des Nabob von Duda bestieg ein unechter Sohn desselben, Bizier Ally, gegen die Ansprüche des Bruders des Verstorbenen, den Thron, und ward anfangs von dem britischen Gouver-

nement anerkannt. Nachher jedoch änderte dieß seine Meinung; der Bruder Seadut Ally Chan ward Nabob, gegen einen neuen Vertrag, und Bizier Ally mußte sich mit einer Pension begnügen, in Benares. (Es ist dieß derselbe, der später als Mörder zweyer britischer Officiere sein Leben im Fort William, im Gefängniß hat beschließen müssen.)

Die Verwaltung des Marquis Wellesley von 1798 bis 1805 füllt das vierte Kapitel aus. Sie begann mit dem Kriege mit Tipoo Sultan, der diesem Thron und Leben kostete. Es ist bekannt, daß die geheimen Verbindungen in welche er mit Frankreich getreten war, die Veranlassung wurden. Der neue Generalgouverneur versicherte sich zuerst des Beystandes des Nizam, mit dem ein Tractat geschlossen wurde, und des Peischwa, der jedoch unthätig blieb. Der vierte May 1799 machte der Herrschaft nicht nur Tipoo, sondern auch seiner Familie ein Ende, indem ein Sprößling des alten Rajah-Hauses, ein Kind von drey Jahren, unter der Leitung eines vertrauten Ministers zum Rajah erklärt, und etwa die Hälfte des bisherigen Gebiets unter die Engländer und ihren Verbündeten, den Nizam, getheilt ward. Mit diesem ward ein neuer Tractat geschlossen, durch den er, gegen Erleichterung seiner zu zahlenden Subsidiën, einige Districte an die Compagnie abtrat. Auch der Peischwa mußte bald ihre Hülfe annehmen, da der so mächtige Sindia in Verbindung mit dem Bunsla, ihn angriff. Der Krieg mit diesen Marattensfürsten ward nun unvermeidlich, und hatte bereits nach fünf Monaten einen glänzenden Ausgang, durch die Siege des Generals Wellesley (jetzt Herzogs Wellington).

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e r s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

144. Stück.

Den 8. September 1827.

L o n d o n .

Beschluß der Anzeige: The political History of India from 1784 to 1823, by Major-General Sir John Malcolm &c.

Der Tractat mit dem Bunsla am 17. Decbr. gab der Compagnie den District Kutak u. a. und der vom 30. Decbr. 1803 mit dem Sindia das so wichtige Duab (das Land zwischen Jumna und Ganges), wodurch auch der Großmogul aus der Abhängigkeit des Sindia in die der Compagnie kam. Hierauf folgte ein neuer Tractat mit dem Nabob von Duda; dem zu Folge er gegen Erlassung seiner monatlich zu zahlenden Subsidien, die ihn sehr drückten, so daß er hatte abdanken wollen, einen Theil seines Gebiets an die Compagnie abtrat. Anders entwickelte sich das Schicksal des Carnatik. Nach der Eroberung von Mysore entdeckte man, daß der dortige Nabob geheime Einverständnisse mit Tippe unterhalten hatte. Als er im Jahre 1801 starb, und sein Sohn Ali Hussein ein achtzehnjähriger Jüng-

ling sein Nachfolger ward, benutzte man diesen Zeitpunkt, dem jungen Fürsten einen Tractat vorzulegen, dem zu Folge er die ganze Civil- und Militärverwaltung des Carnatic der Compagnie überlassen, und sich mit einer Pension begnügen sollte. Aber der junge Prinz, aufgemuntert durch seine Minister, hielt fest; wovon die Folge war daß er abgesetzt, und ein Verwandter, Azem Daula — dem Namen nach — zum Nabob erklärt ward; das Carnatic aber seitdem einen Theil des Gebiets der Compagnie ausmacht. (Der abgesetzte Nabob klagte, jedoch vergeblich, in England bey dem Parlament; und vielleicht erinnern sich noch einige Leser, daß damals durch den verstorbenen von Archenholz der ganze Hergang in der Minerva, S. 1802, bekannt gemacht ward.) Solche Ungerechtigkeiten — die an die Scenen zu Bajonne erinnern — wird wohl Niemand rechtfertigen wollen. Malcolm bleibt das Verdienst sie unverholen erzählt zu haben. Aber unterdrücken können wir die Frage nicht: warum heißt der abgesetzte Nabob der supposed Son seines Vaters, wofür wir gar keinen Beweis finden? *Der Vater hatte ihn anerkannt. — Allerdings war, als L. Wellesley Indien verließ, die britische Herrschaft daselbst um vieles mehr befestigt. An die Stelle des gefährlichsten Feindes der Engländer war in Mysore ein schwacher Schützling von ihnen auf den Thron gesetzt. Der Nizam war ihr Verbündeter, und gleichfalls ihr Schützling. Noch abhängiger war der Nabob von Dede. Von den Marattensfürsten waren der Sindia, der Perron und seine Truppen hatte abdanken müssen, und Bunsla geschwächt, der Peischwa Verbündeter. Das Gebiet der Compagnie umfaßte jetzt auf der Halbinsel die Küsten von der Mündung des Ganges bis zu der

des Indus, und reichte im Norden durch den Besitz des Duab bis Agra und Delhi. Freylich klagte man dagegen daß die glänzende und kriegerische Verwaltung die Finanzen ruiniert habe, und man fand es nöthig zum zweytenmal einen Cornwallis hinüberzuschicken, der bey schon geschwächter Gesundheit und weit vorgerücktem Alter seinem Vaterlande das Opfer brachte, den ihm übertragenen hohen Posten anzunehmen.

Die zweyte Verwaltung von L. Cornwallis mit der das fünfte Kapitel beginnt, war indeß zu kurz, als daß sie hätte wichtig werden können. Sie endete bereits am 5. Octob. 1805, und wenn sie nicht ohne Spuren von Alterschwäche war, so kann man daraus ihm wohl keinen Vorwurf machen. Ihm folgte interimistisch, bis zu weiterer Verfügung aus England, das älteste Mitglied des supreme council Sir George Barlow. Seine Verwaltung war eine Fortsetzung der angefangenen Verhandlungen mit Sindia und Holcar, die Tractate zur Folge hatten, wodurch durch Abtretungen einiger Districte die nördlichen Besitzungen der Compagnie, besonders das Duab, mehr gesichert wurden. Zwischen der Compagnie und dem Nizam entstanden durch die Veränderungen im Ministerio des letztern Differenzen, die erst später beigelegt wurden.

Die Verwaltung von Lord Minto, im sechsten Kapitel, dauerte vom Julius 1807 bis 1813. Sie zeichnet sich durch neue Kriege und Erweiterungen des Gebiets aus; denn das Directorium in England selbst mußte wohl einsehen, daß sein Neutralitätssystem sich nicht immer behaupten ließ. Die Verhältnisse mit den ganz und halb abhängigen Fürsten blieben zwar vorerst dieselben; aber die Räuberhorden fingen an sich zu bilden, die unter dem Namen der Pindaris nachher so

furchtbar werden sollten. Doch war es erst seinem Nachfolger aufbehalten sie zu bekämpfen. Seine eigene Verwaltung zeichnete sich durch die Eroberung von Java und von Isle de France aus. Im J. 1813 kehrte er nach England zurück; wo er bald darauf starb, und hatte an dem Grafen Moira nachmaligen Marquis Hastings einen Nachfolger.

Die Verwaltung von Moira von 1813 bis 1823 welche das letzte Kapitel dieses Bandes anfüllt, erhielt bald einen kriegerischen Character, als der Streit mit dem noch ganz unabhängigen Nepaul, dem Berglande zwischen Sude und Tibet, begann. Er ward veranlaßt durch einige streitige Grenzdistricte, und die Ermordung der dahin geschickten Bedienten der Compagnie. Anfangs schlecht geführt, endete er siegreich durch den General Dchterlony; man hatte aber ein tapferes Volk und eine kraftvolle Regierung kennen lernen; und bewilligte den Frieden auf sehr gelinde Bedingungen im J. 1815. Nach diesem Frieden aber wurden die Einfälle der Pindaris immer furchtbarer. In Militärstaaten, wie die dortigen, fehlt es nie an Freybeutern; aber zu diesen kamen noch die nach den letzten Kriegen aufgelösten Corps von leichter Reuterey. Ein Defensivtractat mit dem Peischwa und dem neuen Bunsla kam zu Stande; allein ihr Betragen erregte bald großen Verdacht. Unterdeß langte auch aus England die Bewilligung an gegen die Pindaris Gewalt zu gebrauchen; und im Frühjahr 1817 wurden zugleich die Armeen von Bengalen, Madras und Bombay in Bewegung gesetzt. Man hatte bereits aus aufgefangenen Briefen die geheimen Verhandlungen des Sindia und des Peischwa entdeckt, und der Krieg galt also nicht bloß den Pindaris, sondern auch den Ma-

rattenfürsten; denn auch die Gesinnungen des Bunsla waren nicht zweifelhaft. Das Ende des Kriegs war, daß der Peischwa abgesetzt und gefangen weggeführt; sein Gebiet aber dem der Compagnie einverleibt; der Bunsla aus dem Lande gejagt, und sein Gebiet gleichfalls vorläufig unter directe Verwaltung der Compagnie gesetzt ward; der Sindia war schon vorher so gut wie wehrlos gemacht. Auf diese Weise ward durch diesen Krieg die Macht der Compagnie so befestigt, daß vom Ganges bis zum Indus nur noch schwache und abhängige Fürsten übrig waren. Aber auch schon damals fingen die Handel mit den Birmanen an, welche unter dem Nachfolger vom Marquis Hastings, dem L. Amherst, den ersten Krieg der Britten im jenseitigen Indien herbeiführen sollten, der ihnen hier eine neue Laufbahn eröffnet hat; deren letztes Ziel noch nicht abzusehen ist.

Dies ist der Inhalt dieses ersten Bandes. Der zweite Theil dieses wichtigen Werks, hat ein noch höheres Interesse; wie es sich von selbst daraus ergeben wird, daß er uns genaue Nachrichten über die jetzige Verwaltung gibt. Auch hier geht der Verf. in dem ersten Kapitel in die frühern Zeiten zurück, und characterisirt die Verwaltung der Männer welche hier seit der Gründung der großen Territorialherrschaft an der Spitze standen. Wir bemerken daraus nur, daß derselbe als der Vertheidiger von L. Clive und Hastings auftritt. Der erste war keineswegs bloß Krieger, sondern auch Staatsmann; dem Verf. stand die Sammlung seiner Briefe in dem Familienarchive zu Dienste; und man kann nach den daraus gegebenen Auszügen es nicht in Abrede stellen, daß er die Verhältnisse Indiens am richtigsten beurtheilte; und dem damaligen Directorium in Lon-

don Lehren gab, die durch die Folge der Zeit bestätigt sind. Wir halten uns indeß dabey nicht auf, um für das Plaz zu finden, was unsere Leser am meisten interessiren muß. Der Verf. vollkommner Kenner des Gegenstandes, spricht mit großer Freymüthigkeit, nur mit Vermeidung alles Persönlichen; offenbar um desto freyer über die Sache selbst urtheilen zu können. Für die Leser, die mit den britischen Einrichtungen der Verwaltung Indiens nicht bekannt sind, müssen wir nur folgende Notizen vorausschicken. Die Verwaltung zerfällt von selbst in die beiden Departements, das in England (department at home) und das in Indien (foreign department) von dem einen und dem andern wird daher in einem eigenen Abschnitt gehandelt. Das in England bestand bis auf die Bill von Pitt im J. 1784 lediglich aus dem Directory, aus 28 Mitgliedern, mit Präsidenten und Vicepräsidenten, welche sämmtlich aus den Actionaires der Compagnie von dieser gewählt werden. Das foreign Department hingegen aus dem G. Gouverneur in Indien, und den ihm untergeordneten Gouverneur und übrigen Behörden. Nach Pitts Einrichtung, welche noch jetzt besteht, dauerte zwar das Directorium fort; auch blieb ihm allein die Leitung des Handels, und die Vergebung der Stellen, die obersten ausgenommen; allein in allen politischen Angelegenheiten ward es einer Regierungskommission, Board of controul genannt, untergeordnet; an deren Spitze ein Minister, President of the board of controul, steht. Außerdem aber, da über die politischen Gegenstände eine Mitwirkung des Directoriums nöthig war, die jedoch keine Opposition werden durfte, ward in demselben ein geheimer Ausschuß ernannt, der eidlich Verschwiegenheit und auch Folgsamkeit

dem Ministerio geloben mußte. Diese Einrichtung dauert zwar noch fort; hat sich aber auf folgende Weise geformt. Der Board besteht zwar aus einer größern Anzahl von Mitgliedern; allein nur der Präsident, zwey Mitglieder, der Secretär und eine Anzahl Clerks sind besoldet, und zwar reichlich, und bilden die activen Glieder; die andern sind nur Ehrenglieder. Der Präsident ist zwar Minister, indeß hat er keine der ersten Stellen im Cabinet; daher der öftere sehr nachtheilige Wechsel. Er, so wie die beiden Mitglieder und der Secretär, sind oft wenig von den indischen Angelegenheiten unterrichtet. Es sind daher eigentlich die Clerks die feste Stellen haben, in deren Händen die Leitung der Angelegenheiten ist, weil sie allein die Sachen kennen. Dasselbe mag auch der Fall bey andern Zweigen der britischen Staatsverwaltung seyn, aber nicht so wie bey der indischen. Denn die einheimische Verwaltung kennt man, oder lernt sie leicht kennen; nicht aber so die indische. Es wäre also sehr zu wünschen, daß eine Veränderung mit dem Board gemacht würde, welches aber nur dadurch würde geschehen können, wenn Männer, die in Indien mit Auszeichnung gedient haben, zu Mitgliedern desselben gemacht würden. Dieß geschah bisher nicht. Die, welche als junge Leute in den indischen Dienst treten, seyen selten von großen Familien; während ihrer langen Abwesenheit würden sie dem Vaterlande fremd, und wären ohne Connerionen. Auch in Indien kämen sie selten zu den höhern Stellen. Man könne dort im Dienst der Compagnie nicht mehr wie sonst sich bereichern, dieß sey nur durch den Handel möglich. Unter den sämtlichen, am meisten ausgezeichneten, Dienern der Compagnie sey seit 40 Jahren kein einziger, der ein großes Vermö-

gen aufgehäuft habe, wenn sie auch reichlich besoldet würden. Die etwa zu höhern Stellen kämen, gelangten erst im Alter dazu, dann sey es dazu zu spät, und ihre hohen Pflichten erlaubten ihnen auch nicht viel an Geldsachen zu denken. Der Gehalt eines politischen Residenten der ersten Classe, wozu man erst nach mehr als 20jährigem Dienst gelange, sey 3500 Pfund des Jahrs, und erfordere Aufwand. Würde dagegen den Bedienten der Compagnie die Aussicht eröffnet, einst vielleicht in das Directorium zu kommen, so würde dieß, wenn auch nur Einzelne dazu gelangten, doch ein Sporn für Alle werden. Suchte auch jetzt das Directorium bey gewesenen Bedienten der Compagnie Rath, so wären diese gewöhnlich schon lange aus Indien weg; unterdeß hätte dort die Lage der Dinge sich verändert, und ihr Rath könnte leicht eben so nachtheilig als vortheilhaft werden. Die höhern Stellen in Indien würden selten mit Dienern der Compagnie besetzt. Es müsse daraus bey diesen eine widrige Stimmung gegen die höhern Behörden hervorgehen; die nicht anders als nachtheilig wirken könne. — Die nach Indien gesandten Befehle sind entweder öffentliche oder geheime. Die öffentlichen gehen von dem Directorium aus, und werden von dem Board bestätigt oder verändert. Wenn das Directorium nach ergangener Aufforderung zaudert die Befehle zu entwerfen, thut es der Board, und das Directorium muß sie übermachen. Bey allen politischen Verhandlungen mit den einheimischen Fürsten, die sich auf Krieg und Frieden beziehen, und geheim sind, hat der Board das Recht die Befehle auszufertigen, und ist dafür verantwortlich; die Uebersendung geschieht durch die geheime Committée, bestehend aus dem Präsidenten, und dem ältesten Director, der es zwar frey

steht Vorstellungen dagegen zu machen; die jedoch den Board nicht binden. Für die nicht geheimen Sachen theilt sich das Directorium in Committees; das wichtigste davon ist das der Correspondenz, zu dieser gelangt man aber gewöhnlich erst nachdem man zehn Jahre Mitglied gewesen ist; überhaupt geht Alles nach dem Alter. Kommt also auch ein Mann von Kenntnissen über Indien in das Directorium, so gelangt er erst spät zu den wichtigen Committees, wo seine frühern Kenntnisse ihm nicht mehr nützen können. Keiner der ältern Directoren hat daher eine genaue Kenntniß der indischen Angelegenheiten. Das Ansehen des Directoriums hat seit der Errichtung des Board natürlich sinken müssen; es ist aber von großer Wichtigkeit es wieder zu heben; und ihm seine unabhängige Stellung gegen das Ministerium zu sichern. Der Verf. schließt dieß Kapitel mit einigen Bemerkungen über die Folgen, welche die Aufhebung der Privilegii der Compagnie haben würde, wenn Indien unmittelbar unter die Herrschaft der Krone käme. Das unermessliche Patronat, jetzt noch in den Händen des Directoriums, wird als die gefährlichste Folge davon angesehen, worüber von dem Verf. einige Erinnerungen gemacht werden. Ein solches Patronat in den Händen der Minister würde für England und für Indien gleich gefährlich seyn; man sieht nicht durch welche Mittel diesem vorgebeugt werden könnte, und die Partey welche die Aufhebung der Compagnie verlangt, hat also wohl Ursache sich zu bedenken.

Der folgende Abschnitt ist der Verwaltung in Indien gewidmet; an deren Spitze bekanntlich der Generalgouverneur steht. Ihm zur Seite steht das supreme Council, aus drey Mitgliedern bestehend. Es ist aber streng genommen

nur eine berathende Behörde, denn eine eigene Parlamentsacte gibt dem Generalgouverneur das Recht in wichtigen Fällen nach eigener Einsicht, und auf eigene Verantwortlichkeit zu handeln. Daß die große Macht, die Pitts Acte dem Generalgouverneur gab, wohlthätig gewirkt hat, ist in England allgemein anerkannt. Die große Entfernung von dem Mutterlande allein machte es schon nothwendig. Mit Recht aber tadelt es Malcolm, daß der Generalgouverneur auch zugleich Gouverneur von Bengalen ist. Die Verwaltung dieser Präsidentschaft legt ihm so viele kleinliche Geschäfte auf, daß er unmöglich allen gewachsen seyn kann. Der Generalgouverneur des britischen Indiens, der ein Reich von achtzig Millionen Einwohner zu verwalten hat, steht zu hoch, als daß er zugleich noch das Detail einer Provinzialverwaltung besorgen kann. Auch sein Council ist keineswegs zweckmäßig gebildet. Es besteht aus drey Gliedern, die auf fünf Jahre ernannt werden, jedoch wieder ernannt werden können. Er sollte einen Rath, — wenn man will einen Staatsrath — zur Seite haben, der aus den unterrichtetsten und bewährtesten Dienern der Compagnie aus allen Präsidentschaften gewählt würde. Dieß würde die wohlthätigsten Folgen für ihn selbst, und für den Dienst der Compagnie haben. Der Generalgouverneur stände dann zu Bengalen und dessen Gouverneur in derselben Stellung wie zu Madras und Bombay, und würde nicht durch kleinliche und partielle Rücksichten beschränkt. Auch wäre es keineswegs zu befürchten, daß seine Macht dadurch zu groß würde. Zu wünschen wäre es auch, daß bey der großen Erweiterung des Gebiets der Compagnie mehrere Lieutenant-Gouverneurs in den entlegneren Provinzen an-

gestellt würden. Der folgende Abschnitt bezieht sich auf die gerichtliche Verwaltung. Auch sie bedarf einer Verbesserung. In England ward zwar durch eine Parlamentsacte festgestellt, daß die Inder nach ihren eignen Gesetzen gerichtet werden sollten. Aber in Indien gelten zum Theil muhamedanische, zum Theil indische Gesetze, und diese wiederum in verschiedenen Theilen sehr verschieden. Ein neuer Gesetzcoder ist Bedürfnis. Aber der allgemeine Coder kann nur wenige allgemeine Bestimmungen enthalten; neben ihm müssen subsidiarische Provinzialcodes errichtet werden, die nach dem Herkommen und nach dem geltenden Rechte in den Provinzen entworfen sind. Die jetzige Rechtspflege ist zu langsam und zu kostbar, und bey aller Unparteylichkeit und Gerechtigkeitsliebe der Gerichtshöfe, haben sie doch nicht das Vertrauen des Volks gewinnen können. — Civildienst und Verwaltung der Einkünfte. Es ist hier zunächst von der Grundsteuer die Rede. Die Inder waren von den ältesten Zeiten her ein ackerbauendes Volk; daher die genaue ins kleine gehende Theilung des Landes, und alle daran flehenden Rechte; von den Besitzungen des Landesherrn und seiner Diener, bis auf das Erbrecht des kleinsten Guts, das einen Theil des Dorfguts bildet. Ungeachtet der Verschiedenheiten, welche Kriege und Verwüstung hier in den einzelnen Provinzen hervorbringen mußten, herrschen doch im Ganzen vom Cap Comorin bis zu der N. W. Grenze auffallende Aehnlichkeiten in dem Anbau des Bodens und den Rechten. Wo nicht Gewalt es zerstörte, ist strenges Erbrecht des väterlichen Bodens; und auch wo es zerstört ward, suchte man bald es wieder herzustellen. Ein Besitz durch zwey oder drey Generationen gilt als hin-

reichender Rechtstitel. Die Art des Landeigentums in Indien ist bereits von Wilks in seiner Geschichte Südindiens gründlich auseinandergesetzt. Im Jahr 1789 ward zur Regulierung der Grundsteuer das permanent settlement festgesetzt; der Verf. beschränkt sich hier auf die Frage: in wiefern dieses auch in die neu eroberten Provinzen einzuführen sey? — Die Untersuchung über den Civil-Dienst der Compagnie führt von selbst auf die bekannten Uebel, indem die jungen Leute, welche nach Indien geschickt werden, so leicht den Bucherern in die Hände fallen, und zu Ausschweifungen und Schuldenmachen verführt werden. Allerdings soll in den Colleges in Calcutta, Madras, Bombay eine strengere Disciplin eingeführt werden. Nach der Meinung des Verfs. sollen die jungen Leute lieber früher als später, spätestens mit 17 Jahren nach Indien geschickt werden, weil sie dann noch nicht mit den Anmaßungen wie ein paar Jahre später kommen. Aber das kräftigste Mittel wird seyn, wenn diejenigen, die in einer bestimmten Anzahl Jahre sich trotz der gemachten Erinnerungen nicht bessern, ohne weiters nach England zurückgeschickt werden. Die Strafen Weniger würden hier die heilsamsten Beyspiele geben. Ferner die Zahl der jungen Leute sollte vermehrt werden, damit die Localbehörden mehr Auswahl hätten. Endlich die höheren Verwaltungsstellen sollten auch, so wie die im Council, alle fünf Jahre erneuert werden. Dieß würde, indem es vielen die Aussicht eröffnete dazu zu gelangen, ein mächtiger Antrieb zu einem untadelhaften Leben werden. — Die Armee. Sie besteht theils aus königlichen Truppen, die nur ein Detachement der britischen Armee sind; theils aus den Truppen der Compagnie. Nur von den

letztern braucht hier die Rede zu seyn. Diese sind jetzt nahe an 250,000 Mann stark, und von diesen sind 232,366 einheimische oder Sepoys. L. Cornwallis wollte die ganze bewaffnete Macht zu einer Kronarmee gemacht haben, die Compagnie widersetzte sich aber, weil ihr eigenes Ansehen in Indien darüber zu Grunde gehen würde, wenn sie wehrlos dastände. Wohl nicht ohne Grund! Aber tadelhaft ist die Einrichtung, daß das Ganze bis jetzt in drey Armeen, nach den drey Präsidentschaften, getheilt ist, die nicht auf gleichen Fuß stehen. Nach dem Plan des Verf. sollte Alles Eine Armee bilden; um den Keim der Eifersucht zu unterdrücken. Bey den Sepoys bestehen die Regimentsofficiere meist aus Einheimischen. Nur zu höhern Stellen können sie, aus leicht einzusehenden Ursachen nicht gelangen. Mehrere Verbesserungen werden, der Wichtigkeit der Sache wegen, von dem Verf. vorgeschlagen. 'Unsere Herrschaft in Indien ist wesentlich militärisch, und auch die Verbesserung der Civilverwaltung hängt von dem weisen und gemäßigten Gebrauch der Militärgewalt ab, worauf das ganze Gebäude ruhet.' — Die British Community in India begreift die sämtlichen britischen Individuen daselbst, die nicht im Dienst der Compagnie stehen. Es sind ihrer höchstens 3000, Kaufleute, Schiffer ic. wovon 2000 auf Bengalen kommen. Die Compagnie hat das Recht, jeden ohne Proceß nach England zurückzuschicken, den sie dort nicht dulden will. Ein Fundamentalgesetz ist, daß kein Engländer Landeigenthum in Indien acquirieren darf. Dieses Gesetz muß bleiben. Es würde sonst sowohl das Verhältniß der Briten zu den Einheimischen, deren Achtung vor den Briten größtentheils darauf ruht, als der ganze Zweck des britischen Besitzes,

der keine Colonie im eigentlichen Sinne des Wortes ist, geändert werden. Handel und Manufaktur-Industrie muß die Hauptsache bleiben. — Unter dem Namen Anglo-Indians werden die Abkömmlinge von britischen Vätern und indischen Müttern begriffen. Sie sind nicht sehr zahlreich, es scheint auch nicht zu erwarten, daß ihre Zahl sehr wachsen werde. Indes bilden sie eine eigne abgesonderte Classe, die sich jedoch meist auf die Hauptstädte beschränkt, wo sie Schreiber und Rechnungsführer in öffentlichen oder Privatdiensten sind. Sie dürfen auch Landeigenthum haben, und seit kurzem werden sie auch in den Jurys zugelassen. Man sollte sie mit Milde und Achtung behandeln — Verbreitung des Christenthums in Indien. Missionare mögen kommen und ihre Geschäfte treiben, nur soll durchaus die Regierung sich nicht darum bekümmern; auch nicht die seit kurzem in Indien etablierte Geistlichkeit der hohen Kirche. — Zuletzt die Frage über die Pressfreyheit in Indien, welche vor kurzem selbst in dem Parlament verhandelt ward; die von dem Vf. damals gehaltene Rede ist in dem Appendix N. 6 eingerückt. Der Vf. gibt zuerst eine Geschichte der Censur in Indien. Sie ward 1798 errichtet, und die Strafe wenn man sie umging war Wegschickung nach England. Diese Strafe ward vor kurzem an dem bekannten Reisenden Buckingham wegen seines Calcutta Telegraph vollzogen, und veranlaßte die Verhandlung im Parlament. Der Verf. sprach für die Censur, weil es in Indien kein Publicum wie in England gibt, und weil überhaupt die dortigen Verhältnisse sie nothwendig machen. — Der Appendix enthält in acht Nummern eben so viele Actenstücke als Belege.

Wir sind bey der Anzeige dieses Werks fast

über die Grenzen hinausgegangen, welche die Einrichtung unserer Blätter uns sonst vorschreibt. Die hohe Wichtigkeit desselben mag als Rechtfertigung dienen. Wir gestehen, lange kein Werk gelesen zu haben, das uns mehr angezogen hätte. Wir fanden unsere eigenen früheren Ansichten und Meinungen oft bestätigt; (und warum sollten wir nicht unser Vergnügen darüber ausdrücken dürfen?) aber auch eben so oft berichtigt und widerlegt. Man hört in dem ganzen Werke nur die Sprache des edlen Wohlwollens, der Mäßigung, des gesunden Urtheils, mit einer Deutlichkeit und Klarheit, die keine Dunkelheit übrig läßt. Und dieß aus dem Munde eines Mannes der nicht aus vorgefaßten Theorien, der aus der Erfahrung und eignen Ansicht seine Meinungen und seine Rathschläge schöpfte. Noch immer herrscht bey einem großen Theile des Publicums die Meinung, daß die britische Herrschaft in Indien bedrückend und tyrannisch sey. Diese Meinung schreibt sich bey denen, die nicht mit dem Zeitalter fortgegangen sind, aus den frühern Zeiten her, wo sie, wie man es selbst in England nicht in Abrede stellt, es wirklich war. Daß aber man in England selbst das Bedürfniß fühlte, — schon seines eigenen Vortheils wegen — diesen Bedrückungen ein Ende zu machen, dieß beweiset schon die Liste der Männer, welche zu der Verwaltung in den höhern Stellen hinübergeschickt wurden. Daß auch jetzt noch die Verwaltung nicht ohne Mängel ist, lehrt das eigene Geständniß des Mannes, dessen Werk wir angezeigt haben; und in einem gewissen Grade wird der Character der Härte der dortigen britischen Verwaltung nicht entzogen werden können. Der Besitz ist auf Eroberung gegründet; das Bedürfniß einer militärischen Herrschaft geht daraus von selbst hervor;

und militärische Herrschaft besteht nicht ohne Zwang. Aber man ziehe daraus nur nicht die Folge, daß die Eingebornen unter der britischen Herrschaft unglücklicher seyn, als unter der der einheimischen Herrscher. Diese einheimischen Herrscher waren seit dem Untergange des mongolischen Reichs Usurpatoren, die kein weiteres Interesse hatten, als ihre Schatzkammern zu füllen; im mindesten aber nicht, in dem Sinne europäischer Fürsten, für das Beste ihres Volks zu sorgen. Wer dieß glaubt, kennt den Zustand des neuern Indiens nicht. Es ist eine nicht zu bezweifelnde Thatsache, die jedem, der das jetzige Indien sieht, in die Augen fällt, daß der Zustand der britischen Provinzen daselbst, um vieles blühender, und die Lage der Einwohner glücklicher ist, als unter ihren Rajahs und Nabobs, die sich mit wenigen Ausnahmen durch ihre Unfähigkeit und Niederträchtigkeit selber das Loos bereitet haben, das sie getroffen hat. Nach den obigen Auseinandersetzungen ist seit Pitts Verwaltung Indien in politischer Rücksicht nur noch der Form nach der Compagnie, der Sache nach der Regierung unterworfen; und läßt es sich denken, daß diese, der man doch in Beziehung auf das Mutterland Einsicht und Streben nach Verbesserung zugestehet, nur für ihr asiatisches Weltreich blind seyn sollte, das wahrscheinlich binnen kurzem auch der Form nach nicht mehr das Reich der Compagnie, sondern ihr Reich werden wird?

Sn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

145. Stück.

Den 10. September 1827.

G r o n i n g e n .

Apud W. van Boekeren, ubi etiam pro-
stat hic conspectus, Lingua Belgica ab Auc-
tore conscriptus.

Epidemia, quae anno 1826 urbem Gro-
ningam adflixit, in brevi conspectu posita
a G. Bakker, Professore Medicinae. 59 S.
1826. 8.

Ebendasselbst bey R. J. Schierbeef: Allgmeen
Overzigt der epidemische Ziekte, welke in
het Jaar 1826 te Groningen geheerscht heeft;
door E. J. Thomassen à Thuessink
Med. et Philos. Doctor; Hoogleeraar in de
Geneeskundige Faculteit etc. 84 S. 1827. 8.

Trajecti ad Rhenum, ex officina O. J. van
Paddenburg, Specimen medicum inaugurale,
exhibens observationes de Epidemia Gro-
ningana anni 1826, quod publico ac solenni
examine submittit. auct. Isaacus Nyhoff;
XI u. 138 S. 1827. 8.

In frischem Andenken sind noch die erschreckenden Nachrichten über die Volkskrankheit in und um Grönningen, so wie die widerstreitenden Gerüchte über ihre Form und ihren Character. Was bey den meisten Epidemien der Fall ist, daß nämlich die Natur der Krankheit im Anfange nicht leicht erkannt wird, darum die geeignetste Hülfe später eintritt und in die Entfernung übertriebene und falsche Angaben sich verbreiten, das fand auch diesesmal Statt. Eine ganze neue Krankheit, der ansteckende Typhus, das gelbe Fieber, ja die Cholera morbus sollte daselbst herrschen; der Hang zum Abenteuerlichen und die Furcht malten sich die Sache recht schauerlich aus. Ruhig Denkende nahmen jedoch die Angaben einfacher, sie schlossen nach den obwaltenden Umständen und aus einzelnen angegebenen Zufällen auf ein böszartiges Wechselfieber, und so war es auch.

Nr. I. Ein gutartiges dreytägiges Fieber, hier und dort mit einem viertägigen untermischt, hatte in Grönningen mit geringen Veränderungen vom Herbst des Jahrs 1825 in die ersten Monate des Jahrs 1826 fortgedauert. Die Sterblichkeit mehrte sich erst im Junius, als eine Diarrhoe, besonders bey Kindern, zu herrschen anfing. Um die Mitte dieses Monats trat zugleich das epidemische Fieber bald mehr gastrisch, bald mehr bilios mit heftigem Kopfschmerz ein. Ob es gleich die Form eines nachlassenden, bey Manchen eines hemitritaei angenommen hatte, so zeigte doch bald die periodische Wiederkehr und der Erfolg der Heilungsmethode den intermittirenden Character, der auch von der Mitte des Augusts an deutlich als der eines dreytägigen Fiebers erschien. Dieses befiel plötzlich, mit mäßigem Frost, mit Schmerzen im Kopfe, im Rücken und in den unteren Extremitäten, so wie

mit gallichtem Erbrechen. Der Schmerz an der Stirne und den Schläfen war sehr heftig. Blieb das Fieber sich selbst überlassen, oder wurde es mit ausleerenden Mitteln behandelt, so tödtete oft schon der zweyte Anfall apoplectisch. Die Krankheit verhielt sich als eine schmerzhafteste Asthenie, wobey bald das Gehirn, bald der Magen, die Milz und die Leber einen gereizten Zustand zeigten. Die Reconvalescenz dauerte langsam, Recidive erfolgten sehr leicht. Bey einem schlimmen Ausgange wurde die Haut öfters gelblich gefärbt, eine Erscheinung, die wahrscheinlich zu dem Wahne von dem Daseyn des gelben Fiebers Veranlassung gab. Unter den Folgen der Krankheit bemerkte man eine große Schwäche, selbst bey sehr robusten und athletischen Körpern; die größte Geneigtheit zu Rückfällen, schnell und unter heftigen Zufällen sich bildende Wasseransammlungen unter der ganzen Haut als Anasarca oder im Bauche als Ascites; verschiedenartige nicht juckende Hautausschläge um das Handgelenk oder auf dem Rücken der Hand, und bey Einigen nach zurückgebliebener großen Ermattung einen Mangel des Gedächtnisses und eine besondere Art von Verstandesverwirrung (*vaniloqua quaedam amentia*), wie solche Sydenham nach der Londner Pest vom Jahre 1661 als eine häufige Folge langdauernder kalter Fieber angibt (*Opp. ed. Kühn p. 80: Miratus saepe numero sum, nullam hujus rei mentionem ab auctoribus factam fuisse, quum non raro accidisse viderim*). Der Leichenuntersuchungen sind nur wenige und nicht über die ganze Epidemie sich erstreckende. Die practischen Aerzte hatten dazu keine Zeit und im Hospitale wurden vor dem October keine unternommen. Die Gehirngefäße fand man mit Blut überfüllt, in den

Ventrikeln wässerige Ergießungen; von der Zunge an bis zum Magen eine eigene Art von Aphthen; im Darmkanale innerlich und äußerlich Spuren einer entzündlichen Reizung; angeschwollene Drüsen des Mesenteriums; die Leber vergrößert und ungewöhnlich weich; die Gallenblase von einer dicken dunkel gefärbten Galle strotzend; die Milz fast durchgehends vergrößert, aufgelockert, erweicht, mit einer dünnflüssigen braunen Masse angefüllt und ihre äußere Haut verhärtet.

Die Krankheit dauerte von der Mitte des Junius bis gegen das Ende des Septembers; erst mit der kälteren Jahreszeit verlor sich der böartige Character. Seit Menschen Gedenken wurde Stadt und Umgegend von keiner so heftigen Epidemie heimgesucht, keine war so eigenthümlicher Art (*aliis praecellit. singulari ac perquam paradoxo ingenio*). $\frac{1}{4}$ der Bevölkerung (sie betrug im Jahr 1826 28000) starb. Vom May bis zum October wurden 2027 die Opfer dieser Seuche. Im September 1825 waren 88 gestorben, im September 1826, 967.

Das Daseyn eines Sumpfmiasma wird nicht in Abrede gestellt (*sol ardens extorsit miasma venenatum, indolis obscurae quidem, sed nomine paludosi atque effectu deleterio Medicis notissimum*), und zwar ging wahrscheinlich durch dieses das gallichte Fieber, welches schon ästhenischer Natur war, bey andauernder Hitze um die Mitte Augusts allmählich in die intermittierende Form über. Allein ansteckend wäre die Krankheit nicht gewesen, ein Contagium habe sich nicht gebildet. Von den Aerzten wäre keiner gestorben und diejenigen, welche erkrankten, seyen bloß durch die zu große Anstrengung krank geworden. Dem Verfasser wäre kein Kranker

bekannt, wo nicht die allgemeinen Ursachen als genügende Erklärung zur Entstehung der Krankheit zureichten. In wie weit seine Behauptung wahr ist: das intermittierende Fieber gehöre nicht zu den ansteckenden (*febris intermittens communi experientia non refertur ad morbos contagiosos*), ist hier der Ort nicht zu entscheiden; allein für den bloß epidemischen Character dieser Epidemie hätten nach des Ref. Ansicht andere mehr überzeugende Beweise aufgeführt werden können, als: Viele wurden zu gleicher Zeit krank, die unter einander in keinem Verkehr standen; die Krankheit beschränkte sich auf die Gegend, wo die Bedingungen ihrer Erzeugung Statt fanden; die einmal überstandene Krankheit schützte keineswegs vor einer Wiederholung, und sie hörte gerade dann auf, als die Meisten erkrankt waren, durch einen Wechsel der Jahreszeit. Als wahrscheinlich veranlassende Ursachen dieser Epidemie sind vornehmlich zu betrachten: in Folge der großen Ueberschwemmungen mehr als gewöhnlich wässerige Ausdünstungen, lange nicht gereinigte stinkende Abzugsgräben und Canäle in der Stadt und die eingetretene große Hitze. In der Gegend jener die Luft verpestenden Canäle erschien die epidemische Krankheit zuerst, war dort am böartigsten und am längsten. Dazu kam die große Noth der ärmeren Einwohner, der völlige Mangel eines Hospitals und die verhältnißmäßig kleine Zahl der Aerzte. Sonst wird Gröningen wegen seiner Salubrität gerühmt; bey verbreiteten Epidemien litt es in der Regel am wenigsten; es fanden sich daselbst sehr viele alte Leute und viele sehr kräftige, die keineswegs phlegmatisch wären, ein Temperament, welches die Ausländer zu freygebig den Holländern im Allgemeinen zuschrieben. Gröningen komme mehr eine eigenthümliche in-

flammatorische Constitution zu; so wie auch die Luftröhrenentzündung der Kinder eine dem übrigen Vaterlande sonst seltene Krankheit daselbst häufig beobachtet würde. Obgleich die Krankheit bey ihrem Beginnen durch belegte Zunge und gallichtes Erbrechen auf Polycholie deutete, so halfen doch weder Brech.= noch Abführungsmittel; mehr leisteten die schweißtreibenden und gelind excitierenden. Doch die reellste Hülfe verschaffte das schwefelsaure Chinin. Wurde dieses frühe genug und in hinreichender Dosis gegeben, so konnte man auf eine sichere Heilung rechnen. Nur zuweilen wurden örtliche Blutentziehungen, Brech.= oder gelinde Abführungsmittel vorausgeschickt. Die Nachkrankheiten schienen bloß die Folgen des nicht zweckmäßig angewandten Chinins zu seyn (*mihi visum est, morbi residuas potius secutas fuisse omnino neglectum, vel minori quam fas est dosi adhibitum, aut non diu satis continuatum Sulphatis chininae usum*).

Der Verf. glaubte sich zur Beschreibung dieser Epidemie darum aufgefordert, weil die andern Aerzte, zu sehr mit der Behandlung der Krankheiten beschäftigt, dazu keine Zeit hatten. Er habe sich nur den Monat September und die folgenden, wo die Krankheit ihre höchste Gewalt entfaltete, mit ärztlicher Praxis abgeben. Seine Schrift, aus der wir eine für unsern Zweck zusammenhängende Uebersicht zu geben suchten, handelt mehr oder minder genügend folgende Gegenstände ab: allgemeine Betrachtung des vaterländischen Bodens und der Luftbeschaffenheit; Natur und Lage des Gebietes und der Stadt Gröningen; Anfang der Krankheit, Fortgang, Tödtlichkeit in verschiedenen Orten der Provinz; Uebersicht der Epidemie, wie sie sich innerhalb der Mauern verhielt; Wesen der Krankheit, Folgen, Leichenöff-

nungen; Ansteckungsfähigkeit, Ursache; Vorbauung und Heilung.

N^o. II. stimmt in den Hauptangaben mit der vorigen Schrift überein, nur daß Thuessink die Ansteckungsfähigkeit der Krankheit vertheidigt. Die practischen Aerzte wären keineswegs von der Krankheit unangetastet geblieben (S. 54). Gallenfieber wären schon im Junius in Gröningen vorgekommen. Die Krankheit habe sich längs des Wassers ausgebreitet und in der Nähe der stinkenden Abzugsgräben unter der ärmeren Volksklasse ihre größte Gewalt entfaltet. Gegen die Wassersuchten, welche als Nachkrankheiten des Fiebers sich einstellten, hätten die Blätter der *Diosma crenata* gute Dienste geleistet. Ueberhaupt wird von dieser Pflanze, die auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung schon längst zum arzneylischen Gebrauche dient, viel Gutes gesagt. Das Seltsamste wäre, daß sie, obgleich ein warmes Aroma, den Puls eher vermindere als vermehre (S. 43). Mit vieler Sachkenntniß wird gehandelt von dem Ursprunge und dem Fortgange der Epidemie, von den angewandten Mitteln zu ihrer Abwehr, von dem Verlauf und den Zufällen der Krankheit, von ihrer Art und Natur, von ihren Ursachen und von den Maasregeln zu ihrer Vorbauung. Besonders ausführlich sind die angehängten Sterbe-Tabellen. Da der Vf. (S. 2) den Vorsitz in der Medicinal-committee für Friesland führte und ihm auf diese Weise die Facta, welche er nicht selbst ermitteln konnte, amtlich mitgetheilt wurden, so verdient seine Schrift besondere Beachtung.

N^o. III zeigt einen jungen Mann, der auf den Aufruf des Königs: daß solche Candidaten der Medicin, welche im Practischen schon einige Fertigkeit sich erworben hätten, nach Gröningen zur Hülfsleistung sich begeben, von Utrecht nebst 5 andern dahin gereist war. Ihrer Sorge wurden

1500 Kranke anvertraut. Da der Vf. durch die Untersuchung der Leichen eine genaue Einsicht in die Krankheit zu erlangen hoffte, so unternahm er die Section von 134. Seine Abhandlung, welche eine Geschichte der Epidemie, Ansichten über Natur und Ursprung derselben, eine Vergleichung mit der, welche (1820—1822) in Rom geherrscht hat (Bailly de Blois, *Traité anatomico-pathologique des fièvres intermittentes simples et pernicieuses*. Paris 1825), die Indication zur Heilung, Krankheitsgeschichten und eine sorgfältige Angabe der Leichenöffnungen enthält, bestätigt die Angaben der vorigen Schriften. Aus den verstopften Kloaken, den stinkenden Gräben und den schmutzigen Gassen habe sich vorzüglich das Miasma erzeugt. Die Leichenuntersuchungen wurden immer gleich nach dem Tode angesetzt; übrigens verhielt sich die Zeit der sich einstellenden Fäulniß wie bey andern Todten. In der Kopfhöhle fand sich besonders häufig eine Wasseransammlung zwischen der Arachnoidea und pia mater. Aber auch in der Brust und Bauchhöhle war eine Menge Wasser.

Hoffentlich wird aus dem Unglücke dieser verheerenden Krankheit sowohl für Grönungen als auch für andere Orte manche ersprießliche Folge hervorgehen, und ein solches Warnungszeichen nicht umsonst gegeben worden seyn. Man wird das oft ausgesprochene Bedürfniß: ein, jeder Einwohnerzahl entsprechendes Hospital zu gründen und zweckmäßig einzurichten, mehr beachten und der Reinigung der Abzugscanäle, so wie der Ausfüllung die Luft verpestender Stadtgräben eine thätigere Aufmerksamkeit schenken. Ein Unglück verhüten gilt eben so viel, wo nicht noch mehr, als das wirklich eingetretene mit besten Kräften bekämpfen.

M . . r.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

146. 147. Stück.

Den 13. September 1827.

H a m b u r g.

Bei Friedrich Verthes: Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche. Von Dr. August Neander. Erster Band, welcher die Kirchengeschichte der drey ersten Jahrhunderte umfaßt; erste Abtheilung, welche die Einleitung und die beiden ersten Abschnitte enthält. 1825. XXX und 407 Seiten. gr. 8.

Ersten Bandes zweyte Abtheilung, welche die Geschichte des christlichen Cultus, des christlichen Lebens und einen Theil der Sectengeschichte enthält. Ebend. 1826. XVIII und 409 — 859 S.

Der Herr Verfasser dieses auf eine Reihe von Bänden angelegten Werkes, hat sich schon durch seine früheren Kirchen-historischen Monographien, durch den Antignosticus, durch das Leben des heiligen Bernhards, und durch die Schrift über den Kaiser Julian und sein Zeitalter, als einen Gelehrten mit gründlichen historischen Kenntnissen, bekannt gemacht, und auch in diesem Werke ist das historische Material aus einer umfassenden

den und gründlichen Lectüre der Quellen entnommen, und mit derjenigen besonnenen Kritik benützt, welche zwischen Zweifelsucht und Leichtgläubigkeit eine glückliche Mitte hält. Die ganze Darstellung ist aus dem Studium der Kirchenväter hervorgegangen, die der Herr Verfasser öfters redend einführt; aber es fehlt derselben sehr häufig an der gehörigen Klarheit, die durch unbestimmte zur Mystik sich hinneigende Vorstellungen tadelhaft wird. Wer eine Geschichte der Kirche schreiben will, muß bey dem was er erzählt, nicht bloß das Gute, oder das Böse ausheben, denn sonst ist er kein unparteyischer, sondern ein parteyischer Geschichtschreiber. Nach seinen zur Mystik sich hinneigenden Vorstellungen aber hat der Verf. manches nicht ganz parteylos aufgefaßt, sondern manches verschönert und manches was Tadel verdiente, entschuldigt. Davon abgesehen, hat er auf eine ausgezeichnete Art viel geleistet.

Die Veranlassung zu dieser Geschichte wird in der Vorrede S. VIII also angegeben. Der Verleger forderte den Herrn Neander zur Veranstaltung einer neuen Auflage seines Buches über den Kaiser Julian und zugleich zu einer ausführlicheren Bearbeitung dessen auf, was nur Fragment geblieben war. Er erkannte aber, als er an dieß Werk gehen wollte, daß dieß Buch nach seiner jetzigen Betrachtungsweise, etwas ganz anders werden müsse, und daß wenn etwas daraus werden sollte, es zu einem weit umfassenderen Ganzen müsse ausgearbeitet werden. Dieses Geständniß macht dem Herrn Verf. Ehre, es ist ein Beweis, daß ihm manches selbst aufgefallen ist, was man in einer Characteristik Julians und seines Zeitalters nicht erwarten sollte, daß darin vieles unter einander geworfen wor-

den, und die so ganz verschiedenen Zeiten von der Entstehung des Christenthums bis auf Augustin, von dem er auch mit redet, nicht gehörig von einander unterschieden sind, und daß sich auch gegen manche aufgestellte einzelne Bemerkungen gegründete Erinnerungen machen lassen. Mögen es nun diese oder andere Gründe gewesen seyn, genug es entstand in ihm der Gedanke, die Kirchengeschichte der drey ersten Jahrhunderte, als Anfangspunct einer allgemeinen Geschichte der christlichen Kirche zuerst herauszugeben. Der Titel verspricht eine Geschichte der Religion und Kirche also eine Schilderung des christlichen Lebens, oder des Christenthums in der Kirche. Daß man diese Schilderung nicht vergebens suche, daß diese Erwartung befriedigt wird, kann Rec. mit aller Ueberzeugung versichern. Der Zweck und der Standpunct wird in der Vorrede S. VII also angegeben. Die Geschichte der Kirche Christi darzustellen — als einen sprechenden Erweis von der göttlichen Kraft des Christenthums, als eine Schule christlicher Erfahrung, eine durch alle Jahrhunderte hindurch ertönende Stimme der Erbauung, der Lehre und der Warnung für Alle, welche hören wollen — dieß war von früh an ein Hauptziel meines Lebens und meiner Studien. Doch fühlte ich stets zugleich das Gewicht einer solchen Arbeit und die großen Schwierigkeiten derselben, wenn sie den Forderungen der Wissenschaft und jener großen practischen Bedürfnisse entsprechen soll. Beides hängt hier genau zusammen: nur was sich vor dem Richterstuhl einer echten, unbefangenen, nicht durch die Brille einer philosophischen oder dogmatischen Schule sehenden Wissenschaft, als wahr bewährt, kann zur Erbauung, Belehrung und Warnung tüchtig seyn, und wo eine Wis-

fenschaft, die sich auf göttliche Dinge und deren Offenbarung und Entwicklung in der Menschheit bezieht, nicht durch Mißhandlung menschlicher Verkehrtheit zu einer bedeutungslosen Caricatur, oder zum todten Skelette geworden ist; muß sie nothwendig zu diesen practischen Ergebnissen hinführen. Wissenschaft und Leben sind hier einander zu durchdringen bestimmt, wenn nicht das Leben mannigfachen Gegensätzen des Irrthums und die Wissenschaft dem Tode und der Leerheit preis gegeben werden soll.

Dem hier Gesagten ist Herr Neander größtentheils treu nachgekommen. Er hat dem Bekannten manche neue Seite abgewonnen, und für die Geschichte des innern christlichen Lebens viel Treffliches mitgetheilt, auch findet man in den Anmerkungen, viele wichtige historisch-critische Erörterungen zum weitem Nachdenken. Er sucht die verschiedenen Erscheinungen im Gebiete des Christenthums, von dem Standpuncte des Evangeliums aus zu beurtheilen; und berücksichtigt immer das jedesmalige Zeitalter, ohne die Gesetze christlicher Duldung und christlicher Liebe zu verletzen.

In der Einleitung S. 1 — 90 wird der allgemeine Zustand der römisch-griechischen und der jüdischen Welt in religiöser Hinsicht, zur Zeit der ersten Erscheinung und der weiteren Verbreitung des Christenthums, auf eine sehr anziehende Art vorgetragen. Der erste Abschnitt S. 91 — 276 stellt das Verhältniß der christlichen Kirche zur unchristlichen Welt dar, und zwar bis S. 122 die Ausbreitung des Christenthums im Allgemeinen nebst den Hindernissen, welche derselben entgegen standen und den Mitteln wodurch sie befördert wurde, und im Einzelnen, in Asien, Arabien, in Afrika und Europa; bis

S. 276, die Bekämpfung des Christenthums, zuerst von den Ursachen derselben, sodann Bekämpfung durch Gewalt, nach den verschiedenen Lagen der christlichen Kirche unter den einzelnen Kaisern, und durch Schriften der Heiden. Der zweyte Abschnitt enthält von S. 276 — 407 die Geschichte der Kirchenverfassung, der Kirchenzucht und der Kirchenspaltungen. Erstlich die Geschichte der Gemeindevorfassung im Allgemeinen. Zwey Momente zu unterscheiden, 1) Bildungsperiode im apostolischen Zeitalter und 2) Fortentwicklung bis ans Ende dieser Periode. A. Die erste Grundlage der christlichen Gemeindevorfassung in dem apostolischen Zeitalter, S. 276 — 292. B. Die Veränderungen in der christlichen Kirchenverfassung nach dem apostolischen Zeitalter, S. 292 — 314. Die Hauptveränderungen betreffen drey Punkte: 1. Entwicklung der monarchisch = bischöflichen Kirchenregierung; 2. Bildung einer unevangelischen Priesterkaste, 3. Vermehrung der Kirchenämter. Der im Presbyterencollegium den Vorsitz führende Presbyter erhält ausschließlich den Namen Episcopus, bleibt aber immer noch primus inter pares. Unter den Verfolgungen entwickelt und behauptet sich allmählich das Episcopalsystem. Cyprian handelt in dieser Beziehung schon im Geiste der Richtung einer ganzen Zeit. Das Episcopalsystem hatte manche Vortheile, aber auch große Nachtheile, denn es beförderte die Bildung einer Priesterkaste in der christlichen Kirche. Ursache: Selbstsucht — Quelle alles Papstthums und Verwechslung der jüdischen und christlichen Oekonomie. Schon Tertullian nennt den Bischof Summus sacerdos. Die Benennungen ordo, plebs, κληρος, κληρικοι lassen an und für sich keine unevangelische Beziehung zu. — Opposi-

tion des evangelischen Bewußtseyns. S. 299 — 303. — Geistliche treiben Anfangs ein Gewerbe, allmählich werden sie weltlichen Geschäften entzogen, doch hierdurch nicht auch weltlichem Sinne. — Wahlen zu Kirchenämtern, wie die Verwaltung aller kirchlichen Angelegenheiten unter Mitwirkung der Gemeinden; seniores plebis, keine Geistlichen, aber doch personae ecclesiasticae — Vermehrung der Kirchenämter, Subdiaconen, lectores, acolythi, excorcistae, ostiarii. — Zweytens die Verbindungsformen der einzelnen Gemeinden unter einander. S. 314 — 325. Kirchliches Subordinationsystem geht nicht aus rein-evangelischem Geiste hervor: dieser weist vielmehr hin auf ein schweesterliches Gleichheitssystem, — die Chorepiscopi, Metropolen: Ecclesiae, sedes apostolicae, matricae ecclesiae, Antiochia, Alexandria, Ephesus, Korinth und Rom. — Verbindung durch kirchlichen Briefwechsel — Provinzialsynoden zuerst in Griechenland, nach dem Muster der Amphictionenversammlungen, nach und nach allgemein; heilsam, wenn sie wirklich im Geist christlicher Demuth angestellt wurden; nachtheilig, so bald sich hierarchischer Eigenwille einmischte. — Drittens, die Verbindung der ganzen Kirche zu einem in allen seinen Theilen genau zusammenhängenden Ganzen, die äußerliche Einheit der katholischen Kirche und deren Repräsentation. S. 325 — 346. Beseligende Einheit der Kirche, eine Offenbarung der Einheit des Reiches Gottes. Die Verwechslung der sichtbaren mit der unsichtbaren Kirche, der Form mit dem Wesen, verleitet bald zu einer Ueberschätzung der äußern Einheit der Kirche. Cyprians Buch de unitate ecclesiae enthält viel Wahres, mit Falschem vermischt. — Wahn von der nothwendigen Re-

präsentation dieser Einheit, diese findet man in dem vermeintlichen apostolischen Primat des Petrus — der Bahn wird bald noch ärger und für alle Zeiten auf die ecclesia Romana und deren Bischöfe übertragen. Die römische Herrschaft tritt im geistlichen Gewande auf. Römische Bischöfe nennen sich episcopus episcoporum. Victor im Jahr 190. Stephanus nimmt schon Appellationen aus Spanien an. Widerstand von Seiten des Irenäus, Cyprian und Fermilianus. II. Kirchenzucht. Ausschließung von der Gemeinde der sichtbaren Kirche und Wiederaufnahme in dieselbe. S. 346 — 359. III. Die Geschichte der Kirchenspaltungen, oder Schismata. S. 359 — 407. Ueberall zeigt der Herr Verfasser seine gründliche Bekanntschaft mit den Quellen, woraus geschöpft werden mußte, überall äußert er die Geistesfreyheit, welche das Evangelium J. C. verleiht. Die Geschichte der apostolischen Kirche, als ein Ganzes ist diesem Werke nicht mit einverleibt. Sie wird nur vorausgesetzt, und soll als ein besonderes Werk mitgetheilt werden.

Die zweyte Abtheilung dieses ersten Bandes legt die Schilderung des christlichen Lebens, oder des Christenthums in der Kirche noch mehr, und besonders dessen dritter Abschnitt, dar. Allerdings erhält dieser Band eine Ausdehnung die Manchem unverhältnißmäßig scheinen mag. Der Herr Verfasser erklärt sich darüber in der Vorrede, S. VI.: Es war von Anfang an mein Plan die Kirchengeschichte der drey ersten Jahrhunderte mit besonderer Ausführlichkeit zu behandeln, weil mir dieser Theil als der wichtigste für jeden Christen und jeden Theologen erschien, weil ich glaubte, daß die Begründung und Verbreitung der richtigen unbefangenen Ansichten

von der Entwicklung der christlichen Kirchenverfassung, des christlichen Cultus, des christlichen Lebens und der christlichen Lehren in diesen ersten Jahrhunderten, im Allgemeinen und besonders für unsere Zeit im Gegensatz gegen verschiedenartige von verschiedenen Seiten her circulirende Irrthümer, besonders wichtig und heilsam sey. Die Gährung, welche das erscheinende Christenthum in der sittlichen, religiösen und intellectuellen Natur der Menschen hervorbrachte, dient besonders dazu, das eigenthümliche Wesen des Evangeliums auf die vielseitigste Weise anschaulich zu machen, und es erfordert und verdient daher gewiß dieser außerordentliche Gegenstand die vielseitigste Betrachtung. Wir erkennen hier die verschiedenen Richtungen des menschlichen Gemüthes und Geistes, welche sich in den folgenden Zeiten, oft nur unter andern Formen, oft auf keine so freye und originelle Weise wiederholen. Wenn diese Grundsätze der ganzen Kirchengeschichte ausführlich entwickelt worden, kann in den folgenden Jahrhunderten, vieles vorausgesetzt, kürzer und gedrungenener abgehandelt werden. Die Sectengeschichte dieser Zeit, in welcher die Gegensätze, von den innersten Tiefen des menschlichen Geistes und Herzens ausgehen und noch nicht gehemmt und mit Gewalt unterdrückt, durch den ertödtenden Einfluß einer Hof- und Staatskirche — sich freyer und großartiger entwickeln können, hat so viel mehr Anziehendes, Interessantes und Lehrreiches, als die oft in ausgedörrte Dialectik sich verlierenden und durch die Einmischung der elenden byzantinischen Hofparteyen getrübbten Lehrstreitigkeiten der orientalischen Kirche in den folgenden Jahrhunderten. Das sind die Gründe die den Herrn Verfasser veranlaßten, diesen ersten Band der Kirchenges-

schichte mit größerer Ausführlichkeit zu behandeln, und es ist daher die Zahl der folgenden Bände keinesweges darnach zu berechnen. Beim Durchlesen dieser Abtheilung kann man nicht anders als diese Gründe billigen. Als Beleg wollen wir nur die vorzüglichsten Abschnitte anführen, denn das ganze vortreffliche Inhaltsverzeichnis namhaft zu machen, würde zu vielen Raum einnehmen. Dritter Abschnitt. 1. Das christliche Leben, S. 409 — 498. Vortrefflich ist die ganze Darstellung aus dem Studium der Kirchengeschichte hervorgegangen, und jeder Leser wird Herrn Neander im Stillen dafür danken. Nur in seiner Erklärung über das ascetische Leben, S. 471 und 475 möchten ihn wohl Manche viel zu schonend finden. Man kann, sagt er, nur solche Ascetik nicht als etwas an und für sich Unchristliches ansehen und verdammen, wenn eine solche von denen, die sich ihr ergaben, nur als ein gerade für ihre eigenthümliche Natur besonders geeignetes Mittel zur Beförderung ihrer Heiligung, oder als ein unter gewissen Verhältnissen besonders geeignetes Mittel zur Beförderung der Ausbreitung des Gottesreiches betrachtet, wenn das Mittel nicht zum Zweck gemacht, oder über dem Mittel nicht der Zweck vergessen, wenn nicht in dem opus operatum der Ascetik ein Verdienst gesucht, über dem äußerlichen Schein der Heiligkeit das wahre Wesen der innern Herzensheiligung die auf Liebe und Demuth gegründet ist, vernachlässigt oder vergessen wurde, wenn man nur stets eingedenk war der großen Worte des warnenden Apostels, und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre mir es nichts nütze. War aber dieß einmal vergessen, so konnte es leicht dahin kommen, daß das

innere Grab der Verderbniß nur mit dem äußerlichen Scheine der Heiligkeit übertüncht wurde und unter christlichem Schein konnte eine solche Ascetik gegen das was das eigentliche Wesen des Evangeliums ist, wahrhaft feindselig auftreten u. s. w. — 2. Der christliche Cultus, (öffentliche Gottesverehrung) S. 498 — 598. Beschaffenheit des christlichen Cultus überhaupt — Versammlungsplätze der Christen — Gottesdienstliche Versammlungszeiten und Feste — Einzelne Handlungen des christlichen Cultus — Von der Taufe und vom Abendmahl. Was S. 481 flg. zur Rechtfertigung der Kirche gesagt ist, ist nach Recens. Ansicht nicht befriedigend. — Vierter Abschnitt. Die Geschichte der Auffassung und Entwicklung des Christenthums als Lehre. — Allgemeine einleitende Bemerkungen — Geschichte der Secten — Die judaisierenden Secten. Es waren, heißt es S. 602 flg., die zwey Hauptrichtungen des religiösen Geistes, eine fleischliche und Alles ins Fleischliche herabziehende, und eine einseitig geistige, Alles zu sehr versteigende und verflüchtigende Richtung, welche sich von Anfang an dem Christenthum entgegenstellten, oder sich mit demselben vermischend es zu verfälschen drohten. Die Eine hielt sich nur an der irdischen Erscheinung des Göttlichen und verkannte in derselben den sie beseelenden höhern Geist, ohne die Realität der Erscheinung erfassen zu können, die Eine wollte nur das Menschliche im Christenthum ohne das Göttliche, die andere das Göttliche ohne das Menschliche. Wenn der Herr Verfasser diese Scheidung der Secten bey einer neuen Auflage genauer überdenkt, so wird er sich gewiß darüber anders erklären. — Gnostische Secten, auch dieser Abschnitt bedarf noch tiefere Forschungen. — An das Juden-

thum sich anschließende Gnostiker — Basilides, — Valentinus und seine Schule, Herakleon, Ptolemäus, Markus, Bardesanes. — Zweitens, den Zusammenhang zwischen dem alten und dem neuen Testamente, der sichtbaren und unsichtbaren Weltordnung leugnende gnostische Secten, S. 716 — 779. Ophiten, Pseudobasilidianer, Sethianer und Kainiten, Saturnin, Tatianus und die Enkratiten. — Electische, antinomische Gnostiker, Carpokrates, Antitacten, Prodicianer, Nicolaiten, Simonianer. — Marcion und seine Schule, Marcions Secte, Marcus, Lucanus, Apelles. — Im Anhang S. 807 — 859 wird der Cultus der Gnostiker abgehandelt, Marcossianer — Cajaner, Laufformeln der ersteren — Anwendung der letzten Selung bey den Todten — Marcion gegen die Missa fidelium — Mani und die Manichäer, und den Beschluß macht das Edict des Diocletian gegen diese Secte, das in der Denkart und Sprache in welcher dasselbe abgefaßt, alle innern Merkmale der Echtheit enthält. Bey der Darstellung der gnostischen Systeme vermißt man ein kritisches Vorwort über die Beschaffenheit der Quellen aus denen diese Systeme jetzt nur allein noch zu erforschen sind; offenbar haben die Kirchenväter Vieles mißverstanden, Manches im Eifer entstellt und öfters aus trüben Quellen geschöpft. Angehängt ist noch ein Verzeichniß vieler zum Theil sinnentstellender Druckfehler eines großen Theils der ersten Abtheilung. Wir wünschen dem gelehrten Herrn Verfasser Gesundheit zur Fortsetzung und Vollendung seines vortrefflichen Werkes, und sehen der dritten Abtheilung dieses Bandes, welche mit einer Zeittafel und mit einem Register begleitet werden wird, mit Vergnügen entgegen. Ueber die Anordnung des Ganzen versparen wir unser Urtheil bis zum Beschlusse des ersten Bandes.

P a r i s.

Bey Béchét jeune: Catalogue descriptif et méthodique des Annelides et des Mollusques de l'île de Corse. Par B. C. Payraudeau. 1826. 218 S. u. 8 Steintafeln. 8.

Je mehr man die einzelnen Länder und Gegenden in naturhistorischer Hinsicht ausforscht, desto bedeutendere Fortschritte wird man in einem erst neuerdings cultivierten Zweige der Naturwissenschaft, nämlich in der naturhistorischen Geographie, in welcher bis jetzt nur wenig Allgemeines in Bezug auf Zoologie, aber schon manches Interessante in Betreff der Botanik geleistet worden ist, machen können. Der Verf. gegenwärtigen Werks, das recht fleißig und mit vieler Sachkenntniß bearbeitet worden, hielt sich über ein Jahr (in den Jahren 1824 und 1825) auf Corsika auf, und nicht nur gegenwärtige wirbellose Thiere, sondern die gesammte Zoologie war der Zweck seines Dortseyns, so daß auch schon seit längerer Zeit die Bearbeitung der Säugethiere, der Vögel, der Reptilien und der Crustaceen jener Insel vollendet vorliegt, aber bis jetzt noch nicht ins Publikum gekommen ist. Es liefert auch gegenwärtige Schrift einen auffallenden Beweis, daß es gerade nicht nöthig sey, um neue naturhistorische Gegenstände zu entdecken, sich in entfernte Welttheile zu begeben, sondern daß jeder in seinem Lande, jedoch in der einen Gegend mehr, als in der andern, neue Entdeckungen machen könne; als Beweis hiervon mögen die 68 vom Verf. neu entdeckten Mollusken aus den Gattungen: Lutraria, Erycina, Byssomya, Venerupis, Tellina, Lucina, Venus, Cardium, Arca, Unio, Pecten und Ostrea; Chiton, Patella, Pile-

opsis, Helix, Auricula, Melania, Littorina, Rissoa, Natica, Trochus; Monodonta, Phasianella; Cerithium, Pleurotoma, Murex, Purpura, Buccinum und Mitra dienen. Wir wundern uns nicht wenig, daß der Verf. die zur Ausarbeitung seines gegenwärtigen Gegenstandes erforderlichen ausländischen (deutschen und englischen) Werke nur beim Baron Féruillac anstreffen konnte. Worüber wir uns freuen, und was überall, nicht nur in Frankreich, wo es nicht selten geschieht, sondern auch in Deutschland Nachahmung verdiente, ist, daß der Verf. nicht nur von den schon früher bekannten Arten, sondern auch von den neu entdeckten, und selbst, wenn er auch nur ein einziges Exemplar von diesen besaß, an das Museum des Pflanzengartens schenkte, damit dieselben von allen einheimischen und fremden Naturforschern gehörig benutzt werden könnten. In Bezug auf System und Nomenklatur ist der Verfasser dem Herrn von Lamarck (Animaux sans vertèbres) gefolgt, und zwar nicht bloß, weil dieses Werk als eins der vollständigsten über die wirbellosen Thiere, und dann natürlich auch der Ringwürmer und Weichthiere anzusehen ist, sondern auch weil gerade die Muscheln des mittelländischen Meers, also auch aus der Gegend von Corsika eine Hauptabtheilung der Lamarckschen Sammlung ausmachen, und somit in jenem Werke vorzüglich abgehandelt sind.

Häufig findet man, daß wenn irgend jemand in einer Sache einige Entdeckungen macht, derselbe in dem Wahn steht die ganze Sache, von Anfang bis zu Ende, von neuem wieder durcharbeiten, und so dem Publikum wieder übergeben zu müssen; diesem Unwesen hat sich der Verf. trefflich zu entziehen gewußt, indem er

nur seine Entdeckungen und Bemerkungen mittheilt, und da er nun nach der Lamarck'schen Methode verfährt, und weder die Gattungen, noch die Arten mit Ausnahme der von ihm neu entdeckten charakterisiert; so ist die Schrift nicht unnöthigerweise zu sehr angeschwollen, und kann gewissermaßen als Anhang zu dem genannten Werke von Lamarck betrachtet werden.

Anneliden, Lam. gibt es verhältnißmäßig nur wenige; die Blutegel kommen in großer Quantität vor, sind aber seit drey oder vier Jahren von den Einwohnern von Porto-Becchio, Bastia u. s. w. in beträchtlichen Sendungen über Marseille nach Paris geschickt worden. Des Hn. Deshayes Bemerkung, daß Lamarck *Dentalium elephantinum*, Linn. mit *D. arcuatum*, Linn. verwechselt habe, wird bestätigt. Von den Cirripeden, Lam. (der Verf. schreibt, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt Cirrhipeden, was offenbar falsch ist, da dieser Name vom Lat. Cirrus und pes herkommt, und keineswegs vom Griech. *κίρρος*, welches eine falbe Farbe bezeichnet, oder von dem Nom. prop. Cirrha abgeleitet werden kann) finden sich drey Gattungen, nämlich *Balanus*, *Anatifa* und *Polliceps* vor. — Was die Conchiferen und Mollusken, Lam. anbetrifft, so lassen dieselben hier keine genauere Erörterung zu, die 68 neue Arten sind genau beschrieben, und auf den beygefügtten Tafeln hinlänglich und treu abgebildet, nur können wir nicht billigen, daß sie sämtlich nach Naturforschern oder andern Männern benannt worden sind.

Schließlich hätten wir sehr gewünscht etwas über die Lebensart und den Bau dieses oder jenes, seiner Organisation nach noch wenig bekannsten Thiers z. B. des *Dentalium elephantinum* u. anzutreffen, da es doch dem Verf. an

frisch zu untersuchenden Exemplaren nicht fehlte, Hat einmal ein Zoolog den Vorsatz eine wissenschaftliche Reise zu unternehmen, so sollte er sich doch jedesmal, wenn er nicht Zoolog im weitesten Sinn des Wortes ist mit einem tüchtigen Zootomen verbinden.

B.....d.

E b e n d a s e l b e s t.

Bey Charles Simonneau: Tableau comparatif des Hauteurs des principales Montagnes et de quelques Lieux remarquables du Globe au-dessus du Niveau de la Mer, dédié à M. le Baron Alexandre de Humboldt, par A. M. Perrot, Géographe etc. 1826. Ein Blatt, 33 Par. Zoll lang, 19 Zoll hoch; nebst 13 Seiten Text in 8.

Bildliche Höhendarstellungen, wie die vorliegende, können nur zu einer allgemeinen Uebersicht und ungefähren Vergleichung der vornehmsten Gebirge und Berge der Erde dienen, aber keinen besonderen wissenschaftlichen Vortheil gewähren. Selbst wenn die Größe der Tafel so bedeutend ist, wie bey dieser, kann die nebenstehende Scala die einzelnen Maaße nicht genau angeben. Der Herausgeber fand sich aus diesem Grunde veranlaßt, ein Höhenverzeichnis, welches sich auf die Nummern der Tafel bezieht, in darunter befindlichen Feldern hinzuzufügen. Hierbey vermißt man aber zum Theil die für Zusammenstellungen solcher Art nöthige Kritik. Hr. Perrot hat bey Weitem nicht immer die ersten Quellen benutzt, sondern häufig aus anderen Zusammenstellungen von verschiedenem Werth geschöpft. Die Anzahl der verzeichneten Höhen beläuft sich auf 402, unter denen sich auch die Höhenangaben von einigen Seen, Städten, und ausgezeichneten Gebäuden

befinden. Nicht durchgängig ist die Auswahl glücklich getroffen, indem z. B. von unserem Harz statt des Brockens, der wenig bekannte Wormberg aufgenommen worden. Viele Namen sind falsch geschrieben. — Was den Kupferstich betrifft, so zeichnet sich dieser durch eine gefällige Behandlung aus. Die zugleich angedeutete Schneegrenze, die allgemeine Vegetationsgrenze, die brennenden Vulkane und mehrere andere Gegenstände, nehmen sich begreiflicher Weise auf den sauber illuminierten Exemplaren besser, als auf den schwarzen Abdrücken aus, zwischen denen der Käufer wählen kann. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß die Umrisse, wenn der Maaßstab für die Basis ein viel kleinerer als für die Höhe seyn muß, um die Länge der Tafel nicht zu sehr zu erweitern, auch nicht entfernt einen Begriff von den wahren Bergformen geben können; daher es in dieser Hinsicht ziemlich gleichgültig seyn möchte, ob man für einen solchen Zweck die Palissadenform, wie bey der Höhentafel von Schlesien des Herrn v. Charpentier, oder eine den Bergformen mehr sich nähernde Darstellung wähle, da die Berge bey einem großen Mißverhältnisse der Höhe zur Basis, doch immer mehr und weniger das Ansehen von Palissaden behalten. Aber bildliche Darstellungen dieser Art, können nicht zugleich treue Gebirgsprofile seyn, bey denen, um ihnen größeren wissenschaftlichen Werth zu geben, stets ein gleicher Maaßstab für die Höhe, als für die Basis angenommen werden sollte. Wenn bey jenen eine, die Uebersicht und Vergleichung der Höhen erleichternde und zugleich geschmackvolle Ausführung zu den Vorzügen gehört, so ist dagegen bey diesen nur auf möglichste Treue der Umrisse zu sehen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

148. Stück.

Den 15. September 1827.

G ö t t i n g e n .

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen. — Die Vorlesungen werden insgesammt in der mit dem 22. October beginnenden Woche ihren Anfang nehmen.

Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet: Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr, Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Zur Einsicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Buch, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Zettel, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der ökonomische Garten, das Museum, die Gemäldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physikalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Orts melden, besucht werden.

N [6]

Vorlesungen.

Theologische Wissenschaften.

Encyclopädie, Methodologie und Literardgeschichte der theologischen Wissenschaften trägt Hr. Prof. Hensen um 8 Uhr vor;

Theologische Encyclopädie u. Methodologie, Hr. Prof. Reiche um 3 Uhr;

Theologische Encyclopädie und Einleitung in die Bibel, Hr. Licent. Matthäi um 2 Uhr.

Eine allgemeine und besondere Einleitung in die canonischen und apocryphischen Bücher des alten Testaments gibt Hr. M. Ewald um 2 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament: Hr. Consist. R. Pott erklärt die Psalmen, mit besonderer Hinsicht auf die Grammatik, um 10 Uhr; Hr. Hofr. Tschjen, die Psalmen um 9 Uhr, u. in einer öffentlichen Vorlesung, das Buch der Richter; Hr. Prof. Ewald, den Jesaias 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr; Hr. Licent. Matthäi, den Pentateuch, um 3 Uhr.

Eine historisch-critische Einleitung in die Bücher des Neuen Testaments gibt Hr. Prof. Planck 5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr; Hr. Prof. Reiche um 2 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament: Hr. Consist. R. Pott erklärt das Evangelium und die Briefe Johannes, und die Apostelgeschichte, mit ausführlicher Erörterung der im N. T. vorkommenden jüdischen Vorstellungen, um 9 Uhr; Hr. Prof. Planck (in der zweyten Abtheilung seiner Vorlesung über das N. T.), das Evangelium und die Briefe Johannes, und die Apostelgeschichte, 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; Hr. Prof. Lücke, die Synopsis der drey ersten Evangelien 6 Stunden wöchentl. um 9 Uhr; Hr. Prof. Reiche, die vier Evangelien, um 9 Uhr.

Die Dogmatik trägt Hr. Consist. R. Planck um 11 Uhr vor; Hr. Prof. Hensen, um 11 Uhr (nicht, wie im lat. Cataloge steht, um 10 Uhr);

Die Theologie des Alten Testaments, Hr. Rep. Götschen 4 Stunden wöchentlich um 2 Uhr;

Die christliche Ethik, Hr. Prof. Lücke, um 8 Uhr;

Die zweyte Hälfte der Kirchengeschichte, Hr. Consist. R. Planck um 8 Uhr; die Universal-Geschichte der christlichen Kirche, nach Studlins Lehrb. (Ausg. 4. Hannover 1825), Hr. M. Böhmer, 5 Stunden wöchentlich

um 3 Uhr; den ersten Theil der Kirchengeschichte vom 1. bis 8. Jahrh. Hr. Rep. Holzhausen, 3 Stunden wöchentlich um 11 Uhr, unentgeltlich.

Die Pastoral-Lehre, in Verbindung mit einem Abrisse des protestantischen Kirchenrechtes für künftige pract. Religionslehrer in dem protestantischen Deutschland, handelt Hr. General-Superint. Dr. Tresfurt, nach seinem 'Tabellarischen Leitfaden zu academ. Vorlesungen über die Pastoral-Lehre nach ihrem ganzen Umfange. Göttingen, bey Vandenhoeck und Ruprecht. 1825' um 6 Uhr ab.

Die Homiletik wird Hr. Consist. R. Pott um 2 Uhr abhandeln, und außerdem die Aufsicht über die verschiedenen Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminars fortsetzen. Hr. Prof. Hensen wird öffentlich Dinst. um 3 Uhr und Mittwochs um 6 Uhr die Uebungen der homiletischen Gesellschaft leiten.

Die Theorie der reinen Catechetik trägt Hr. General-Superint. Dr. Tresfurt 4 Stunden wöchentlich um 1 Uhr vor, und verbindet damit die ersten practischen Anleitungen.

Die weiteren Uebungen im catechetischen Seminar werden von Hrn. General-Superint. Dr. Tresfurt Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr unentgeltlich geleitet werden.

Zu Repetitorien und Examinatorien über die verschiedenen Zweige der theologischen Wissenschaften erbietet sich Hr. Pastor Bunnemann, so wie auch Hr. Repetent Holzhausen.

Die Uebungen der theologischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hrn. Prof. Planck werden nach der bestehenden Ordnung ihren Fortgang haben.

Die Uebungen der theologischen Privat-Societäten wird Hr. Repetent Götschen leiten.

In dem Repetenten-Collegium wird Hr. Repetent Götschen die dogmatischen Beweisstellen Mont. und Donnerst. um 4 Uhr in deutscher Sprache erklären, zugleich aber zwei andere Stunden zu lateinischen Disputationen über die erklärten Stellen bestimmen. — Hr. Repetent Holzhausen wird 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr das Buch Job erklären.

R e c h t s w i s s e n s c h a f t.

Die Encyclopdie des gesammten heutigen Rechtes trägt Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der neuesten Ausg. seines Lehrbuches, um 2 Uhr vor; veräumte

Anfangsstunden erbietet sich Hr. Universitäts-Secretare Kiedel nochzuholen. Hr. Hofr. Bauer trägt die Encyclopaedie des gesammten Rechtes Mont., Dinst., Donnerst. und Frent. um 2 Uhr vor.

Das positive Europäische Völkerrecht handelt Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem bey Wandenhoef und Ruprecht erschienenen Grundrisse, Mont., Mittw. und Donnerst. um 11 Uhr ab.

Ein diplomatisches Practicum hält Hr. Prof. Saalfeld Sonnab. um 11 Uhr.

Das Staatsrecht der deutschen Bundesstaaten trägt Hr. Hofr. Eichhorn um 8 Uhr vor;

Das Staatsrecht des Königr. Hannover (mit dem Privat-Rechte), Hr. Dr. Quentín um 8 Uhr;

Das Criminal-Recht nebst dem Criminal-Proceß, Hr. Geh. Just. R. Meister, nach seinem Lehrbuche um 10 Uhr; Hr. Hofr. Bauer, nach seinem 'Lehrbuch der Strafrechtswissenschaft', um 9 Uhr;

Die Geschichte des Römischen Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der zehnten Ausg. seines Lehrbuches, um 10 Uhr;

Die Geschichte und die Alterthümer des Römischen Rechtes, Hr. Prof. Ribbentrop um 9 Uhr;

Die Exegese, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der dritten Ausg. seiner Ephrestomathie, mit einer vorangeschickten Einleitung in die Drittheile, Partes, Bücher, und Titel der Digesten und des Codex, nach der neuen unter der Presse befindlichen Ausg. seines Lehrbuches, um 11 Uhr;

Die Exegese des Institutionen Textes, Hr. Dr. Balett in einer noch zu bestimmenden Stunde;

Die Institutionen des Civil-Rechtes, nach Waldeck, Hr. Prof. Böhmcr um 11 Uhr; Hr. Hofr. Bauer, um 11 Uhr;

Die Institutionen des ältern sowohl als neuern Römischen Privat-Rechtes, Hr. Prof. Ribbentrop, 6 Stunden wöchentlich um 11 Uhr und Dinst. und Frent., um 8 Uhr;

Die Pandecten oder das heutige Römische Recht, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der siebenten Ausg. seines Lehrbuches, um 9 Uhr;

Die Pandecten, Hr. Prof. Götschen, nach seinem bisher befolgten Grundrisse, und einem neu ausgearbeiteten Anhang desselben, der theils ein Verzeichniß der Beweismittel theils eine Erläuterung einzelner Abschnitte enthält, 12 Stunden wöchentlich um 9 und 11 Uhr; Hr.

Prof. Evers (mit Einschluß des Erbrechts) 6 Stunden wöchentlich um 11, und 5 Stunden um 2 Uhr; Hr. Dr. Valett (mit Einschluß des Erbrechts), nach dem Lehrb. des Hrn. von Wenig, Ingenheim, um 9 und 11 Uhr; Hr. Dr. Francke um 9 und 11 Uhr;

Das Erbrecht, Hr. Prof. Götschen, 5 Stunden wöchentlich um 2 Uhr.

Ein Pandecten-Practicum hält Hr. Prof. Evers Mont., Dinst. u. Donnerst. um 5 Uhr.

Privatissima über das Römische Recht gibt Hr. Assessor Dr. Desterley.

Das Kirchenrecht trägt Hr. Prof. Böhmmer, nach dem Handbuche seines sel. Vaters, um 10 Uhr vor; Hr. Hofr. Eichhorn, um 10 Uhr;

Das Deutsche Privat-Recht (ohne Lehnrecht), Hr. Prof. Evers 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; Hr. Assessor Dr. Kraut, 6 Stunden wöchentlich um 11 Uhr;

Das Privat-Recht des Königr. Hannover, Hr. Hofr. Veramann 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr; Hr. D. Quentin (nebst dem Staatsrechte), 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Allgemeines Preussisches Landrecht, nebst einer Uebersicht der Preussischen Gerichtsordnung, Hr. Prof. Evers um 1 Uhr;

Das Preussische Landrecht, mit Inbegriff des Processus, Hr. Dr. Quentin 6 Stunden wöchentlich;

Das Lehnrecht, Hr. Assessor D. Kraut, nach Diecks Grundriß (Ausg. 2. Halle 1827), 3 Stunden wöchentlich um 2 Uhr;

Den gemeinen Deutschen Criminal-Process, Hr. Dr. Valett, nach Martin, nebst einem Anhang über das Verfahren der Geschwornen-Gerichte um 1 Uhr;

Die Theorie des bürgerlichen Processes, Hr. Geh. Just. R. Meißner, nach Martin, um 3 Uhr; Hr. Dr. Collmann, nach Ende, 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr; Hr. Assessor Dr. Desterley, nach Martin (Ausg. 9) um 11 Uhr;

Die Lehre von Klagen und Einreden, verbunden mit leichten practischen Ausarbeitungen, Hr. Dr. Collmann 4 Stunden wöchentlich um 2 Uhr;

Den Concurß-Process, Hr. Assessor Dr. Desterley Mont. und Donnerst. um 3 Uhr, unentgeltlich;

Practische Rechts-Controversen vorzüglich aus dem Gebiete des Civil-Processes, Hr. Dr. Collmann Mittw. um 1 Uhr, unentgeltlich.

Ein practisches Collegium über den Pros

ceß hält Hr. Hofr. Bergmann 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; ein Relatorium, 3 Stunden wöchentlich um 10 Uhr.

Zu Privatstudium über den gemeinen Civil-Process erdietet sich Hr. Assessor Dr. Desterley.

Die Civilrechts-Policey oder sogen. jurisprudentia extrajudicialis trägt Hr. Assessor Dr. Desterley 4 Stunden wöchentlich um 2 Uhr vor.

General-Examinatoria über alle Rechtstheile, so wie auch Special-Examinatoria, und Recitatoria in deutscher oder lateinischer Sprache, hält Hr. Dr. Valett, Hr. Dd. Zimmermann.

S e i l f u n d e.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Die Encyclopädie und Methodologie der Medicin trägt Hr. Dr. Heinr. Eichhorn, nach eigenen Dictaten, Dinst. und Freyt. um 11 Uhr unentgeltlich vor.

Anatomische Demonstrationen geben auf dem öffentlichen anatomischen Theater Hr. Hofr. Langenbeck und Hr. Prof. Hempel um 1 Uhr, und zwar wird jener, nach seinem anatomischen Handbuche und mit Hinweisung auf seine anatomischen Kupfertafeln, die Splanchnologie, Angiologie, und Neurologie, dieser, nach der fünften Ausg. seiner Anfangsgründe der Anatomie, die Myologie vortragen. — Practischen Unterricht im Zergliedern gibt Hr. Hofr. Langenbeck von 2 bis 4 Uhr, Hr. Prof. Hempel von 10 bis 12 Uhr.

Osteologie und Syndesmologie lehrt Hr. Prof. Hempel, nach der fünften Ausg. seiner 'Anfangsgründe der Anatomie', Mont. und Donnerst. um 8 Uhr;

Die vergleichende Anatomie und Physiologie, Hr. Ober-Medical-R. Blumenbach Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 8 Uhr.

In der Zootomie ist Hr. Dr. Berthold erbditig privatissime Unterricht zu ertheilen.

Die Physiologie des Menschen, nach Blumenbach, erldutert durch Demonstrationen an Präparaten und durch Versuche an lebenden Thieren, trägt Hr. Dr. Herbst 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr vor;

Physiologie des Menschen und der Thiere, Hr. Dr. Berthold, nach seinem 'Abriss der Physiologie. Göttingen 1826', 6 Stunden wöchentlich um 11 Uhr;

Physiologie des Menschen, erläutert durch Demonstrationen an Thieren, Hr. Dr. Himly 6 Stunden wöchentlich um 11 Uhr;

Allgemeine Nosologie, Therapie und Heilmittel-Lehre, als die erste Hälfte seines Systems der Medicin, Hr. Hofr. Himly, nach seinem Lehrbuche, 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr;

Allgemeine Pathologie, nach der vierten Ausg. seines Handbuchs, Mont., Dinst. und Mittw. um 3 Uhr, und allgemeine Therapie, mit besonderer Rücksicht auf practische Arzneimittellehre, Donnerst. u. Freyt. um 3 Uhr, Hr. Hofr. Conradi;

Allgemeine Therapie, Hr. Hofr. Stromeyer der Ältere, um 3 Uhr;

Allgemeine Heilmittel-Lehre, Hr. Dr. Kraus, nach seiner bey Wandenboeck und Ruprecht erscheinenden 'Wissenschaftlichen Uebersicht der gesammten Heilmittel-Lehre' um 11 Uhr, unentgeltlich;

Specielle Heilmittel-Lehre, mit besonderer Hinsicht auf Pharmacognoste und mit Vorzeigung vergleichender Pflanzenabbildungen, Hr. Dr. Kraus, nach seiner eben genannten 'Uebersicht ic.', 5 Stunden wöchentlich um 11 oder um 5 Uhr;

Practische Arzneimittel-Lehre, mit Versuchen über die Wirkungen der Arzneimittel, Hr. Dr. Herbst 5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr;

Den pharmacologischen Theil der Materia Medica, Hr. Hofr. Schrader, Mittw., Donnerst., Freyt. u. Sonnab. um 2 Uhr.

Ueber die Toxicologie oder die Lehre von den Giften und Gegengiften hält Hr. Prof. Marx Mont., Dinst. u. Mittw. um 3 Uhr eine Vorlesung.

Specielle Therapie lehrt Hr. Hofr. Stromeyer der Ältere, um 4 Uhr.

Die Nosologie und Therapie der Verdauungs-Werkzeuge, der Respirations-Werkzeuge, der Haut, der Harn-Werkzeuge und der Geschlechtsheile trägt Hr. Hofr. Himly 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr vor;

Den zweyten Theil der specuellen Pathologie und Therapie, die abnormen Ausleerungen, Cachexien, Nervenkrankheiten, Seelenkrankheiten ic. enthaltend, Hr. Hofr. Conradi, nach der dritten Ausg. seines Lehrbuchs, 4 Stunden wöchentlich um 5 Uhr;

Die empirische Physiologie der Krankheiten und ihrer Heilarten, namentlich der Fieber,

der Entzündungen, der Hautausschläge, der Luffeuche, der Wasserscheu und der sämtlichen übrigen Vergiftungen, Hr. Dr. Heinz. Eichhorn 5 Stunden wöchentlich um 2 Uhr.

Ueber die Pathologie und Therapie der syphilitischen Krankheiten hält Hr. Prof. Marx Donnerst. und Freyt. um 3 Uhr eine Vorlesung.

Die Lehre von den Krankheiten der Schwangeren, Kreißenden und Wöchnerinnen trägt Hr. Prof. Meade 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr vor;

Die Therapie der Kinderkrankheiten, Hr. Prof. Ostlander 4 Stunden wöchentlich um 10 Uhr;

Die zweite Hälfte der Chirurgie, Hr. Hofr. Langenbeck um 6 Uhr.

Die Manual-Chirurgie lehrt Hr. Hofr. Langenbeck privatissime.

Uebungen in Operationen bey den Krankheiten der Augen stellt Hr. Hofr. Langenbeck privatissime an.

Die Lehre von dem Chirurgicalen Verbande handelt Hr. Dr. Pauli Abends um 7 Uhr ab, und verbindet damit eine Anleitung zu practischen Uebungen;

Die Zahnkrankheiten und die dabey vorkommenden Operationen, eben derselbe.

Entbindungswissenschaft u. Entbindungskunst lehrt Hr. Prof. Meade 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; dieselbe Stunde Sonnab. so wie die im Entbindungshause vorkommenden Fälle bestimmt er zu practischen Uebungen; auch ist er zu Privatissimeis erbötig. Hr. Prof. Ostlander gibt um 2 Uhr. privatissime Anleitung zu den geburts-hülfflichen Operationen.

Die gerichtliche Arzneywissenschaft trägt Hr. Prof. Meade 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr vor.

Ein Examinatorium über alle Theile der Medicin wird Hr. Dr. Herbst Mont., Mittw. und Freyt. um 6 Uhr halten.

Zu Examinatorien u. Repetitorien über sämtliche Zweige der Arzneywissenschaft ist Hr. Dr. Heinz. Eichhorn erbötig.

Die medicinischen und chirurgischen klinischen Uebungen in dem academischen Hospitale und in den Privat-Wohnungen der Kranken wird Hr. Hofr. Hilty, nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift 'Verfassung der medicinisch-chirurgischen Klinik zu Göttingen, 1803' entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmt dazu die Stunde von 11 bis 12 Uhr täglich.

Für die klinischen Uebungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Hr. Hofr. Langenbeck die Stunde von 9 bis 10 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Klinik gibt Hr. Hofr. Conradi in dem unter seiner Direction stehenden klinischen Institute um 10 Uhr.

Ueber die Anatomie und Physiologie der landwirthschaftlichen Hausthiere hält Hr. Director Dr. Lappe, 5 Stunden wöchentlich um 1 Uhr eine Vorlesung, und verbindet damit Präparier- Uebungen.

Die Thier- Arzneymittel- Lehre trägt Hr. Director Dr. Lappe 4 Stunden wöchentlich um 2 Uhr vor.

Die practischen Uebungen in dem der Aufsicht des Hrn. Director Dr. Lappe untergebenen Königl. Thier- Hospitale werden täglich um 10 Uhr gehalten.

Ueber das Aeußere des Pferdes hält Hr. Stallm. Ahrer eine Vorlesung.

Philosophische Wissenschaften.

Eine Einleitung in die Philosophie, und Anleitung zum philosophischen Denken — das ist: vom Begriffe und der Eintheilung der Philosophie, Entwicklung der Begriffe der philosophischen Wissenschaften, Uebersicht der geschichtlichen Entwicklung und des gegenwärtigen Zustandes der Philosophie — gibt Hr. M. Krause, nach Dictaten, jede Mittwoche Abends um 6 Uhr unentgeltlich;

Eine Darstellung und Würdigung der neueren deutschen Systeme der Philosophie von Kant, Fichte, Schelling und Hegel, und der Lehren Reinhold's und Jacobi's, Hr. M. Krause, nach Dictaten, 3 Stunden wöchentlich um 5 Uhr privatissime.

Die Logik und die übrigen Vorkenntnisse der Philosophie trägt Hr. Hofr. Bouterwek, nach seinem Lehrbuche der philosophischen Vorkenntnisse, Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 8 Uhr vor;

Die Logik und Encyclopaedie der Philosophie, Hr. Hofr. Schulze, jene nach der vierten, diese nach der dritten Ausgabe seiner Lehrbücher, 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Die Logik, als Erkenntnislehre, Denklehre, und Wissenschaftslehre, Hr. M. Krause, nach seinem 'Abriß des Systems der Logik, 1825', Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 6 Uhr Abends;

Die Metaphysik, Hr. Hofr. Schulze um 4 Uhr;

Das System der Philosophie, enthaltend die analytische Philosophie, und die Metaphysik, oder die Lehre von Gott, von der Vernunft, der Natur und der Menschheit; so wie die metaphysische Grundlegung der Religionswissenschaft, der Sittenlehre, und der Rechtslehre, Hr. M. Krause, nach seinem 'Abriss des Systems der Philosophie, Th. 1. 1825', und nach Dictaten, 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr;

Die allgemeine practische Philosophie und die Ethik, Hr. Hofr. Bouterwek, nach dem zweyten Theile seines philosophischen Lehrbuches, Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 3 Uhr.

Das philosophische Conversatorium des Hrn. M. Krause wird jeden Freyt. Ab. von 7 bis 8 Uhr unentgeltlich fortgesetzt werden.

Die gesammte Politik, oder die Lehre von der Verfassung und Verwaltung des Staats nebst der Policey und allgemeinen Cameralwissenschaft, trägt Hr. Hofr. Sartorius um 4 Uhr vor; Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem bey Wandenboeck und Ruprecht erschienenen Grundrisse, um 3 Uhr;

Die National-Deconomie nebst der Finanzwissenschaft, Hr. Hofr. Sartorius um 2 Uhr; Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem bey Wandenboeck und Ruprecht erschienenen Grundrisse, um 9 Uhr;

Ein practisches Collegium über Politik, Cameralwissenschaft etc. hält Hr. Prof. Saalfeld Freyt. um 11 Uhr.

Eine Encyclopaëdie der gesammten Cameralwissenschaften (der Land- u. Forstwirthschaftslehre, der Bergbaukunde, Technologie, Handelswissenschaft, Policey- und Finanzwissenschaft) trägt Hr. M. Hüne 6 Stunden wöchentlich um 11 Uhr vor.

Die Landwirthschaft lehrt Hr. Hofr. Hausmann Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 8 Uhr; Hr. M. Sprengel um 9 Uhr, außer dem auch privatissime;

Die Metallurgie, Hr. Hofr. Hausmann Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 11 Uhr, privatissime;

Die allgemeine Forstwissenschaft, Hr. M. Hüne 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr.

Mathematische Wissenschaften.

System und Geschichte der Mathematik trägt Hr. M. Eichhorn, nach seiner unter der Presse befindlichen

‘Entwickelungs-Karte der reinen Mathematik’ 5 Stunden wöchentlich um 1 Uhr vor;

Die reine Mathematik, Hr. Hofr. Lhibaut um 5 Uhr; Hr. M. Focke in bequemen Stunden; Hr. M. Köhler, nach Lorenz Grundriß heraus gegeben von Versling, 5 Stunden wöchentlich.

Die Analysis des Endlichen nebst der analytischen Geometrie, Hr. Hofr. Lhibaut um 11 Uhr;

Die analytische ebene und sphärische Trigonometrie, nebst der Stereometrie, Hr. Prof. Ulrich, nach seinem Lehrbuche, um 10 Uhr;

Die angewandte Mathematik, Hr. Hofr. Lhibaut um 3 Uhr (nicht, wie im latein. Cataloge steht, um 11 Uhr); Hr. M. Focke, in bequemen Stunden.

Die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung in der angewandten Mathematik lehrt Hr. Hofr. Gauß um 10 Uhr;

Die practische Rechenkunst in allen ihren Zweigen, Hr. M. Schrader, privatissime;

Die practische Geometrie, so wie es die Witterung erlaubt, Hr. M. Schrader;

Die höhere Mechanik, Hr. Prof. Ulrich, 4 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Die höhere Mechanik, mit Vorbereitungs-Einleitung in die höhere Differential- und Integral-Rechnung, Hr. M. Eichhorn, nach seiner ‘Entwickelungs-Karte’ 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr, oder in einer bequemen Stunde;

Die Mühlenbaukunst, Hr. Ober-Bau-Commissär Vorbeck, nach eignen Dictaten, um 11 Uhr;

Die optischen Wissenschaften nebst der Perspective, Hr. M. Schmidt um 4 Uhr.

Die Grundlehren der Astronomie trägt Hr. Prof. Harding um 10 Uhr vor.

Ueber populäre Astronomie wird Hr. M. Schmidt um 5 Uhr eine Vorlesung halten, und da ihm Hr. Hofr. Gauß den Gebrauch der Telescope auf der Sternwarte erlaubt hat, so ist er dadurch in den Stand gesetzt, seinen Zuhörern die Erscheinungen der Himmelskörper durch Fernsöhren zu zeigen.

Die practische Astronomie lehrt Hr. Hofr. Gauß privatissime;

Die Schifffahrts-Kunde, Hr. Prof. Harding um 2 Uhr;

Die bürgerliche Baukunst, Hr. Prof. Ulrich um 11 Uhr, verbunden mit Uebungen im Zeichnen; Hr. M.

Schrader, nach etlichen Dictaten, in bequemen Stunden;
H. M. Köhler, mit Uebungen im Zeichnen, 4 Stunden
wöchentlich; Hr. Ober-Bau-Commissär Vorbeck, nach
dem zweiten Theile seines Lehrbuches, um 10 Uhr;

Die Landbaukunst, Hr. Ober-Bau-Commissär
Vorbeck, nach dem ersten Theile seines Lehrbuches,
um 9 Uhr;

Die Straßen- und Brückenbaukunst, Hr. Ober-
Bau-Commissär Vorbeck um 2 Uhr.

In der Anfertigung richtiger Bau-Anschläge
unterrichtet Hr. M. Schrader um 8 Uhr;

Im Planzeichnen, so wie in der Verfertigung
militärischer Pläne, derselbe.

Ein mathematisches Practicum über die Haupt-
Theoreme und Probleme seiner 'Entwicklungs-Karte 2c.'
hält Hr. M. Eichhorn um 4 Uhr in zwey Abtheilungen:
1. Reine Mathematik mit Anwendung auf Maschinenwe-
sen, 3 Stunden wöchentlich, wobey auch der freye Zutritt
zu der Modellkammer benutzt wird; 2. Reine mathes-
matische Physik, in schriftlichen Abhandlungen von den
Zuhörern darzustellen, 3 Stunden wöchentlich.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der
theoretischen sowohl als praktischen Mathematik erbiethet sich
Hr. M. Schrader, Hr. M. Focke, Hr. M. Köhler.

N a t u r l e h r e.

Die Naturgeschichte trägt Hr. Ober-Medicinal-R.
Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wö-
chentlich, um 3 Uhr vor;

Allgemeine Zoologie, Hr. Dr. Berthold 4 Stun-
den wöchentlich um 1 Uhr.

Die zweite Hälfte der Botanik, welche die cryp-
togamischen Gewächse begreift, handelt Hr. Hofr.
Schrader Mont. und Dinst. um 11 Uhr ab, und verbind-
et damit die gewöhnlichen Excursionen.

Ueber die polypetalischen Pflanzen-Familien
hält Hr. M. Bartling Mittw. und Sonnab. um 2 Uhr
eine unentgeltliche Vorlesung.

Zur Kenntniß der seltenen in den Gewächshäusern
des botanischen Gartens befindlichen Pflanzen gibt Hr. Hofr.
Schrader Dinst. um 2 Uhr Anleitung.

Die Anatomie und Physiologie der Pflanz-
en handelt Hr. Hofr. Schrader Mittw., Donnerst. und
Freyt. um 11 Uhr ab. Hr. M. Bartling trägt Anato-

mie, Morphologie und Physiologie der Pflanzen 4 Stunden wöchentlich um 11 Uhr vor.

Zu Privatissimis über alle Theile der Botanik ist Hr. M. Bartling erbditig.

Die Mineralogie trägt Hr. Hofr. Hausmann, nach seinem Handbuche, 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr vor;

Die Physische Geographie, Hr. Prof. Bunsen um 8 Uhr;

Die Experimental-Physik, Hr. Hofr. Mayer, nach der sechsten Ausgabe seines Lehrbuches, um 2 Uhr;

Die Meteorologie, Hr. Hofr. Mayer, nach seinem Lehrbuche, Sonnab. um 11 Uhr, öffentlich.

Die theoretische Chemie, mit den erforderlichen Versuchen erldutert, handelt Hr. Hofr. Stromeyer der jüngere, 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr ab;

Die Zoochemie, derselbe Mittw. und Sonnab. um 8 Uhr;

Die Agricultur-Chemie, Hr. M. Sprengel 5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr; außer dem auch privatissime.

Für die practischen chemischen Uebungen in dem academischen Laboratorium bestimmt Hr. Hofr. Stromeyer die Stunden von 1 bis 3 Uhr, Mont. u. Dinst.

Historische Wissenschaften.

Die alte Geschichte trägt Hr. Hofr. Heeren, nach seinem Handbuche, um 3 Uhr vor;

Mythologie und Religionsgeschichte der alten Völker, Hr. Prof. Müller um 9 Uhr;

Die Geschichte Griechenlands von den ältesten Zeiten bis auf die Zerstörung von Corinth, Hr. Prof. Hoeck, 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr;

Die Geschichte der vorzüglichsten Europäischen Staaten von der Völkerwanderung bis auf unsere Zeiten, Hr. Hofr. Heeren 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr;

Die Geschichte der neuesten Zeit vom Anfange der Franz. Revolution, Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem bey Wandenhoek und Ruprecht gedruckten Grundrisse, um 4 Uhr;

Die Geschichte Deutschlands, Hr. M. Böhmer, nach Voizetel, um 8 Uhr.

Eine Darstellung der englischen Geschichte von 1640 bis 1660 und der Französischen von 1789 bis

1815, nebst einer Vergleichung der Ursachen, des Ganges, und der Folgen dieser beiden Revolutionen, gibt Hr. M. Per 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr.

Die Statistik, sowohl die allgemeine, als die besondere von Großbritannien, Frankreich, Rußland und den Nord-Americanischen Freystaaten, trägt Hr. Hofr. Heeren um 11 Uhr vor.

Ueber die Staatskunde der Nassauischen Lande mit besonderer Hinsicht auf ihre Verfassung und Verwaltung, wird Hr. Hofr. Sartorius für die hier studierenden Nassauer in einer bequemen Stunde eine Vorlesung halten.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Literär = Geschichte.

Die allgemeine Literär = Geschichte trägt Hr. Hofr. Neuß 4 Stunden wöchentlich vor.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Sache erwähnt.

Schöne Künste.

Aesthetik, verbunden mit der Geschichte der schönen Künste, besonders der Dichtkunst, trägt Hr. Hofr. Vouterwek, 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr vor.

Einen historischen und critischen Abriss der Geschichte der Französischen Literatur gibt Hr. Prof. Artaud 4 Stunden wöchentlich in Französische Sprache.

Ueber den Deutschen Stil hält Hr. Prof. Bunsen eine Vorlesung Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Unterricht im Zeichnen gibt Hr. Zeichenmeister Eberlein, sowohl im Allgemeinen für Anfänger, als auch besonders im Landschaftszeichnen, im Zeichnen anatomischer Gegenstände so wie auch im architectonischen Zeichnen, und im Planzeichnen nach Lehmann.

Die Theorie der Musik trägt Hr. Musik-Director M. Heinroth Mont. und Freyt. um 7 Uhr vor. — Die Sing-Academie wird Mont. Ab. 8 Uhr gehalten.

In der Schönschreibekunst unterrichtet der Universitäts-Schreibmeister Hr. Organist Henze.

A l t e r t h u m s k u n d e.

Die Hebräischen, vorzüglich gottesdienstlichen Alterthümer erläutert Hr. Licent. Matthdi Mont. und Donnerst. um 4 Uhr unentgeltlich.

Ueber die Römischen Alterthümer hält Hr. Prof. Dissen eine Vorlesung 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr.

O r i e n t a l i s c h e u n d a l t e S p r a c h e n.

Die Arabische Grammatik lehrt Hr. Hofr. Tuchs, nach seinem Lehrbuche, um 1 Uhr; Hr. Prof. Ewald um 3 Uhr.

Ueber die Sanskrit-Sprache und Literatur hält Hr. Prof. Ewald, Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr eine unentgeltliche Vorlesung, in welcher er die von Bopp herausgegebenen Stücke des Mahabharata erklären wird.

Die Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und Griechische Schriftsteller: Hr. Hofr. Mitscherlich erklärt um 2 Uhr die Uraonautica des Apollonius von Rhodos nebst der 4. Pythischen Ode des Pindars, und bestimmt für die Mitglieder des philologischen Seminars Mont. und Dinst. um 11 Uhr ausgewählte Idyllen des Theocrits. Hr. Prof. Dissen erläutert die Wolken und die Frösche des Aristophanes um 3 Uhr; Hr. Prof. Hoek, die ersten Bücher des Herodot philologisch und historisch um 5 Uhr; Hr. M. Lion erklärt den Dionysius Periegetes, und verbindet damit eine Geschichte der Griechischen Geographie 4 Stunden wöchentlich um 11 Uhr; Hr. M. Culemann, die Iliade, mit besonderer Rücksicht auf homerische Sprache und auf Alterthümer, 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr. — Zum Privat-Unterricht im Griechischen erbietet sich Hr. M. Lünemann, Hr. M. Lion, Hr. M. Lachmann, Hr. M. Culemann, Hr. Pastor Bunemann.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und Lateinische Schriftsteller: Hr. Prof. Dissen bestimmt für die Mitglieder des philologischen Seminars Donnerst. und Freyt. um 11 Uhr die Elegien des Tibull; Hr. Prof. Müller übt dieselben Mittw. um 11 Uhr im Disputieren, und erklärt um 4 Uhr die Germania und den Agricola des Tacitus. Hr. M. Lion erläutert 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr die Historiae des Tacitus; Hr. M. Lachmann, Ciceros Bücher de oratore, mit einer Einleitung über die Redekunst bey den Römern, um 4 Uhr; derselbe

gibt ein Practicum über lateinischen Stil privatissime. — Zum Privat-Unterricht im Lateinischen erbiethet sich Hr. M. Länemann, Hr. M. Pion, Hr. M. Lachmann, Hr. M. Eulemann, Hr. Pastor Bunnemann.

Eine Anleitung zur Kenntniß, zum sichern Verstehen, und zur richtigen Beurtheilung der Mittelhochdeutschen Dichter gibt Hr. Hofr. Benecke privatissime.

Neuere Sprachen und Literatur.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud. Auch wird Hr. M. Pion, und Hr. M. Dubois Unterricht im Französischen ertheilen.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache in Verbindung mit practischen Uebungen, trägt Hr. Hofr. Benecke Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 6 Uhr Ab. vor; außerdem wird er in einem von mehreren Herren gewünschten Collegium an denselben Tagen um 5 Uhr für Geübtere *The lady of the lake*, *The bride of Abydos* und einige Schauspiele *Shakespeare's* erklären. — Hr. M. Pion erbiethet sich zum Privat-Unterricht im Englischen.

Die Italiänische u. Spanische Sprache lehrt Hr. Prof. Bunsen Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 5 Uhr.

Die Reitbahn ist dem Hrn. Stallmeister Nyker untergeben; der Fechtboden, dem Univ. Fechtm. Hrn. Casstropp; der Tanzboden, dem Univ. Tanzmeister Hrn. Hölzke.

Wegen der Logis kann man sich an den Logis-Commissär, Pedell Schäfer, wenden; Auswärtige, welche Logis suchen, können von ihm sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im Voraus Bestellungen machen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

149. Stück.

Den 17. September 1827.

Heidelberg und Leipzig.

Im Verlage der neuen academischen Buchhandlung von Carl Groos: die Verdauung nach Versuchen von Friedrich Liebemann und Leopold Gmelin, Professoren an der Universität zu Heidelberg. Erster Band XXIV und 380 S. 1826. Zweyter Band 276 S. 1827. 4.

Es ist gewiß eine höchst angenehme Erscheinung, daß ein Physiolog und ein Chemiker abermals ihre Bemühungen vereinten, zur Aufklärung eines für den Lebensproceß so wichtigen Vorgangs, wie die Verdauung, in welcher auf der Gränze des Lebens"Chemie und Physiologie einander so nahe berühren, und wobey, wollte man sich bloß auf letztere beschränken, die schönste Gelegenheit übergangen würde, den Unterschied zwischen dem Spiel der Affinitäten und dem organischen Stoffwechsel darzuthun; unläugbar spricht sich auch hier bey der Synthese das Leben viel positiver aus, als bey der Analyse, bey welcher dasselbe nur noch in seinem Entweichen geahnt werden kann.

S [6]

Da es nach dem Plane unserer Blätter bey der Anzeige solcher Arbeiten zunächst auf möglichst kurze Angabe der Hauptresultate ankommt, so übergeht Ref. um so lieber die polemische Einleitung gegen die Pariser Academie der Wissenschaften, der die Abhandlung zuerst als Beantwortung ihrer Preisfrage im J. 1823 übersendet wurde. Gewiß handelten die Verf. ganz würdig, daß sie, als ihnen die Mittheilung des Rapports der Commission verweigert wurde, die ihnen unter dem Titel einer Aufmunterung zuerkannte Summe von 1500 Franken ablehnten, doch hätten sie die ihnen angebotene Mention honorable nicht gleicherweise sich verbitten sollen, am allerwenigsten aus dem angegebenen Grunde, daß die Academie ein paar Schriften andern Inhalts, die die Verf. nicht für preiswürdig halten, gekrönt habe, da doch die angeführten Werke auch ihren Werth haben, und jeden Falls bereits gekrönt waren, als die Verf. ihre Preischrift übersandten. Allerdings waren, wie dieß die Verf. in der Einleitung bemerken, vor der Untersuchung der Veränderungen, welche durch die Verdauung bewirkt werden, die Mischung und die Eigenschaften der verschiedenen zur Verdauung beytragenden Säfte, welche den in den Darmkanal aufgenommenen Nahrungsmitteln beygemischt werden, zu erforschen. Der zur Trockne ringedickte, im kalten Weingeist gelöste, abgedampfte und nachher wieder im Wasser gelöste Speichel vom Menschen und Schaafe wurde durch salzsaures Eisenoxyd dunkel blutroth gefärbt, was schon Treviranus bemerkte, und die Verf. für die von Porret bekannt gemachte Schwefelblausäure erklären, von der sie glauben, daß durch sie das lebende Contractionsvermögen der Nahrungsmittel getilgt werden möge. Diesen Stoff

enthielt der Speichel des Hundes nicht, derselbe enthielt auch ganz wenig Dsmazom, aber viel salzsaures Kali. Sehr wichtig wäre es gerade von dem Eigenthümlichen des Speichels dieses Thieres genaue Kenntniß zu haben, da bey der diesem Thier, wenigstens ihrer Entstehung nach, eigenen Wuth die Veränderung der gastrischen Secretionen eine so große Rolle spielt. Pancreatischer Saft. Bey einem lebenden Hunde wurde der pancreatische Gang bloß gelegt und geöffnet, so daß man mittelst einer kleinen Glasröhre innerhalb vier Stunden gegen drey Quentchen Flüssigkeit erhielt, worauf der Gang, um die Folgen für die Verdauung zu erfahren, unterbunden wurde. Die Wunde schloß sich gut, das Thier zeigte sich durchaus nicht afficiert. Nach eilf Wochen wurde es getödtet, und nun fand man, daß ein zweyter Gang sich mit dem Gallengang in den Darm öffnete und der unterbundene Gang, durch dieselbe Naturhülse wie bey Brodies Unterbindung des Gallengangs wieder geöffnet und hergestellt war. Der Saft des Pancreas reagierte bey dem Hunde schwach sauer, der beträchtliche trockene Rückstand enthielt Dsmazom, eine durch Chlor sich röthende und eine käseähnliche Materie, vielleicht mit Speichelstoff oder Eynweiß. Beym Schaaf und Pferd wurde der pancreatische Saft auch nicht so ganz identisch mit dem Speichel gefunden, denn statt Schleim und Speichelstoff fand sich bey jenem viel Eynweißstoff und Käsestoff, auch etwas freye Säure. Doch fand sich bey dem Pferde in der Flüssigkeit des Dünndarms eine dem Speichelstoff sich sehr nähernde Materie, ja sogar noch im Blinddarme. S. 161. Die Galle wurde mittelst Weingeistes, essichsauren Bleyoxyds, Salzsäure, Weingeists und Schwefelsäure, Schwe-

felsäure und Essich untersucht. Dabey fanden die Verf. gegen Berzelius einen großen Antheil Gallenharz und Mikromel, von welchen ersteres aber auch durch den Weingeist zum Theil produziert zu werden scheint, und gleich Chevreuil, jedoch unabhängig von diesem, auch Gallenfett, Talg- und Delsäure. Entschieden erklären sie sich für einen eigenthümlichen Farbstoff der Galle, welcher auf Zumischung von Salpetersäure, innerhalb weniger Secunden vom Grünen ins Blaue, Violette und endlich ins Rothe übergeht, der sich in allen Thierklassen gleich verhält und durch dieses Mittel selbst auch im krankhaften Blutsferum, Chylusferum und Urin sich entdecken läßt; doch träte beym Erhitzen der Galle das färbende Princip des Gallenstoffs an den gerinnenden Eyrweißstoff und könne durch Weingeist nicht mehr davon getrennt werden, in jedem Fall gelinge die grüne Färbung des Serum besser, wenn man die Salpetersäure mehr verdünnt zumische. Beym Chlor gleicht die Farbenreihe nicht so vollständig der beym Chamäleon minérale wie bey der Salpetersäure. Für die Untersuchung der im nüchternen Zustande auf der Magen- und Darmfläche sich aussondernden Flüssigkeiten ließen die Verf. Hunde und Pferde längere Zeit, zum Theil einige Tage lang fasten, und brachten denselben während dieser Zeit Pfeffer oder Kieselsteine in den Magen, um die Magenflüssigkeit in größerer Menge zu erhalten. Diese so erhaltene Flüssigkeit, welche die Verf. selbst von der im gewöhnlichen nüchternen Zustande vorhandenen, meist neutral gefundenen Magenflüssigkeit unterscheiden, soll in einzelnen Fällen freye Salzsäure, Essich- und Buttersäure, letztere beym Pferde enthalten haben, doch ist die Gegenwart freyer Salzsäure im Magensaft,

nach der von den Verf. am Schluß gegebenen Erklärung nur so wahrscheinlich als möglich gemacht, aber allerdings keineswegs streng erwiesen und die von andern gefundene Milchsäure wird für eine durch thierische Materie einigermaßen fixierte Essigsäure erklärt (2 Bd. S. 275). Entschieden sauer zeigten sich auch beim Hunde die Secreta des Blinddarms, beim Pferde dagegen fanden die Verf. daselbst statt freyer Säure doppelt kohlensaures Natron vorwaltend. Daß bey diesen Untersuchungen der bis aufs Aeußerste getriebenen Entleerung des Magens die Verf. nicht jedesmal auch die Beschaffenheit der Milz und des Pfortadersystems angeben mochten, werden mit dem Ref. gewiß Viele bedauern.

Versuche nachdem die Thiere mit reinem Eyzweißstoff, Faserstoff, Butter, Stärkemehl, Kleber, Käse und Thierleim gefuttert worden waren. Die Verf. nehmen an, daß durch das Vorwalten der Salz- und Essigsäure der Eyzweiß- und Faserstoff vor der Abscheidung durch die Siedhitze geschützt werde. Butter fanden sie noch im Blinddarm, sogar im Mastdarm und in der Harnblase, während die anderen Stoffe schon nach vier Stunden im Magen ihre auszeichnende Eigenschaften verloren hatten, auch im Chylus, selbst im Blutwasser trafen sie noch Spuren von Fett, übrigens wurde auch nur in diesem einzigen Falle Chylus mit Aether behandelt, aus dem Blute eines mit Kleber gefütterten Hundes schied der Aether auch Fett ab, und die Verf. bemerken selbst, daß auch anderes Blut an Weingeist Fett abgeben, oder vielleicht richtiger, unter Zumischung von Weingeist oder Aether ein solches sich bilden kann. Auch das Stärkemehl wurde vermittelst der Jod-Tinctur noch

bis in den Blinddarm aufgespürt, ja die Verf. glaubten sich zu überzeugen, daß Amylum noch im Mastdarm sich befunden habe, als dieser Versuch jedoch an einem andern Hunde wiederholt wurde, so konnte man gleich im Magen mittelst des Jods keine violette Färbung mehr hervorbringen, und S. 302 wird behauptet, daß das Stärkemehl seine Fähigkeit sich mit Jod zu bläuen verliere, sobald dasselbe durch die Magenflüssigkeit in den flüssigen Zustand übergeführt worden sey. Bey einer Gans, die mit Welschkorn gefüttert worden war, und bey der die Consistenz des Gedärme-Inhalts der des Honigs glich, wurde Jod im Muskelmagen noch, aber nicht mehr in der ersten Hälfte des Dünndarms gebläut. Mehr als der Grad der Verdünnung scheint auf diese Verschiedenheit des Erfundes der Zutritt desorydierender Stoffe, den Beobachtungen Balards zufolge, gewirkt zu haben. Daß im Magensaft aufgelöste Stärkemehl schien im weitem Verlauf des Darmkanals in eine, gleich dem Zucker der Gährung fähige Substanz beym Hunde verwandelt zu werden. Kielmeyer vermuthete dieß schon vor 30 Jahren nach der Analogie bey der Keimung, bey der sich der Mehlstoff im Albumen und Vitellus der Gräser-Saamen auch in Zuckerstoff und Schleim verwandelt. Bey dem Pferde schien sich nicht Zucker, sondern Stärke-Gummi zu bilden. Bey einem mit Stärkemehl gefütterten Pferde lief der Chylus aus dem Milch-Brustgang so stark geröthet, wie bloßes Blut. Ueberhaupt fanden die Verf. daß der Chylus aus dem Milchbrustgang des Pferdes sich unmittelbar bey seinem Austritt aus dem Gefäße schon roth zeigte, wurde das Gefäß unter dem Quecksilber-Apparat

geöffnet und der Chylus mit Sauerstoff in Berührung gebracht, so wurde er lebhaft karminroth, in der Berührung mit Stickluft dagegen schmutzig karmesinroth und mehr getrübt, so daß demnach die rothe Farbe weder von der Absorption des Sauerstoffgases noch vom Stickgase entstände. Untersuchung des Mageninhalts bey Milchälbern. Sowohl das Filtrat des Inhalts aus dem ersten, als das aus dem vierten Magen, welches für Laabflüssigkeit gehalten wurde, und wovon besonders das Letztere am schnellsten und vollständigsten Gerinnung zu veranlassen vermochte, verlor durch die einfache Destillation zwar nicht die Eigenschaft Pflanzensäfte zu röthen, wohl aber die Milch gerinnen zu machen, und erhielt diese auch nicht wieder, wenn Destillat und Rückstand wieder zusammengegossen wurden. Bey zwey Ochsen reagierte das in den ersten zwey Magen Enthaltene alkalisch und brauste mit Säuren, im vierten Magen aber sauer. Ungern wird man die Untersuchung des Milchsaftes im Brustgang vermissen. Beym Ochsen wurde im ersten und vierten Magen eine durch Salzsäure rosenroth sich färbende Materie angetroffen, dieselbe zeigte sich auch im Blinddarm eines mit Hafer gefütterten Schaafes, dessen Chylus auch nicht mit Salzsäure geprüft wurde. Auch in den Gedärmen der Raubvögel und der aus dem Hühnergeschlecht, sowohl im nüchternen Zustande, als nach der Fütterung mit Fleisch, Erweis, Gerste, Kleber und Gummi fanden die Verfasser eine solche Materie, die im obern Dünndarm durch Chlor im Blind- und Dickdarm durch Säuren und Metallsalze geröthet wurde; sie leiten dieselbe aus dem Pancreas her, doch fand sie sich ja auch im Magen des Ochsen.

Für Diätetik und Pathologie gleich wichtig ist die Behauptung, daß die oben angegebenen Säuren während der Verdauung in desto reichlicherem Maaße angetroffen werden, je schwerer zu verdauen, oder je unauflöslicher die in den Magen gebrachten Substanzen waren. Bey einem Pferde, das mit Hafer gefüttert worden war, wurde die Lackmus-Linctur stärker geröthet, als bey einem mit Stärkemehl gefütterten, bey dem Hunde war die Röthe stärker nach gekochtem Eiweiß, Faserstoff, der Butter, dem Käse, Kleber, der Milch, dem rohen und gekochten Rindfleisch, Knochen und Knorpel, Spelzbrot und Roggenbrot, am schwächsten bey Stärkemehl, Reis und Kartoffeln. Die Verfasser schließen hieraus, daß Fleisch schwerer zu verdauen sey, als Kartoffeln und Reis, was Seite 304 und 369 nicht gerade bestätigt wird. Gewiß nimmt aber bey den verschiedenen Thieren derselbe Stoff nicht die nämliche Stelle in der Reihe der Verdaulichkeit ein, sondern diese Scalen wechseln bey den verschiedenen Thieren, und den Gras fressenden Thieren kommt gewiß nicht für alle Stoffe dieselbe größere Verdauungskraft zu, auch wäre es besonders in einzelnen Krankheitsfällen immer möglich, daß gerade gewisse Stoffe, indem sie zur Absonderung stärkerer Verdauungssäft disponierten, wohlthätig wirkten, und als besonders verdaulich gepriesen werden könnten.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

150. Stück.

Den 20. September 1827.

Heidelberg und Leipzig.

Beschluß der Anzeige: die Verdauung nach Versuchen von Friedrich Liedemann und Leopold Gmelin u.

Im zweyten Theil glauben die Verf. durch ihre Versuche mit Unterbindung des gemeinschaftlichen Gallengangs zu erweisen, daß Galle aus den Gallenwegen durch lymphatische Gefäße resorbiert werde, weil der Chylus im Milchbrustgange gelb war, und Spuren von Galle enthielt; diese Spuren hätten aber auch durch die resorbierenden Gefäße aus dem übrigen Körper dahin gelangt seyn können. Ferner glauben sie erwiesen zu haben, daß auch ohne Gallenerguß Cyweißstoff sich bilde und Chylus in Flocken entstehe, (die von Autenrieth und Werner gesehene Ausscheidung des Chylus aus dem Chymus auf Zuguß von Galle wird ganz bestritten), daß überhaupt den Mangel an Fett, Farbestoff und Harz abgerechnet, die Contenta des Blind- und Dickdarms sich nach unterbundenem Gallengange nicht

verschieden zeigen, nur daß sie viel übler und fauliger rochen, was davon hergeleitet wird, daß die Galle die faule Zersetzung des Gedärme-Inhalts verhindere. Auch der Chylus im Milchbrustgang trennte sich nach Unterbindung des Gallengangs in Placenta und Serum, zwar sey derselbe nicht mehr milchweiß, diese Farbe fehle ihm aber auch zuweilen bey offenem Gallengange, je nach Beschaffenheit der eingenommenen Nahrung. Höchstens lasse sich annehmen, daß aus dem Darmkanal weniger Fett aufgenommen werde, wenn die Galle nicht in denselben gelange. Die Verf. glauben daher, daß die Galle als eine Auswurf-Materie wobey Combustibilien in tropfbar flüssiger Gestalt den Körper verlassen, anzusehen sey, daher wenden sich auch in den niedern Thierklassen, bey welchen die Lungencirculation immer weniger vollständig sich zeigt, die Venen aus mehreren Organen zu der Pfortader, wie dieß Bojanus bey der Schildkröte nachgewiesen habe, bey welcher sich die Venen aus den hintern Extremitäten, dem Becken, dem Schwanz, den Schildern, den Bauchmuskeln, ja sogar Anastomosen aus den Hals- und Zwischenrippen-Venen alle zu der Pfortader schlagen und die Leber relativ immer größer werde, wie bey den Mollusken, bey welchen wie bey den Doris- und Tethys-Arten die Galle auch größtentheils erst in der Nähe des Afters in den Darmkanal gelangt. Uehnliches ergebe auch die Natur der Gallenfieber, des gelben Fiebers und der asiatischen Brechruhr, bey welchen Krankheiten wegen gestörter Lungenfunction durch die Hitze, reichlicher Galle abgefondert werde; bey letzterer Krankheit, die ganz anders begriffen werden muß, ist aber bekanntlich dieß gar nicht der Fall, sondern die Gallenabsonderung fehlt

ganz und die Besserung tritt erst mit ihrem Wiedererscheinen ein. Höchstens könne angenommen werden, daß die Stickstoff haltenden Bestandtheile der Galle, des Pikromel, Smazom, die dem Gliadin ähnliche Materie und die Cholsäure mit den aufgelösten Nahrungsmitteln eingezogen werden und zur Assimilation beitragen möchten. Ref. glaubt, daß man daraus, daß die Galle nicht gleichförmig, sondern nur nach dem Genuß von Speisen in den Darmkanal sich ergießt, wohl auf ihren wesentlichen Antheil an der Verdauung werde schließen dürfen. Die röthliche Farbe des Milchsaftes rühre von berygemischtem Blutroth her, dieß soll vorzüglich damit erwiesen werden, weil bey einem mit Hafer gefütterten Pferde, der röthliche Schein des Chylus der Saugadern durch Zumischung von Hydrothion-Säure in einen grünlichten überging. Doch war der Chylus gerade auf Fütterung mit frischem und gekochtem Fleisch am wenigsten röthlich; die Verf. meinen daher, je nahrhafter das Futter sey, desto weniger Neigung zur Röthung zeige der Chylus, weil alsdann die aus den Gekrösdrüsen und der Milz ergossene röthliche Flüssigkeit weniger vorschlage. Wirklich schien auch die Färbung ins Rothe im nüchternen Zustande am stärksten zu seyn, auch waren im nüchternen Zustand die Saugadern der Milz bey Pferden mit einer röthlichen Lymphe erfüllt, ebenso fand in diesem Zustande der Faserstoff sich am stärksten vor. Die Färbung des Chylus ins röthliche soll ferner stärker seyn, nach Unterbindung des Gallengangs, damit würde ja das übereinstimmen, daß bey dem Pferde, bey welchem es keinen Behälter für die Galle gibt, der bey den Wiederkäuern nicht fehlt, diese Neigung zur Röthung am stärksten ist. Der Faserstoff und die Serin-

nung sollen ebenso nach Unterbindung des Gallengangs stärker seyn. Der Fettgehalt des Chylus oder dessen milchichtes Aussehen stehe dagegen in geradem Verhältniß mit dem Genuß der Nahrungsmittel, denn der aus den Saugadern des Mesenteriums erhaltene Chylus war milchichter als der aus dem Milchbrustgang, und die Lymphe aus dem Becken und Dickdarm war beynahe gar nicht trübe; wäre nur auch etwas über die Menge und Zeit des Saufens der Thiere angegeben!

Bei den Vögeln wurde die Verdauung beym *M. f. seh* abicht, der Henne, Gans und dem Trutzhahn untersucht. Beym erstern dieser Thiere mußte eine ganz genaue Geschichte seiner Verdauung besonders wichtig seyn, da dasselbe, wie Ref. sich selbst durch lange Beobachtung überzeugte, gar nicht säuft. Auch bey allen diesen Thieren zeigte sich im nüchternen aber gereizten Zustande besonders im Drüsenmagen freye Säure, welche, weil sie Trübung der salpetersauren Silberauflösung veranlaßte, für Salzsäure erklärt wird. Auch Flußsäure scheint vermuthet werden zu müssen, weil Achat und Bergkrystall schon angegriffen sich zeigten, doch gab ein ausdrücklich auf Erkennung dieser Säure angestellter Versuch kein positives Resultat. Auch enthält keines von beiden reine Kieselerde, welche letztere ohne dieß auch durch Alkalien angegriffen werden kann. Eynweißstoff und Osmazom fand sich nicht im nüchternen Zustande, sondern nur bey gefütterten Thieren, das Futter mochte übrigens Eynweiß enthalten, oder nicht; am reichlichsten war es im Zwölffingerdarm und in der ersten Hälfte des Dünndarms. Eynweiß einer Henne beygebracht, wurde nach zwey Stunden ganz umgeändert gefunden. Um zu erfahren, ob Pflanzen-

fressende Vögel auch wie die Hunde in ihren Nahrungsmitteln durchaus Stickstoff bedürfen, wurden Gänse bloß mit Zucker, Gummi und Amylum gefüttert, alle drey starben unter starker Gewichtsabnahme am 16ten bis zum 24sten Tage, eine Gans dagegen der man bloß Eysweiß gereicht hatte, starb erst am 46sten Tage, bey der letztern wurde viel Harnsäure gebildet. In den Blinddärmen der Vögel schienen sich von der in dem dünnen Darne verschwundenen Säure wieder neue Spuren zu zeigen. Auch die Magenflüssigkeit der Frösche und Blindschleichen, zumal wenn diese Thiere gefressen hatten, röthete die Lackmustinctur, weniger sauer reagierte diese Flüssigkeit bey der Natter und dem Grasfrosch. Die Verf. schließen auch hier auf Salzsäure, weil bey der Natter Knochen aufgelöst gefunden werden. Auch die durch Chlor sich röthende Materie wurde im obern Dünndarme des Frosches gefunden, und eine durch Salpetersäure sich röthende Substanz wurde in dem Mastdarm desselben Thiers gefunden. Bey den Fischen zeigte sich die Galle nach den verschiedenen Arten sehr verschieden gefärbt, bey der Barbe und dem Weissfisch ließ sich durch Kali ein eigenthümlicher Stoff aus der wässrigen Auflösung fällen. Aether bildete kein Fett, bey der Einäscherung lieferte die Galle aller Fische viel schwefelsaures Natrum. Auch im Magensaft der Fische fand sich, wenn die Thiere vorher gefüttert worden waren, eine sauer reagierende Flüssigkeit, ferner Eysweiß und die durch Chlor sich röthende Materie.

Dies sind die Hauptresultate der dankenswerthen Untersuchungen beider Verf., deren vereinte Bemühungen für die Physiologie bereits schon fördernd wirkten. So viel man aus dem

raisonnierenden Theile schließen darf, so glaubten die Verf. die Function des Darmkanals mehr unter den chemischen Gesichtspunct bringen und hauptsächlich mit der Frage über abwechselnde Säuerung und Alcalescenz (doch wohl eher über Drydation und Desoxydation?) der Nahrungsmittel bis zu ihrer Gelangung ins Blut sich beschäftigen zu müssen; sollte jedoch die Verdauung auch nur chemisch behandelt werden, so würden gewiß auch gute practische Resultate daraus sich ergeben haben, wenn die Verf. gleichzeitig bey so viel als möglich gleichen Exemplaren die einfacheren Stoffe in den Magen gebracht, deren Veränderung in einer bestimmten Zeit beobachtet und dabey auch auf die Menge und Verschiedenheit des genossenen Getränks, des gewöhnlichen, des oxydierten und des destillierten Wassers selbst auch des Salzes Rücksicht genommen hätten. Da aber nach dem Ausspruch jenes großen Naturforschers die chemische Erklärung der Verdauung ein bloßes Fragment ist, das in die Geschichte der Chylusbereitung eingepaßt werden muß, so bleibt die viel wichtigere Frage über die Bildung des organischen Stoffes, der sich nach microscopischen Untersuchungen durch Bildung ovoidischer Körperchen oder nach Döllinger als organische Flocken sich erkennen läßt, (was die Verf. aber nicht recht zugeben wollen,) immer noch für die mehr physiologische Erforschung übrig.

Frankfurt am Main.

In Commission bey W. Schaefer: Sammlung gemeininteressanter und gemeinnütziger Abhandlungen meist naturwissenschaftlichen und philosophischen Inhalts von J. W. C. Dau. 292 Octavseiten mit einer Steindrucktafel. 1826.

Der Verf. welcher schon Mehreres geschrieben und unter andern auch durch ein mit Beyfall aufgenommenes Handbuch über den Torf (M. f. unsere G. U. 1823 S. 526) bekannt ist, übergibt hier dem Publicum eine neue Sammlung von Abhandlungen über allerley Gegenstände, bey deren Betrachtung sich ihm mehrere eigenthümliche Ideen dargeboten haben, die er an bereits bekannte Ansichten anzuknüpfen, und diese dadurch zu vervollständigen sucht. Da er diese Aufsätze, der Vorrede zufolge, unter mancherley Leiden verfaßt hat, so darf man es mit ihrer Critik so genau nicht nehmen, und darum begnügen wir uns bloß mit einer allgemeinen Anzeige derselben. Die Abhandl. I. führt den Titel: Japan oder das Volk Jahrtausende hindurch unverdorben. Der Verf. will keineswegs ein unbedingter Lobredner Japans seyn, noch weniger dessen Zustand im Allgemeinen zur Nachahmung in Europa empfehlen, sondern bey der Betrachtung dieses meist so sehr verkanteten Volkes bloß die von mehreren aufgestellte Meinung widerlegen, als ob es ein Naturgesetz und also nothwendig sey, daß Völker welche einen bedeutenden Grad der Ausbildung erreicht haben, wieder zurücksinken, und in einen Zustand von Halbcultur oder gar Rohheit verfallen müßten. Abh. II. Die letzte Ausbildung der jetzigen Gestalt der Länder auf unserer Erde. Die große Katastrophe welche die Erdoberfläche erlitten hat, sucht der Vf. von einem Cometen abzuleiten, der mit seinem Schweife die Erde gestreift habe, wodurch heftige Orkane entstanden seyen, welche die Meere in Bewegung gesetzt, und sie weit über ihre Küsten aufs feste Land getrieben hätten. Abh. III. Gränzen und Beschränktheit der organischen Natur, insbesondere der Menschheit, verglichen mit den absoluten Naturgränzen auf der Erde. Aller-

ley maxima und minima bey diesen oder jenen Naturgegenständen. Abh. IV. Grundlinien einer gemeinfaßlichen Chemie, besonders in philosophischer Hinsicht. Meist das bekannte in einer zweckmäßigen Ordnung und Uebersicht. Eine eigene Idee §. 74 daß, da die Hauptbestandtheile des thierischen Körpers sich auch in der Atmosphäre nur in einem anderen quantitativen Verhältnisse befänden, man die Atmosphäre als eine von Erden und überflüssigem Kohlen-, Wasser- und Sauerstoff möglichst gereinigte thierische Masse, der vielleicht auch ein Leben inwohne, betrachten könne. Abh. V. Kurz gefaßte Theorie des Hagels, nach neuern physischen Ansichten. Abh. VI. Die Sonne als Gottheit der Perser. Abh. VII. Der Ursprung der Meteorsteine. Der Vf. erklärt sich für den tellurischen oder atmosphärischen Ursprung derselben, und sucht das bisher gegen diese Ansicht geschriebene zu widerlegen, und, was für sie spricht, mit mehreren neuen Ideen und Darstellungen zu vervollständigen. Gelegentlich eine neue Theorie der Wärme, vermöge der sie als etwas Materielles und zwar aus Lichtstoff und Hydrogen bestehendes betrachtet wird. Auch ist der Vf. einer gewissen Umwandlung der Stoffe in der Natur nicht ungewogen. Abh. VIII. Die Größe des deutschen Volkstammes. Abh. XI. Schutzrede für die Klöster. Der Vf. bemerkt in dieser Hinsicht ausdrücklich, daß er selbst Protestant sey, und nur in Rücksicht auf die protestantische Kirche jene Schutzrede geschrieben habe. Ueberall, zumal in den naturwissenschaftlichen Abhandlungen zeigt der Verf. Belesenheit und Bekanntschaft mit dem Gegenstande der ihn beschäftigt, und wo er auch neue Ideen vorträgt, hat er sich der Kürze und Klarheit beflissen, welches man den philosophischen Speculationen unserer Zeit nicht immer mit Lobe nachsagen kann.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

151. Stück.

Den 22. September 1827.

Göttingen.

In der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften am 25ten August hielt Herr Hofrath Hausmann die Vorlesung. Sie handelte: *de origine saxorum, per Germaniae septentrionalis regiones arenosas dispersorum.*

Die Ablagerung zahlloser Gebirgsstrümmen in den norddeutschen Sandebenen, gehört unstreitig zu den merkwürdigsten geologischen Erscheinungen. Die Mannigfaltigkeit in ihrer Zusammensetzung fesselt das Auge des Beobachters nicht minder, als die bedeutende Größe Einzelner, in Verwunderung setzt; und wenn die Erfahrung lehrt, daß ihre Verbreitung sich nicht auf die südbaltischen Ebenen beschränkt, sondern durch ganz Dänemark fortsetzt und gegen Osten wie gegen Westen weit zu verfolgen ist; daß die südliche Grenze der norddeutschen, großen Sandformation nicht überall zugleich die Verbreitung jener Geschiebe abschneidet, sondern daß sie an manchen Stellen bis an den Rand der norddeutschen Berge und weit in

einige Flußthäler und ihre Verzweigungen vorbringen — so wird es einleuchtend, daß nur durch eine gewaltige Katastrophe, welche die nordische Erde in der letzten Periode ihrer allgemeineren Veränderungen traf, jene Gebirgstrümmer-Ablagerung bewirkt seyn konnte. Zu dem großen geologischen Interesse, welche diese Erscheinung gewährt, gesellen sich noch mehrere andere Rücksichten, welche eine genauere Beleuchtung derselben wichtig machen. Die Geschiebemassen unserer Sandebenen, stellen dem Ackerbaue oft eben so große Hindernisse entgegen, als sie dem Wegebau in jenen Gegenden förderlich sind; und der Alterthumsforscher findet unter ihnen merkwürdige, zum Theil colossale Denkmäler aus einer dunkeln Vorzeit, deren Vorkommen genau an die Verbreitung jener Steinmassen geknüpft ist. Die erste Frage, welche sich bey ihrer Betrachtung aufdringt, ist unstreitig: 'woher stammen jene Gebirgstrümmer?' Gelingt ihre Beantwortung, so ist ohne Zweifel viel für die Bahnung des Weges gewonnen, der zur künftigen Auffindung einer genügenden Erklärung jenes geologischen Phänomens führen kann.

Die verschiedensten Meinungen sind über den Ursprung der in den norddeutschen Sandebenen zerstreuten Geschiebe geäußert; sie lassen sich indessen auf folgende zurückführen. 1) Die Gebirgstrümmer sind da, wo sie sich finden, entstanden; sie sind Reste vormaliger, zusammenhängender Gebirgslager. 2) Die Gebirgstrümmer sind aus der Tiefe der Erde an die Oberfläche gekommen; sie sind Auswürflinge. 3) Sie sind Abkömmlinge anderer Weltkörper und als solche auf die Erde niedergefallen. 4) Sie stammen von näheren oder entfernteren Gebirgsmassen ab. Die erste dieser Meinungen, welche schon von Be-

roldingen und neuerlich Herr Hofrath Munde
 geäußert hat, scheint die Verbreitung der Stein-
 blöcke in den Sandebenen einfach zu erklären,
 wird aber durch die Art ihres Vorkommens wi-
 derlegt. Die verschiedenartigsten Gebirgstrüm-
 mer von älteren und neueren Formationen kom-
 men ohne Ordnung durch einander vor, die
 Grandmassen gemeiniglich tiefer, wie die größe-
 ren Blöcke; nicht bloß Sand, sondern auch Thon-
 und Mergellager hüllen sie ein; nirgends zeigen
 sich unter ihnen oder in ihrer Nähe anstehende
 Gesteine, von welchen man die Trümmer älte-
 rer Gebirgsmassen ableiten könnte; wohl aber
 ruhen sie, theils mit dem Sandgebilde welches
 sie einschließt, theils unabhängig von demselben,
 auf verschiedenen Gliedern des jüngeren Flözge-
 birges. Sehr gewöhnlich sieht man es jenen
 Trümmern an, daß sie durch eine lange Ein-
 wirkung von Wasser, Abrundung und Ebung
 der Oberfläche erlitten haben. — Die Meinung,
 nach welcher die Geschiebe der norddeutschen Sand-
 ebenen Auswürflinge seyn sollen, wurde vor lan-
 ger Zeit von Silberschlag und dem älteren
 de Luc ausgesprochen und neuerlich durch den
 jüngeren de Luc wiederholt vertheidigt. Auch
 diese Annahme wird leicht widerlegt, wenn man
 die Art des Vorkommens und der Verbreitung
 jener Trümmer mit einiger Aufmerksamkeit ver-
 folgt. Die dritte, von Chabrier neuerlich
 aufgestellte Hypothese, über die Abkunft der in
 unseren Haiden ausgesäeten Gebirgstrümmer,
 erinnert an die Fabel des Aeschylus vom
 Herculischen Steinfeld im südlichen Frankreich
 und bedarf wohl keiner besonderen Widerlegung.
 Was die vierte Annahme betrifft, nach welcher
 jene Trümmer Abkömmlinge von näheren oder
 entfernteren Gebirgsmassen sind, so ist sie, abge-

sehen von der verschiedenen Art, wie man sich die Geschiebe und Blöcke fortgeführt denkt, darin abweichend, daß man dieselben entweder von südlichen, oder von nördlichen Gebirgen ableitet. Ersterer Meinung sind Meierotto und Bredé in ihren Schriften über die Bildung der Südbaltländer zugethan und auch Herr Bergcommissär Tasche hegt sie hinsichtlich der am nördlichen Harzrande sich findenden, fremden Geschiebe. Unter diesen kommen aber viele vor, die den am Harze anstehenden Gebirgsarten völlig unähnlich sind. Dasselbe zeigt sich, wenn man die Geschiebe der Westphälischen Ebenen, mit den Gesteinen der benachbarten Gebirge, oder wenn man die in den flachen Elb- und Odergegenden zerstreuten Blöcke, mit den Sächsischen und Schlesischen Gebirgsarten vergleicht. Der Nordabfall der norddeutschen Gebirge und höheren Flöhrücken, setzt der Verbreitung der fremden Geschiebe gegen Süden im Allgemeinen eine Gränze und wo diese hin und wieder in Flußthälern von ihnen überschritten wird, da sind sie doch auch nur bis zu gewissen Puncten vorgebrungen; nirgends aber lassen sie sich bis zum Ursprunge der Flüsse verfolgen. — Vor langer Zeit ist von dem Hauptmann von Arenswald die Meinung geäußert, daß die in Pommern und Mecklenburg sich findenden Orthoceratiten, Trilobiten und andere Petrefacten enthaltenden, losen Stücke von Kalkstein und Mergel von Gottland abstammen möchten und Holländische Naturforscher haben schon längst die in einigen Gegenden der Niederlande zerstreuten Granitblöcke aus Norwegen und Schweden abgeleitet. Herr Doctor Jordan lenkte zuerst die Aufmerksamkeit darauf, daß viele in der Lüneburger Haide zerstreute Geschiebe, Aehnlichkeit mit nordischen

Gebirgsarten zeigen. Seitdem haben mehrere andere ausgezeichnete Naturforscher sich dafür erklärt, daß der größere Theil der in den norddeutschen Sandebenen und in Dänemark abgelagerten Gebirgsstrümmern, nordischen Ursprungs sey. Dieselbe Meinung ist in Ansehung der im Lippischen einzeln zerstreuten Granitblöcke von dem Herrn Archivrath Glosstermeyer geltend gemacht. Schon im J. 1805 äußerte der Verf. obiger Abhandlung in einer der Königl. Societät vorgelegten, geognostischen Skizze von Niedersachsen die Vermuthung, daß ein großer Theil von den in den norddeutschen Ebenen zerstreuten Geschieben, aus dem Norden abstammen dürfte. Die im folgenden Jahre von ihm unternommene Reise durch Scandinavien, verschaffte ihm die beste Gelegenheit, jenen geologischen Gegenstand weiter zu verfolgen und was ihm früher nur wahrscheinlich zu seyn schien, wurde ihm nun zur Gewißheit. In späterer Zeit widmete er besondere Aufmerksamkeit der merkwürdigen Verbreitung der nordischen Geschiebe im Flußgebiete der Weser, wodurch sich ihm neue Aufschlüsse über die Verhältnisse jener Ablagerung von Gebirgsstrümmern, zu anderen mit der Erdoberfläche vorgegangenen Veränderungen darboten. Die Resultate dieser Untersuchungen enthält der zweyte Haupttheil obiger Abhandlung.

Die Gebirgsstrümmern, deren nordischer Ursprung nachgewiesen werden soll, müssen sorgfältig von solchen unterschieden werden, die einen anderen Ursprung haben. Bey diesen nimmt man, hinsichtlich ihrer Ablagerung, folgende Hauptverschiedenheiten wahr:

1) Bruchstücke, welche keine bedeutende Ortsveränderung erlitten, die daher gemeiniglich von derselben Beschaffenheit sind, wie die Gebirgs-

massen, die unter denselben oder in ihrer Nähe im Zusammenhange anstehen, wie sie fast überall im Untergrunde und häufig auch in der Ackerfrume angetroffen werden, welche Berge und Hügel deckt. Hin und wieder kommen einzelne, größere Felsenblöcke vor, die sich von höher anstehenden Wänden ablösen, herabstürzten und nun am Fuße oder an Einhängen von Bergen liegen. Diese Bruchstücke sind nach der verschiedenen Beschaffenheit der Gesteine gemeinlich mehr und weniger scharfkantig. Ihr Ursprung ist fast immer leicht nachzuweisen und ihre Unterscheidung von fremden Geschieben, die zuweilen z. B. am nördlichen Fuße des Harzes, damit vermengt vorkommen, nicht schwierig.

2) Geschiebe und Gerölle welche man in den Betten der Flüsse antrifft und die durch die jetzige Strömung derselben bald mehr, bald weniger weit fortgetrieben werden. Diese pflegen seitwärts sich nicht viel weiter zu erstrecken, als die Breite der jetzigen Fluthbetten bey höchstem Wasserstande ist. Sie sind abweichend nach der Verschiedenheit der Gebirgsmassen, welche die Flüsse durchströmen. Obgleich fremdartige Geschiebe in einige der norddeutschen Flußthäler vordringen, so finden sie sich doch nur selten in den Betten der Flüsse, mit den diesen eigenthümlichen Geröllen vermengt.

3) Bruchstücke, Geschiebe und Gerölle, die durch frühere, höhere Strömungen, welche die Gränzen der jetzigen Fluthbetten oft sehr weit überschritten und bedeutende Höhen erreichten, fortgetrieben, zum Theil in großer Ausbreitung abgelagert, oder in Hügelmassen angehäuft wurden. Fast überall am Fuße des Harzes findet man im Untergrunde ausgedehnte Ablagerungen von Geschieben, die aus Harzgebirgsarten beste-

hen; an einzelnen Stellen, zumal am Nordrande, bedeutende Anhäufungen derselben. Im Weserthale wie im Leinethale und den kleineren Seitenthälern, sieht man an vielen Stellen ähnliche Anhäufungen. Auch finden sich vor dem Austritte der Flüsse aus den Bergen und hin und wieder noch in beträchtlicher Entfernung von denselben, Ablagerungen von Flußgrund. In diesen Geröllanhäufungen kommen nicht selten auch fremdartige Geschiebe vor, deren Unterscheidung zuweilen Aufmerksamkeit erfordert.

Kommt man in die Region der norddeutschen großen Sandformation, so sieht man anfangs noch wohl hie und da einzelne Geschiebe von Gesteinen der südlichen Berge; so wie man aber weiter darin vordringt, so erscheint fast Alles, was von kleineren und größeren Geschieben und Blöcken wahrgenommen wird, fremdartig.

Unter den Gesteinen der norddeutschen Sandebenen fällt ein Hauptunterschied sogleich auf, der auch offenbar mit einer verschiedenen Abkunft im Zusammenhange steht; es finden sich nämlich:

1) Feuersteine in außerordentlicher Menge und fast überall verbreitet. Oft sind sie noch in ihrer ursprünglichen Knollenform; oft noch mit einer Kreiderinde überzogen. Nicht selten finden sich in ihnen Versteinerungen und zwar dieselben, welche man in der Kreideseformation antrifft. Ihre Abstammung aus Kreidestöcken leidet daher wohl keinen Zweifel. Mit Recht könnte aber die Frage aufgeworfen werden: ob diese Feuersteine nicht von südlich verbreiteten Flözen herrühren, da durch neuere Untersuchungen das Vorkommen der Kreideseformation in Niedersachsen und Westphalen nachgewiesen ist. Eben diese Nachforschungen haben aber ergeben, daß die zum Kreidegebilde gehörenden Gebirgsarten jener Gegenden, nur an wenigen Orten Feuersteine ent-

halten; wogegen die Kreide, welche bey Lüneburg, auf Rügen, Wollin, in Dänemark, im südlichen Schweden vorkommt, Feuerstein auf ähnliche Weise führt, wie die Kreide von England. Wenn nun zu erweisen ist, daß die übrigen Geschiebe, welche mit dem Feuerstein in den Sandebenen vermengt sind, aus nördlicheren Gegenden abstammen, so scheint die schon von mehreren Geologen ausgesprochene Meinung viel für sich zu haben, daß jene Feuersteine von zerstörten Kreidestöcken herrühren, die vormals in der Nähe der jetzigen Ostsee vorhanden waren. — Es kommen

2) Geschiebe von mannigfaltigen gemengten und einfachen Gesteinen vor, aus primärem und älterem secundären Gebirge. Bey Weitem die Mehrzahl besteht aus krystallinisch-körnigen, krystallinisch-schiefrigen, porphyrartigen Gebirgsarten und Conglomeraten. Selten kommen kalk- und mergelartige und einige andere Gesteine vor. Gewisse Arten sind sehr allgemein verbreitet, wogegen andere sich mehr auf einzelne Gegenden beschränken. Zu den sehr allgemein verbreiteten gehören mannigfaltige Abänderungen von Gneus, Granit, Syenit, Grünstein, Porphyr — zumal Hornstein-, Kiesel-schiefer-, Feldstein-, Grünsteinporphyr — Kieselconglomerat, Quarzfels und Quarzsandstein. Zu den auf gewisse Gegenden mehr beschränkten sind u. A. die Kalk- und Mergelgesteine, mit Orthoceratiten, Trilobiten und anderen Petrefacten zu zählen, welche in Mecklenburg und Pommern sich finden. Daß diese Geschiebe nordischen, und namentlich schwedischen Ursprungs sind, wird durch folgende Wahrnehmungen bewiesen.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

152. Stück.

D e n 22. S e p t e m b e r 1 8 2 7.

G e t t i n g e n.

Beschluß der Anzeige der Vorlesung des Hn. Hofr. Hausmann in der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften am 25. August ic.

1) Die Gesteine woraus die erwähnten Geschiebe bestehen, stimmen so genau mit schwedischen Gebirgsarten überein, daß sich von Manchen sogar die Gegenden angeben lassen, wo die Massen anstehen, von denen sie vermuthlich abgerissen wurden. Dieselben Arten von Granit und Gneus, welche dort sich finden, kommen auch in unsern Haiden vor. Kieselconglomerat, Quarzfels und Quarzsandstein, die in großer Verbreitung und in hohen Bergmassen im Gränzgebirge von Schweden und Norwegen, auf den sogenannten Kölen anstehen, finden sich genau in denselben Abänderungen unter jenen Geschieben. Der Trapp der Westgothischen Berge, der dichte Grünstein welcher

so oft Gänge im Schwedischen Gneus bildet, werden in unseren Sandebenen wahrgenommen. Die schönen Elfdalischen Porphyre werden eben so bestimmt erkannt, als der ausgezeichnete Syenit von Bjursås in Dalekarlien und der Orthoceratiten und Trilobiten führende Kalkstein der Inseln Gottland und Deland. In den Gesteinen der Geschiebe zeigen sich nicht selten einfache Fossilien, welche Skandinavischen Gebirgsarten und Lagermassen vorzugsweise eigen sind, z. B. Granat, Thallit, Scapolith, Malacolith, Magnet- und Titan-eisenstein. Auch verdient besondere Beachtung, daß die Gebirgsarten, welche in Schweden in größter Verbreitung vorkommen, auch gerade diejenigen sind, welche am häufigsten in den Sandhaiden zerstreut liegen. Granitartiger Gneus ist in den mehrsten Theilen von Schweden vorherrschende Gebirgsart und gerade aus diesem besteht in den mehrsten Gegenden der norddeutschen Ebenen, die größere Anzahl der Geschiebe.

2) Die fremden Geschiebe nehmen im Allgemeinen an Frequenz und Größe zu, so wie man von den norddeutschen Bergen nordwärts sich entfernt und in den Sandebenen fortschreitet; welches sich umgekehrt verhalten würde, wenn jene Geschiebe dieselbe Abkunft hätten, wie die Gerölle der Flüsse, die in jenen Bergen entspringen. Einzelne Ausnahmen von dieser Regel kommen vor, indem manche Striche der norddeutschen wie die der Dänischen Sandebenen, fast ganz leer von Geschieben sind und dagegen bedeutende Anhäufungen derselben an einzelnen Stellen des nördlichen Harzrandes, so wie an einigen Puncten der Weserthäler, angetroffen

werden, wo auch, wie bey dem Flecken Lage im Lippischen, hin und wieder einzelne Blöcke von bedeutender Größe sich finden. Aber im Ganzen wird man jene Behauptung bestätigt finden, wenn man die Lüneburgischen, Bremischen, Ostfriesischen Ebenen, oder die Mark Brandenburg, Pommern, Mecklenburg, Holstein und weiter die übrigen Provinzen von Dänemark bereist.

3) Der Verbreitung der fremden Geschiebe sind gegen Süden im Allgemeinen bestimmte Gränzen gesetzt, durch den nördlichen Abfall von Gebirgen und Bergketten. Beschränken wir uns hier nur auf die näheren, in dieser Beziehung genauer untersuchten Gegenden, so finden wir am nördlichen Harzrande jene Gränze in einer von Blankenburg über Werningerode, Ilfenburg, Harzburg bis nach Goslar fortlaufenden Linie. Hier macht sie einen einspringenden Winkel und zieht sich dann weiter in einer Hauptrichtung gegen Nordwest, den nordöstlichen Abfällen der Flöhrücken folgend, welche, an der rechten Seite der Innerste, die ebeneren Gegenden des Braunschweigischen und Hildesheimischen begränzen. Von Hildesheim zieht sich die Linie in ziemlich gleichbleibender Richtung durch das Calenbergische. Bey Nenndorf wendet sie sich plötzlich gegen Westen, dem nördlichen Abhange des Bückeberges folgend und setzt dann über Minden, Lübbecke, Essen weiter fort, längs des nördlichen Fußes der Bergkette, die sich bis in die Gegend von Osnabrück zieht. Einen weit einspringenden Winkel macht die südliche Gränze der fremden Geschiebe, indem sie aus der Gegend südlich von Osnabrück, dem südwestlichen Fuße der Bergkette folgt, die

in einer Hauptrichtung von Nordwest gegen Südost, die Ebene von Münster und Paderborn nordöstlich begränzt. Bey Lippspring wendet sie sich auf eine kurze Strecke gegen Süden und nimmt bey Paderborn wieder die Hauptrichtung von Osten nach Westen an, dem nördlichen Saume der Gebirge des Herzogthums Westphalen, der Grafschaft Mark und des Herzogthums Berg gegen den Rhein folgend.

4) Wo die erwähnten Bergketten, welche die südliche Gränzlinie der fremden Geschiebe bilden, durch Einschnitte unterbrochen sind, wo Flüsse sich ihren Weg durch dieselben gebahnt haben und sogar über die Rücken der Berge, wo diese eine geringere Höhe haben, dringen die Geschiebe vor und verbreiten sich in mannigfaltigen Verzweigungen, oft weit über die bezeichnete Gränzlinie gegen Süden. Die bergigen Gegenden des Flußgebietes der Weser bieten die merkwürdigsten Beispiele in großer Menge dar, von denen die sichersten Beweise zu entlehnen, daß die Verbreitung jener Geschiebe in der Hauptrichtung von Norden nach Süden Statt fand. In das Innerste-Thal und dessen Seitenthäler sind fremde Geschiebe eingedrungen. Im Leinethale verbreiten sie sich bis oberhalb Wispenstein; in einem Seitenthale sind sie durch die enge Schlucht bey Brunkenfen bis zum Reuberge vorgeedrungen. Im Weserthale lassen sie sich bis in die Gegend von Holzmin den verfolgen. Dicht neben der Porta Westphalica liegt eine große Ansammlung mannigfaltiger fremder Geschiebe oberhalb Hausberge, wo sie bis zu einer Höhe von etwa 150 Fuß über dem Spiegel der Weser, mit Wesergrand und sandigem Lehm vermengt, sich zeigen. In

dem Hauptthale finden sich in der angegebenen Erstreckung nicht selten einzelne Geschiebe und an mehreren Stellen, besonders in gegen Südost gerichteten Thalbuchten, z. B. oberhalb Fischbeck, bedeutende Anhäufungen und mitunter Blöcke von beträchtlicher Größe. Sie dringen in die mehrsten Seitenthäler ein, zumal in diejenigen, welche in nördlicher oder in einer davon nicht sehr abweichenden Hauptrichtung dem Hauptthale zulaufen. Sie erreichen hier nicht selten bedeutende Höhen und finden sich besonders in engen Gründen angehäuft. Vorzüglich hoch sind sie oberhalb Blotho, Bahrenholz, Rinteln hinangetrieben. Im Thale der Emmer dringen sie bis Pyrmont; an der rechten Seite der Weser, bis gegen Coppenbrügge und in einem anderen Thale, bis zum Dorfe Haien vor. Ueber den Flöhrücken, der von Minden bis in die Gegend von Snabrück mit abnehmender Höhe sich erstreckt, sind die fremden Geschiebe an vielen Stellen gegen Süden fortgetrieben. Besonders merkwürdig ist ihre Verbreitung über den Sattel bey Lübbecke in das Thal der Werra und aus diesem in das der Bega. In jenem dringen sie bis oberhalb Detmold vor und verbreiten sich gegen den Fuß des Bergrückens, der die Werra-Niederung von der Senne scheidet. Im Thale der Bega lassen sie sich bis oberhalb Lemgo verfolgen, wo besonders viele Blöcke am Abhange der Lemgoer Mark zerstreut liegen. In ähnlichen, von Norden nach Süden sich erstreckenden Zügen finden sie sich in der Gegend zwischen Melle und Snabrück, worüber der Hr. Hofrath Hausmann lehrreiche Mittheilungen von dem Herrn Pastor Wagenstecher zu Hunteburg erhal-

ten hat. — Noch weiter gegen Süden als im Flußgebiete der Weser, dringen die fremden Geschiebe in dem der Elbe vor, indem sie sich bis gegen Leipzig verbreitet zeigen. Auch in der Oder-Niederung scheinen sie sehr weit vorzugehen, worüber aber noch genaue Beobachtungen fehlen.

Wenn man die Verbreitung der fremden Geschiebe in den norddeutschen Ebenen verfolgt, so bemerkt man, daß sie nicht überall gleichmäßig vertheilt sind, sondern in einer Hauptrichtung von Norden nach Süden, zuweilen mit einer Abweichung gegen Osten, Züge bilden, in denen sie besonders häufig sich finden. Oft lassen sich diese auf große Erstreckungen, bald mehr im Zusammenhange, bald mit Unterbrechungen verfolgen, wodurch man eben so, wie durch die Vergleichung der Gesteine, nach Schweden hinüber geführt wird. Daß die Hauptrichtung der Fortbewegung der Geschiebe nicht genau von Norden nach Süden, sondern mehr von Nordnordost nach Südsüdwest Statt fand, scheint dadurch bewiesen zu werden, daß Elfdalische Porphyre und andere Gesteine die in Dalekarlien und in dem benachbarten Gränzgebirge anstehen, in den Gegenden von Braunschweig, Hannover, im Weserthale u. s. w. vorkommen, so wie durch die Ablagerung von Gottländischen und Deländischen Gesteinen in Mecklenburg und Pommern.

6) Die Verbreitung nordischer Gesteine läßt sich nicht allein durch ganz Dänemark verfolgen, sondern sogar bis zu ihrem Ursprunge, bis tief in Schweden hinein. In den sandigen Ebenen Schonen's liegen Geschiebe zerstreut, die von nördlicher anstehenden Felsmassen abstammen. In Småland finden sich ungeheure Anhäufun-

gen loser, gerundeter Blöcke, die größten Theils eine nicht bedeutende Ortsveränderung erlitten zu haben scheinen, unter denen aber hin und wieder andere aus weiter Ferne, z. B. Elfdalische Porphyre, angetroffen werden. An den westgothischen Bergen liegen einzelne Granitgeschiebe auf dem dortigen Kalkstein und bedeutende Rücken von Gruß und Steinblöcken, unter denen auch viele aus Elfdalen abstammende Porphyrstücke sich finden, ziehen sich auf den Ebenen in der Nähe des Mälar- und Hjelmars-See's, von Norden nach Süden, in bedeutenden Erstreckungen fort.

Es ist beachtungswerth, daß der Hauptrichtung dieser Fortführung von Gebirgstrümmern von Norden nach Süden, die Hauptrichtung der Wasserzüge, der Seen und der sie verbindenden Ströme in den südlichen Theilen von Skandinavien, so wie die Hauptausdehnung der großen Skandinavischen Meerbusen, des Bothnischen und des Meerbusens von Christiania entspricht; womit ferner auch das Hauptstreichen der Schichtung der primären Gebirgsmassen in Schweden übereinstimmt. —

Um die Lage der Ebene annähernd auszumitteln, in welcher die nordischen Gebirgstrümmern unseren Gegenden zugeführt wurden, war eine Vergleichung der höchsten Punkte an denen sie in Norddeutschland angetroffen werden, mit den Höhen der Gebirgsmassen, von denen jene muthmaßlich abstammen, erforderlich. Diese zeigt, daß die Fortführung zum Theil in einer bedeutenden Höhe über dem jetzigen Meeres-Niveau geschah. Es folgt daraus zugleich, daß die allgemeine Ablagerung des nordischen Grandes und der nordischen Blöcke in den norddeutschen Sand-

ebenen, um mehrere hundert Fuß tiefer liegt, als die Ebene ihrer Fortführung. Auch wird es dadurch wahrscheinlich, daß die Kreidestöße in den Ostsee-Gegenden vor ihrer Zerstörung eine bedeutendere Höhe hatten, als die davon übrig gebliebenen Reste; welches vielleicht zum Theil auch von manchen primären Gebirgsmassen in Schweden gelten dürfte, deren jetzige Höhe, kaum der höchsten Lage nordischer Geschiebe in Norddeutschland gleich kommt. Endlich scheint daraus hervorzugehen, daß die aus den höheren Gegenden von Dalekarlien und den Rölen, abstammenden Gebirgstrümmer, nicht unmittelbar nach Norddeutschland verpflanzt, sondern zunächst niedrigeren Gegenden in Schweden zugeführt und von diesen zugleich mit anderen Gebirgstrümmern weiter gefördert worden.

Die Art und Weise wie die nordischen Geschiebe in der großen Sandablagerung und in den derselben untergeordneten Thon- und Mergellagern vorkommen, beweist, daß ihre Translocation mit der Bildung dieser Erdenrindelage im genauesten Zusammenhange steht, daß sie in Hinsicht der Zeit damit zusammenfällt. Wenn nun alle Verhältnisse, in denen das mit nordischen Geschieben erfüllte Sandgebilde in Norddeutschland und nach den von Hrn. Forchhammer angestellten Untersuchungen auch in Dänemark sich zeigt, dafür reden, daß dasselbe zur ältesten tertiären Formation gehört, die von französischen Geologen mit dem Namen der Formation des plastischen Thons belegt worden, so wird ein bestimmtes Anhalten gewonnen, für die Unterscheidung jener großen Gebirgstrümmer-Ablagerung von späteren und beschränkteren Geschiebverbreitungen. Die Fortführung der nor-

bischen Geschiebe scheint zum Theil noch in die Bildung der Grobkalk-Formation einzugreifen, wofür wenigstens das an einigen Punkten beobachtete Vorkommen nordischer Geschiebe in Massen, die zu jenem Gebilde gehören, redet.

Die Art und Weise, wie die nordischen Geschiebe in einige Thäler Norddeutschlands eindringen, zeigt auf das Bestimmteste, daß die Zeit ihrer Fortführung einer Periode angehört, in welcher unsere Flußthäler so wie manche Einschnitte in den norddeutschen Flözrücken, noch nicht ihre jetzige Tiefe erlangt hatten. Die Ablagerung der nordischen Geschiebe beobachtet in den Flußthälern ein gewisses Niveau über dem jetzigen, höchsten Wasserstande; an den tiefsten Stellen der Thäler und der tieferen Durchbrüche, pflegen sie nicht vorzukommen.

Einige Geologen haben die Meinung ausgesprochen, daß die Katastrophe, bey welcher die Verpflanzung zahlloser Gebirgstrümmer aus dem Norden in südlichere Gegenden erfolgte, auch die Vernichtung der Elephanten und anderer großer Vierfüßer, von denen sich Reste in den äußersten Lagen der Erdenrinde finden, bewirkt habe. Ist es aber durch Cuvier's Untersuchungen für erwiesen anzusehen, daß diese Reste nur in tertiären Massen vorkommen, welche jünger als die Formation des Grobkalkes sind; und darf man annehmen, daß die Fortführung der nordischen Gebirgstrümmer, mit der Bildung der ältesten tertiären Formation zusammenfällt; so wird jene Meinung widerlegt. Daß an einigen Stellen z. B. bey Liede, nordische Geschiebe mit den Ueberresten jener Thiere vermengt gefunden worden, läßt sich eben so leicht durch eine spätere Wirkung partieller Fluthen erklären, als die nicht

selten sich zeigende Vermengung von Flußgrund mit jenen nordischen Fremdlingen.

Das hier geschilderte geologische Phänomen erweckt Erstaunen, wenn man dabey nur die Ausdehnung desselben über Dänemark und die norddeutschen Ebenen vor Augen hat. Aber wie sehr wächst noch die Bewunderung seiner Größe und das Interesse welches seine Betrachtung gewährt, wenn weitere Forschungen ergeben, daß es sich wahrscheinlich über den größeren Theil der nördlichen Erde und überall uuter sehr ähnlichen Verhältnissen erstreckt. Von Deutschland läßt sich die Verbreitung aus dem Norden fortgeführter Gebirgstrümmer durch Pohlen, bis tief in Rußland hinein, bis gegen Twer verfolgen, wo etwa der 57ste Breitengrad ihre südliche Gränze zu seyn scheint. Westlich geht die Ablagerung nordischer Geschiebe durch die Niederlande, wo ihre südliche Gränze ungefähr mit dem 51sten Breitengrade eintrifft. Auch im östlichen England finden sich fremde Blöcke und darf man sie, wie es Buckland sehr wahrscheinlich gemacht hat, aus Norwegen ableiten, so ergiebt sich daraus die Richtung ihrer Fortführung von Nordost oder Nordnordost gegen Südwest oder Südsüdwest. In sehr großer Ausdehnung stellt sich dasselbe Phänomen in Nordamerika dar und nach den von Hayden darüber angestellten Untersuchungen, ist auch dort die Richtung, in welcher die Fortführung der Geschiebe erfolgte, von Nordost gegen Südwest.

Die Ablagerung großer Felsblöcke an den Vorbergen der Alpen, am Jura, auf den Hügeln von Oberitalien, scheint große Analogie mit der Fortführung der nordischen Gebirgstrümmer zu haben. Wenn aber dieß Phänomen als ein über

einen großen Theil des Nordens der Erde verbreitetes erscheint, so stellt sich dagegen jenes, als ein ungleich beschränkteres dar. Wenn die Alpenblöcke nach sehr verschiedenen Richtungen, auf geringe Entfernungen, aber in beträchtlichen Höhen fortgeführt und abgelagert erscheinen, so stellen sich dagegen die nordischen Geschiebe nur in einer Hauptrichtung, aber auf sehr große Entfernungen fortgetrieben und in weit geringeren Höhen abgesetzt dar. Bey der nordischen Katastrophe erlitten die verschiedenartigsten Felsmassen Zerstörung und Fortführung und im Fortschreiten vermehrte sich die Mannigfaltigkeit der Trümmer; wogegen jene Alpenblöcke nur aus älteren, krystallinischen Gebirgsarten bestehen. Was endlich die Zeit der Fortführung betrifft, so wurden die Alpentrümmer später als die aus dem Norden abstammenden, in ihre jetzige Lage versetzt; welches daraus abzunehmen, daß jene an vielen Stellen auf den jüngsten Gliedern der Nagelflue-Formation liegen und sich durchaus unabhängig von derselben zeigen.

Die hier mitgetheilten Resultate der Untersuchungen über die Abkunft der in den norddeutschen Sandebenen abgelagerten Gebirgstrümmer, ergeben sich unmittelbar aus den Beobachtungen über ihre Natur und die Art ihrer Verbreitung. Gewagt dürfte es erscheinen, schon jetzt die Ursache jenes großen geologischen Phänomens ergründen zu wollen. Obgleich Alles darauf hinzuweisen scheint, daß durch mächtige Strömungen jene Blöcke und Gerölle ihren jetzigen Lagerstätten zugeführt wurden, so möchten doch die bis jetzt gesammelten Erfahrungen nicht für ausreichend gehalten werden können, um mit einiger Sicherheit Aufschlüsse darüber zu geben, wo-

durch den Strömungen das Vermögen ertheilt worden, Massen von solchem Umfange, in so bedeutende Entfernungen fortzutreiben. Obgleich die von einigen Geologen aufgestellte Hypothese, daß die Fortführung der Blöcke durch Eisschollen bewirkt worden, sehr ansprechend ist, so sind doch auch mehrere dagegen vorgebrachte erhebliche Einwendungen nicht zu übersehen. Weit größere Schwierigkeiten dürften sich aber der Annahme von Wurf- oder Stoßkräften, die man zur Erklärung jenes Phänomens in Anspruch genommen, entgegen stellen. Weiteren Forschungen möge es vorbehalten bleiben, helleres Licht darüber zu verbreiten. Der Zweck der hier mitgetheilten Untersuchungen ist völlig erreicht, wenn sie dazu beitragen, den Weg zu einer künftig aufzustellenden genügenden Theorie zu bahnen.

Als Anhang zu diesen Untersuchungen verdient erwähnt zu werden, daß die zuvor angegebene südliche Gränze der Verbreitung nordischer Blöcke, zugleich die Gegenden näher bezeichnet, in denen eine gewisse Art von Denkmälern aus einer dunkeln Vorzeit, die unter den Benennungen der Hünnengräber, Riesenbetten, Steinhäuser bekannt sind, vorkommt. Als der berühmte Reisende Clarke ein solches Denkmal in Holstein sah, erinnerte ihn das Colossale desselben an die Cyclophenwerke in Griechenland und Italien. Viele Blöcke unserer Haiden werden jetzt zersprengt und nützlich zum Wegebau verwandt. Der Geolog darf nicht zürnen, daß die Anzahl merkwürdiger Documente einer großen Erdkatasrophe dadurch immer mehr und mehr vermindert wird. Möchten nur die Alterthumsforscher nicht zu ähnlichen Klagen veranlaßt werden! Möchte wissenschaftlicher Sinn und Achtung des-

sen, was von unseren alten Vorfahren heilig gehalten wurde, die wenigen Reste schonen, die sich in unserem Vaterlande von jenen riesenhaften Werken seiner Urbewohner noch erhalten haben!

L e i p z i g.

Bey Fleischer: De domini probatione ex principiis juris tam Romani quam Saxonici diss. Dr. Heimbach. 1827. X und 166 Seiten. 8.

Keine Ansicht ist wohl jemals so unbestritten von der Theorie und Praxis anerkannt worden, wie der Grundsatz, daß bey der Eigenthumsklage der Kläger sein Eigenthum darthun müsse, also der bloße Beweis des Titels bey derivativen Erwerbarten nicht hinreichend sey, bis Thibaut auszuführen suchte, es müsse das Eigenthum bey bewiesener rechtmäßiger Erwerbart präsumiert werden bis zum Beweise des Gegentheils. Da Unterholzner sich begnügte, nur einige, aber treffende Bemerkungen gegen die Ansicht Thibauts zu machen, so müssen wir jede neue Erörterung dieser so wichtigen Lehre willkommen heißen, vornämlich wenn sie, wie die vorliegende Schrift, durch Gründlichkeit und umsichtige Behandlung sich auszeichnet. Der Verfasser tritt durchaus der gewöhnlichen Ansicht bey, welche er sowohl nach gemeinem Rechte wie nach Sächsischem ausführlich zu rechtfertigen sucht. Um desto mehr aber wird Jeder wünschen, daß Thibaut sein noch aufgeschobenes letztes Wort in dieser Sache uns länger nicht vorenthalten möge. — Gegen die Meinung Thibauts, welche als vorzüglichsten Stütz-

punct die Ansicht zur Grundlage hat, daß die Schwierigkeit, das Eigenthum des Auctors darzuthun, die Präsuntion für dasselbe nothwendig mache, ist vornämlich ausgeführt, daß für das ältere Römische Recht bey der kurzen Usucapionszeit von einem und zwey Jahren diese Schwierigkeit gar nicht vorhanden war — daß gerade gegen die Schwierigkeiten, welche sonst obwalten würden, die Usucapion ursprünglich eingeführt worden — daß ferner für den, welcher auch durch diese sein Eigenthum nicht darthun kann, die Publiciana in rem actio da ist (die jedoch, wie Ref. bemerken muß, schwerlich eingeführt ist für die bonae fidei possessio, sondern für das sogenannte bonitarium dominium). Und sollte es auch für unbillig gehalten werden können, vom Kläger zu fordern, daß er das Eigenthum seines Auctors darthue, weit unbilliger noch würde es seyn, dem Gegner den negativen Beweis des Gegentheils aufzubürden. Sehr erklärlich sey aber das Schweigen der Römischen Juristen über die jetzige Schwierigkeit des Eigenthumsbeweises, weniger erklärlich dagegen würde ihr Schweigen über die von Thibaut angenommene Präsuntion seyn. Und jede juristische Präsuntion bedarf ihrer gesetzlichen Begründung. Hat aber Thibaut auch höchst scharfsinnig gezeigt, wie auch nach seiner Ansicht noch Unterschiede zwischen der rei vindicatio und Publiciana actio bleiben: daß diese im Römischen Rechte wirklich existieren, ist nicht dargethan. — Die l. 4 und l. 12 C. de probat. erklärt der Verfasser wie Unterholzner, und in Uebereinstimmung mit den Basiliken und deren Scholiasten, wiewohl Ref. noch immer die von

den Glossatoren schon von der l. 12 gegebene Erklärung für unverwerflich hält. Nämlich der Beklagte behauptet, vom Kläger die Sache durch Kauf erworben zu haben. Zur Begründung dieser Einrede soll er darthun, daß die Sache ihm wirklich vom Kläger tradiert sey (weiter nichts sagen nach dem in den spätern Quellen herrschenden Sprachgebrauche die Worte *in vacuum possessionem inductum*) und er bereits den Kaufpreis gezahlt habe: denn nur durch beides zusammen kann er das Eigenthum des Klägers auf sich übertragen haben. — Wegen der übrigen Deductionen aber, namentlich was die positive Begründung der gewöhnlichen Meinung, den Eigenthumsbeweis bey der *hypothecaria actio* und der *Servitutensklage* betrifft, ist Refer. gezwungen, auf die Schrift selbst zu verweisen. Nur Einzelnes kann noch besonders hervorgehoben werden. Trefsend scheint die Bemerkung, daß die Nothwendigkeit der *litis denunciatio* nicht wohl erklärlich sey, wenn das Eigenthum des Auctors nicht brauche dargethan zu werden, sondern man ruhig abwarten dürfte, daß der Gegner selbst den Beweis des Gegentheils übernehme (p. 23): ebenso, was über die *exceptio rei venditae et traditae* (p. 21 — 23) gesagt ist. Ferner die Bemerkung über das *Bindicationslegat* (p. 34 — 36), welches — wegen der früher einzig daraus entspringenden *vindicatio* — nichtig war, wenn die Sache nicht *ex jure Quiritium* Eigenthum des Testirers, des Auctors des Legatars, gewesen, was nach jener Präsumtion schwerlich das Römische Recht hätte annehmen können. Beachtung verdient ferner die (p. 121) aus l. 18

de pignor. abgeleitete Folgerung, daß nach Civilrecht selbst bey der hypothecaria actio der Kläger das volle Eigenthum des Verpfänders darthun müsse. Von den übrigen zum Beweise benutzten Stellen möchte Ref. besonders l. un. C. Th. de rei vind. l. 35 §. 4 D. de contr. emt. l. 24. C. de fideicomm. auszeichnen. — Doch das Angeführte wird mehr als hinreichend seyn, um zu einer besondern Berücksichtigung der angezeigten Schrift aufzufordern. Zu viel Ehre hat aber unser Verfasser wohl einer andern Abhandlung im Archiv für civ. Pr. Bd. IX. S. 316 erwiesen, in welcher die Meinung vorgetragen, als sey im Justinianischen Rechte die rei vindicatio und Publiciana in rem actio confundiert, und eine einzige in rem actio daraus geworden, so daß die Eigenthumsklage durch den Beweis jeder bona fide geschehenen Tradition begründet, und dadurch volles Eigenthum erworben wäre: eine Ansicht, die unheilbringender für den Rechtszustand kaum gedacht werden könnte, durch welche ferner die Erziehung des Justinianischen Rechtes ganz von ihrer Stelle verrückt wird, und welche nur dadurch entstanden ist, daß der Verfasser jenes Aufsatzes glaubt, durch die l. un. C. de nudo jure Quiritium tollendo sey nicht bloß das sogenannte dominium bonitarium, sondern auch die bonae fidei possessio dem civilen Eigenthum gleichgestellt worden. Mit der Widerlegung dieser Ansicht beschäftigen sich volle 12 Hn der angezeigten Schrift (S. 50 — 74).

W. Francke.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

153. Stück.

Den 24. September 1827.

L o n d o n.

Bey Rowlett und Brimmer gedruckt *): Hieroglyphics collected by the Egyptian Society, arranged by Thomas Young, M. D. F. R. S. 1823. Zwey Hefte, bestehend aus 37 lithographierten Tafeln und 6 Blättern (Plan of the Work. Advertisement to the first; Advert. to the second fasciculus. Contents. Index to the translations) in Folio.

Dieses seltene und wichtige Werk, dessen Besiz wir dem Beschlusse der Aegyptischen Gesellschaft verdanken, vier Exemplare in den Bibliotheken des Britischen Museums, zu Paris, im Vatican und hier zu deponieren, enthält folgende Stücke.

- *) Wir halten es für das Zweckmäßigste die Anzeigen der Schriften über die Hieroglyphen, die bisher in London, Paris u. Turin erschienen sind, mit Beziehung auf das, was bereits über Champollions Lettre à M. Dacier, u. seinen Précis in diesen Blättern (G. g. A. 1824. S. 353 u. 1257) und Salt's Essay (G. g. A. 1825. S. 1501) von demselben Recensenten gesagt ist, in ununterbrochener Folge zu geben.

D. Redact.

Y [6]

Erstens auf sechs Tafeln ein Manuscript im Besitz des Grafen Mountnorris, von der Art, wie sie gewöhnlich bey Mumien gefunden werden, und nach allgemeiner Annahme eine Todtenliturgie enthalten. Der Herausg. nennt es hieratisch, unter welchem Ausdrucke Andere etwas anderes verstehen; es sind nichts als geschriebene Hieroglyphen, was freylich genau genommen einen Widerspruch enthält. Eine Tafel davon gibt die immer wiederkehrende Vorstellung des thronenden Osiris, des schreibenden Thoyt, der Psychostasie oder Seelenwägung &c. Dann, auf zwey Tafeln, Stücke eines Frieses aus schwarzem Basalt im Britischen Museum. Die eleganten Basrelieffiguren stellen Adorationen und Darbringungen an eine Schlange, eine rindsköpfige und eine menschlich gebildete Figur vor; über der adorierenden Figur stehen zwey mehrmals wiederholte Königsnamen und Beynamen; der Name ist bey jedem noch einmal in verkleinertem Maasstab zwischen parallelen Linien oder Stäben daneben gesetzt. Ganz ähnliche Bildwerke und dieselbe Anordnung der Hieroglyphen zeigt ein 1709 auf dem Aventin zu Rom gefundenes Stück eines Frieses von Basalt, welches aus Ficoroni hier zur Vergleichung zugegeben ist, auf Tf. 9. Tf. 10 gibt eine Zeichnung des sog. jungen Memnonkopfs im Britischen Museum, von der Vorder- und Rückseite, und der Hieroglyphen auf dieser. An diese schließen sich die fünf folgenden Tafeln, welche theils denselben Namen, den man auf jenem Bilde erkennen kann, theils den Namen der gewöhnlich Memnon genannten östlichen Colossalstatue von Luxor, theils andere ähnliche geben. Auf dem sog. jungen Memnon liest man mit dem Young-Champollionschen Alphabet Amn-me als Anfang eines abgebrochenen Namens; Amn-me-Rams steht auf der östlichen Statue von Luxor, wie auf

zahlreichen Monumenten, vollständig; die westliche Colossalstatue, welche die Griechen Memnon, die Aegypter Phamenoph nannten, trägt noch jetzt den Namen Amnoph. Der Herausg. stellt übrigenß bloß die Inschriften und Bildwerke, welche diese und ähnliche Namen tragen, zusammen: wer Erklärungen sucht, wird auf das Supplement zur Encyclopaedia Britannica verwiesen. Hier auf folgen auf 15 Tafeln die Inschriften des Rosette=Steins, so angeordnet, daß die einander entsprechenden Stellen des Griechischen, demotischen und hieroglyphischen Textes unter einander gestellt, und eine wörtlich Lateinische Uebersetzung des Aegyptischen versucht ist. Die Uebereinstimmung des Ausdrucks kann natürlich hierbey nicht vollständig seyn, und man kann sich genügen lassen, wenn es im Griechischen heißt: *στῆσαι δὲ τοῦ αἰωνοβίου βασιλέως Πτολεμαίου Θεοῦ ἐπιφανοῦς εὐχαρίστου εἰκόνα ἐν ἑκάστῳ ἱερῷ ἐν τῷ ἐπιφα[νεστάτῳ τόπῳ] ἢ προσονομασθήσεται Πτολεμαίου τοῦ ἐπαμύναντος τῆ Αἰγύπτῳ*, in der demotischen Schrift aber: *statuere imaginem regis Ptolemaei, sempiterni dei illustris munifici, sacram dicendam Ptolemaeo salutem curanti regionum, dedicandam Ptolemaeo propugnanti Aegypto*, und in der hieroglyphischen: *statuere imaginem regis Ptolemaei sempiterni delecti Vulcano illustris munifici, appellandam propriam Ptolemaeo protectori numini patriae, dedicandam Ptolemaeo propugnatori*. Freylich wird aber auch durch diese Abweichungen des Textes die Uebersetzung weniger zuverlässig, und es muß immer viel dabey gerathen werden; doch geben die wiederkehrenden Redensarten und Worte sichere Haltungspuncte. Uebrigens ist auch nach dieser mühevollen Arbeit noch unmöglich die demotische oder gar hieroglyphische Schrift im eigentlichen

Sinne zu lesen, wenn man nicht Schlüsse aus dem Koptischen zu Hülfe nimmt, denn so leicht man sich aus den Eigennamen ein scheinbar beynahe vollständiges Alphabet entwerfen kann: so wenig andere Worte lassen sich doch mit diesen aus den Eigennamen genommenen Buchstaben lesen, und so zahlreich sind die in keinem Eigennamen vorkommenden Zeichen. Bemerkenswerth ist es, daß es auch in den Hieroglyphen eine Interpunction gibt, die in drey übereinanderstehenden senkrechten Strichen besteht, der ältesten Griechischen nicht unähnlich. Als Copula betrachtet Hr. Young die Hieroglyphe, die unter den phonetischen dem Coptischen Hori entspricht, mit der Figur eines Mundes in der Mitte; er übersetzt sie et, etiam, cum. Hierauf folgt auf Tf. 31. 32. das Pariser Manuscript von Casati, und Tf. 33 das Griechische Antigraphum bey Mr. Grey; (die Urkunde über den Verkauf der Einnahme von den Mumien an den Cholchyten Dros, s. diese Anz. 1825 S. 1099); die Uebersetzung, welche dem erstern beygegeben ist, bleibt, ungeachtet man Inhalt und Zusammenhang im Ganzen recht gut kennt, im Einzelnen immer noch sehr conjectural; von den 16 Zeugnennamen liest man die Griechischen Antimakis, Antignis, Aploniis, durch das aus den Eigennamen des Steins von Rosette gebildete Alphabet mit Leichtigkeit; in den übrigen aber wollen wir den glücklich preisen, der, ungeachtet die Griechische Uebersetzung dabey ist, uns die Geltung jedes Zeichens genau und sicher nachweisen kann; so viel scheint dem Ref. klar, daß manche demotische Buchstaben Sylbenzeichen sind. — Taf. 34 gibt das andere demotische Manuscript bey Grey, welches zwey Urkunden, erstens den Kaufcontract des Cholchyten Theephibis mit Aleis, Lobais und fünf andern, welcher in der Turiner Proceß-Acte S. 5 Z. 4 citiert wird (s.

diese Anz. S. 1090. 1099), und dann den ganz ähnlichen Contract des Nso, auch eines Cholchytan, mit denselben Personen, der ebenda S. 10 vorkommt, enthält. Auf Taf. 35 steht ein drittes eben so eingerichtetes Manuscript, und eine hieroglyphische und Griechische Inschrift, welche Grey von einem Mumienkasten copiert hat, von dessen Herkunft wir bey S. Quintinos Abhandlung über die Mumie des Petemenophis sprechen werden. Die Griechische Inschrift lautet: *ταφή Τροῦτος Ἡρακλείου Σωτήρος μητρὸς Σαρανοῦτος· ἐγενήθη τῷ ε' Λ. Ἀδριανοῦ τοῦ κυρίου Ἀθῶρ β'* (soll wohl *ιβ'* heißen) *καὶ ἐτελεύτησεν τῷ ια' Λ. μηνὶ τυβί κ' ἐτῶν ε' μηνῶν δύο ἡμερῶν ἢ καὶ ἐτάφη τῷ ιβ' μηνὶ Ἀθῶρ ιβ'.* Auf Taf. 36 steht das Saltische Manuscript (a. D. S. 1100), welches auch zu den Acten der Cholchytan gehört. Die letzte Tafel gewährt zwey Fragmente, die Champollion d. j. dem Herausg. mitgetheilt hat, nämlich die hieroglyphischen Monatsnamen von einem Pfeiler, der früher dem Grafen Choiseul Souffier angehörte, und die Zahlwörter von einem hieratischen Manuscript.

So weit hatte Ref. geschrieben, da ihm zwanzig neue Steindrucktafeln zukommen, welche das dritte Heft desselben Werkes bilden sollen, aber bis jetzt ganz ohne Text sind, in einem Umschlage mit der Aufschrift: *For the Royal Academical Library at Göttingen from the Royal Society of Literature by the hand of Dr. Young.* Wir beeilen uns, von den höchst wichtigen In- und Aufschriften, welche dieß Heft enthält, unsern Landsleuten Nachricht mitzutheilen. Einen großen Theil derselben hat Hr. Wilkinson copiert, wie die Unterschriften der Zeichnungen beweisen. Dazu gehören zwey von den Trümmern eines in sehr grandiosem Styl gebauten Sanctuariums bey Karnak im alten Theben (Taf. 44 gibt eine Ab-

bildung davon) copierte große hieroglyphische Inschriften, die auf Taf. 41. 42. 43 dargestellt sind. In der ersten bemerkt man zwey Cartouches mit Königsnamen, welche man nach der Tafel von Abydos und andern Monumenten als die Beynamen des ersten und zweyten Luthmosis aus der achtzehnten Dynastie erkennt; auf der zweyten findet man den auf der genannten Tafel so oft wiederholten Beynamen des großen Ramses (Sesostris), dann aber auch den Beynamen, der auf einem Turiner Coloss (Champollion an den Herzog von Blacas II. S. 120) mit dem Namen Amn-Me-Scheschonk, Sesonchis, aus der zwey und zwanzigsten Dynastie, verbunden ist; ja auch dieser Name selbst findet sich, mit einigen geringfügigen Varianten, in der Inschrift, aber seltsamer Weise mit dem eben erwähnten Beynamen des Ramses gruppiert. Läßt sich Sesonchis hier die Ehre und Würde des großen Sesostris ertheilen? Derselbe Hr. Wilkinson hat (Tf. 45) zu Achmim (Chemmis) eine Griechische Inschrift copiert, nach der ein Tiberius Tib. Cl. Neronis f. Quirina Apollinaris, ein gewesener Tribun (*των χειλιαρχηκότων*) unter Trajan einer Göttin, deren Name *Τριωις* ist oder damit schließt, und dem Pan, dem Hauptgotte von Chemmis, den größten Göttern, ein Denkmal weihet, was im zwölften Jahre Trajans am 15ten Pachon fertig wurde. (schr. *συντετέλεσθη δὲ* für *συντετελεσον δε*). Zu Kouß laß er: *βασιλίσσα Κλεοπάτρα καὶ βασιλεὺς Πτολεμαῖος Θεοὶ μεγάλοι φιλομήτορες (σωτήρ)ες καὶ τὰ τέκνα Ἀρωήρει Θεῶ μεγίστω καὶ τοῖς συννάοις Θεοῖς*; und über den darbringenden Figuren steht in Hieroglyphen: Ptolemäos der ewige, der von Pythas geliebte, mit einem langen Beynamen und Kleoptra als Name und Beyname zugleich. Taf. 47 gibt zwey Copieen, die eine von Bankes, die andere von Wilkinson,

der berühmten Tafel von Abydos, die nun schon zu den Hauptquellen der Aegyptischen Geschichte gehört; nach diesen kann die Calliaudsche bedeutend berichtigt werden. Taf. 46. Ein Papyrus mit Griechischer Schrift, den Sir Archibald Edmonstone von Aegypten gebracht. Man erfährt, daß Coss. Constantio Aug. VII. Constantio Caesare III. am 17. Tybi in Elephantine eine Frau Aurelia mit Bewilligung ihres Mannes Aur. Dorotheus Serenus einen Sklaven und zwey Sklavinnen, (die alle bloß Mütter haben,) für den ihr an ihnen zustehenden Theil frey läßt (ἐλευθέρους τοῦ ἐπιβάλλοντός μοι μέρους ὑπὸ γῆν καὶ οὐρανόν). Daß Griechische, das man damals zu Elephantine sprach, muß gräulich gewesen seyn, die Inschrift wimmelt von Barbarismen, wie τὴν ἐλευθεροῦντα, προδεδήλουται u. dgl. Hierauf folgen von Taf. 48 — 51 fünf Steintafeln (Tablets), die Salt aus Aegypten geschickt hat; alle haben oben bildliche Darstellungen von Adorationen oder Oblationen; darunter steht auf der letzten Tafel demotische, auf den übrigen hieroglyphische Schrift, welche auf Tf. 48 u. 49 sehr viele Zahlzeichen enthält. Der Papyrus №. 52, welchen Salt in den Catacomben von Theben gefunden, enthält die sehr genaue Angabe eines Horoscops, eines thema genethliacum. In einer Einleitung spricht der Berechner davon, daß er alte Chaldäische Bücher, auch den Petosiris und König Necheus, befragt und nach der gegebenen Zeit, im vierten Jahr des Antoninus (Pius gewiß), am 1ten des Monat Adrianos, oder am 18ten Tybi, in der ersten Stunde des Tages, die Berechnung gemacht habe; er gibt darauf sein Verfahren an, wovon aber sich nur Wenig erhalten hat. Dagegen ist die Angabe des Horoscops ganz vollständig auf uns gekommen. Ref. liest: Ἀγαθὴ τύχη • Γένεσις Ἀνουβιῶνος.....

L δ (das Zeichen ist hier unklar, aber oben deut-
 lich ein Δ) Ἀντωνίνου Καίσαρος τοῦ Κυρίου,
 μηνὸς Ἀδριανοῦ ἢ κατὰ δὲ τοὺς ἀρχαίους Τριβί
 κῆ ὥρας ἅ τῆς ἡμέρας ἀρχομένης. Ἥλιος ἐν
 τοξότη μοιρῶν (Grad) ιγ' λεπτὸν (Minute) κγ'
 οἴκῳ Διδὸς ὀρίοις Ἀφροδείτης. Σελήνη ἐν
 ὑδρόχῳ μοιρῶν γ' λεπτὸν ε' ἀνατολικὸς οἴκῳ
 Κρόνου ὀρίοις Ἑρμοῦ. Κρόνος ἐν ὑδρόχῳ
 μοιρῶν ιε' (?) λεπτὸν ἢ ἐν τῷ ε' στηριγμῷ
 ἰδίῳ οἴκῳ ὀρίοις Ἑρμοῦ. Ζεὺς ἐν κρειῷ μοι-
 ρῶν . . λεπτὸν μδ' ἐν τῷ ε' στηριγμῷ οἴκῳ
 Ἄρεως ὑψώματι Ἥλιου ταπινώματι Κρόνου
 ὀρίοις Ἀφροδείτης. Ἄρης ἔσχατα αἰγοκέρῳ
 μοιρῶν λ' λεπτὸν οὐδὲν ἐν τῷ στηριγμῷ οἴκῳ
 Κρόνου ἰδίῳ ὑψώματι ταπινώματι Διδὸς ὀρίοις
 ἰδίοις. Ἀφροδείτη ἐν τοξότη μοιρῶν θ'
 λεπτὸν νδ' ἕως ἀνατολὰς οἴκῳ Διδὸς ὀρίοις
 Διδὸς. Ἑρμῆς ἐν τοξότη μοιρῶν ιε' (?) λεπ-
 τὸν ε' ἐν ἰσπέρα οἴκῳ Διδὸς ὀρίοις Ἀφροδείτης.
 Ὠροσκόπος ἐν τοξότη μοιρῶν ιε' (?) οἴκῳ
 Διδὸς ὀρίοις Ἀφροδείτης. Γαμοστόλος ἐν
 διδύμοις μοιρῶν ιε' (?) οἴκῳ Ἑρμοῦ ὀρίοις
 Ἑρμοῦ. Μεσουράνημα ἐν παρθένῳ μοιρῶν
 ἢ οἴκῳ Ἑρμοῦ ὑψώματι Ἑρμοῦ ταπινώματι
 Ἀφροδ. ὀρίοις Ἀφροδ. Τπὸ γῆν ἐν ἰχθύσι
 μοιρῶν. οἴκῳ Διδὸς ὑψώματι Ἀφροδ. ταπι-
 νώματι Ἑρμοῦ ὀρίοις Ἀφροδ. Ὁ ἀ κληροσ
 τῆς τύχης ἐν αἰγόκερῳ μοιρῶν ιδ' οἴκῳ Κρό-
 νου ὑψώμ. Ἄρεως ταπινώματι Διδὸς ὀρίοις
 Ἀφροδ. Ὁ ε' κληροσ τῆς τύχης ἐν καρκίνῳ
 μοιρῶν ια' οἴκῳ σελήνης ὑψώμ. Διδὸς ταπι-
 νώματι Ἄρεως ὀρίοις Ἀφροδ. Ὁ οἰκοδε-
 σπότης τῆς γενέσεως αὐτοῦ ὁ τῆς Ἀφρο-
 δείτης ἀστήρ.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

154. 155. Stück.

Den 27. September 1827.

L o n d o n.

Fortsetzung der Anzeige: Hieroglyphics collected by the Egyptian Society, arranged by Thomas Young, M. D. F. R. S. &c.

Ref. hat dieß sehr genaue Horoscop vollständig hieher gesetzt, da es ohne Zweifel dienen kann, über die astrologia judiciaria der Alten ein neues Licht zu verbreiten, nur ist es schwer das Datum zu bestimmen, da der 18te Tybi auf den 13. Januar, der hier Adrian zu heißen scheint, nicht aber auf den 8ten, wie es hier heißt, so viel aus andern Daten zu schließen ist, fallen mußte. Auch Taf. 53 — 55 enthalten interessante aber noch sehr räthselhafte Griechische Cursivschriften, die sich auf Bruchstücken irdner Waare auf der Insel Elephantine gefunden haben. Sie tragen Daten aus Hadrians und Antoninus Regierung, und beziehen sich größtentheils auf eine Römische Dame, die *κυρία Αὔλη Σοήνη*. In dem ersten Fragment schreibt ein Antonios Malchaios, welcher dem Schmuck (*ὄρμωφυλάκια*) der Soene vorsteht, an einen Goldschmied, wie es

scheint, dem er bezeugt, von ihm das Ohrgehörk, ἐνόρμιον ἀπ' ὠτίων erhalten zu haben (ἀπέχω παρὰ σοῦ); er habe es gemacht (wenn Ref. recht versteht) vom 30. Chöak bis zum 30. Pharmuthi des 18. Jahrs des Trajan. 'Den 30. Pharmuthi. Antonios Malchaios. Empfangen. (Ἀπέχω)' ist die Unterschrift des irdenen Empfangscheins. Die übrigen Inschriften scheinen meist Rechnungen von besoldeten Arbeitern der Soene über das, was sie verdient haben. Taf. 56. 57. Basreliefs von der östlichen Mauer des Ammontempels auf Elephantine, welche den König Amenoph (den selben, den der sog. Memnon = Coloss darstellt), mit seiner Frau Taia (die Legende ist vollständiger als sie Champollion in dem Briefe an Gr. Blacas gibt), erstens das Ammon = Schiff verehrend, und dann von dem widderköpfigen Gotte umarmt, vorstellen. Taf. 58 enthält die Scala und die Inschriften des Nilmessers von Elephantine. Die Bezeichnung geht von 21 bis 27 πήχεις; bis 26 gehen Inschriften, welche den Stand genau angeben, den der Nil unter verschiedenen Kaisern erreicht hat, z. B. Λιγ' Λουκίου Σεπτιμίου Σεουήρου Εὐσεβοῦς Περτίνακος Σεβαστοῦ τοῦ κυρίου, ἐπὶ Οὐλπίου Πριμιανοῦ τοῦ λαμπροτάτου ἡγεμόνος [πήχεις κδ'] παλαιστοι (sic) δ' δάκτυλοι . . Merkwürdig ist, daß der πήχυς nicht in 24, sondern 14 Grade, getheilt ist. Taf. 59 u. 60 geben noch einige Bruchstücke von Sculpturen und Hieroglyphen = Schrift von Elephantine; ein Stein der letzten Art enthält eine sehr regelmäßig abgefaßte Rechnung, in der die Ziffern und die Namen der gezählten Dinge in verschiedenen Columnen unter einander stehen. Wir sehen der Fortsetzung dieses wichtigen Werks mit Begierde entgegen; es bildet die Hauptgrundlage der neuen Aegyptischen Studien; während man von andern Seiten nur zu viel Râsonne-

ment erhält, wird hier ein solides Material auf eine zuverlässige Weise und dadurch Stoff zu zahlreichen Untersuchungen mitgetheilt.

P a r i s.

Bey Firmin Didot: Lettres à M. le Duc de Blacas d'Aulps, relatives au Musée Royal Egyptien de Turin; par M. Champollion le Jeune. Première lettre. Monuments historiques. 1824. 109 S. in 8. mit drey Tafeln Steindruck. Seconde lettre. Suite des Monuments historiques. 1826. 165 S. in 8. mit 14 Tafeln Steindruck.

Diese beiden Briefe, denen noch ein dritter folgen soll, enthalten hauptsächlich eine Anwendung der Entdeckung der phonetischen Hieroglyphen auf die Monumente des Turiner Museums; sie weisen diesen ihre Zeit an, und bereichern zugleich die alte Geschichte Aegyptens um manchen Namen. Hr. Champollion d. j. betrachtet natürlich die colossalen Werke der Aegyptischen Kunst in Turin mit einem gewissen Enthusiasmus; es ist eine Art von patriotischem Gefühl, was in ihm bey dem Anblick dieser alten Könige, deren Namen ihm keine Hieroglyphen mehr sind, rege wird; er vertheidigt Aegyptens Kunstwerke mit Lebhaftigkeit gegen den Vorwurf der Eintönigkeit und Ausdruckslosigkeit, und auf jeden Fall ist die Vorstellung von der Monotonie der Aegyptischen Kunst auf der andern Seite sehr übertrieben worden. Doch möchten wir, daß Hr. Champollion die Vergleichung der auf den einzelnen Statuen befindlichen Namen mit der Tafel von Abydos, welche bekanntlich die Beynamen der Vorfahren des Sesostris in chronologischer Folge enthält, und mit den Dynastien des Manethon in kürzeren Uebersichten und auf eine weniger er-

müdende Weise darlegte; nicht jeder begleitet mit dem Interesse des Erfinders eine sehr einfache und sich natürlich immer von neuem wiederholende Operation. Der erste Brief weist auf Colossen, Stelen und andern Monumenten des Turiner Museums die Fürsten aus der berühmten achtzehnten und aus dem Beginn der neunzehnten Dynastie nach: ihre Namen lauten nach der wahrscheinlichen Entzifferung der phonetischen Hieroglyphen: Amnostep, dessen Frau Nane Utari, Thoytmos, Amnmai, dessen Schwester Amnse, ein anderer Thoytmos, Amnof, ein dritter Thoytmos, ein anderer Amnof (der Memnon des Thebaischen Colosses), dessen Frau Taia, Horus, (ein Spermaber bezeichnet ihn) dessen Tochter Timauchmot; Ramses, Dusirei, Manduei (Namen, die durch die Figuren der Götter Osiris und Mandu, der in einer Griechischen Inschrift Mandulis heißt, und eine zugefügte Endung bezeichnet sind), ein zweyter Ramses, ein dritter des Namens, ein vierter, in dessen Beynamen Mei-Amn vorkommt, Ramses, der fünfte, und endlich das Haupt der neuen Dynastie Ramses der sechste (Sesostris) mit seiner Frau Nane:Uri. Man kann freylich in Betreff der Lesung dieser Hieroglyphen manche Fragen an den Entzifferer thun; indessen unterliegt die Richtigkeit des Ganzen keinem Zweifel, und hat sich durch die evidentesten Proben bewährt, so daß man diese Erweiterung der Geschichte Aegyptens auf keinen Fall abweisen kann. Nur ist leider die Uebereinstimmung mit Manethon keineswegs immer so groß, als man nach den ersten Nachrichten von der Concordanz der Tafel von Abydos mit Manethon glauben durfte. Daß man indeß nicht ganz andere Dynastien vor sich hat, geht schon klar daraus hervor, daß der Amnophis, welchen die Griechen Memnon nennen, auf der Tafel gerade wie bey Manethon nach einem

Thutmosis und vor einem Horus erscheint: welches der Hauptpunct ist, an dem man festhalten muß. Höher hinauf aber stehen bey Manetho Miphra-Thutmosis, Miphra (der Moeris Herodots; es kommt bloß darauf an, ob dem Namen des Sonnengottes Ne der Artikel zugefügt, oder weggelassen wird), Amenophis, Chebron, Thutmosis, wofür die Monumente fünf ganz andere Namen haben: Amenoph, Thutmosis, Ammai, Thutmosis, Amenophtep. Herr Champollion vermuthet, daß der Name Thutmosis, der in den Monumenten so oft wiederkehrt, in den Quellen des Manethon durch Zunamen, welche die Person bestimmter bezeichneten, verdrängt worden sey; indessen fehlt es auch außerdem hier ganz an Indicationen, daß dieselben Könige gemeint sind. Eben so muß der Vf. von Horus abwärts eine Menge doppelnamiger Regenten annehmen; die beiden Könige Dufirci und Manduei, die in der Tafel von Abydos durch einen Beynamen bezeichnet sind, scheinen ihm die beiden Akencheres des Manethon. Auch führt die Tafel nur bis Ramses II. herab, und geht dann unmittelbar zum großen Ramses über; der Vf. nimmt eine Lücke von drey Namen an, die aber durchaus nicht befriedigend erklärt werden kann, und sucht sie durch Namen von den Monumenten, die denen bey Manetho ungefähr entsprechen, auszufüllen. Er nimmt dabey an, daß Armais und Ramses völlig ein Name sey, was Ref. nicht glaublich findet, da Armais auch auf Griechischen Papyren aus Aegypten als Name vorkommt. Vielleicht ist auch der Name unter № 17 h. Pl. III nicht Ramses, sondern Armses zu lesen, so daß das Bild des Ammon am Anfange ein phonetisches A wäre. So bildet sich nun Hr. Champollion die Folge: Horus; Ramses 1 (Athoris bey Manethon) Dufirci, Manduei (Akencheres 1 u. 2) Ramses 2

(Armais) Ramses 3 (Ramesse) Ramses 4 Mei Amun (so auch bey Manethon) und Ramses 5 (Amenophis) *). Champollion Figeac in einer diesem Briefe zugefügten Notice chronologique rechnet aus den Daten Manethons und einem Zeugnisse Theons, wonach der sothische Cyklus unter einem König Menophres (Amenophis) neu begann, heraus, daß Sesostris 1473 v. Chr. Geb. zur Regierung kam. — Der zweyte Brief wendet sich nun zuerst zu den Zeiten vor Amn-ostep, in welchen die Hyksos herrschten. Der Vf. behauptet wohl mit Recht, daß deren Herrschaft den Schluß der ersten Periode der Aegyptischen Civilisation bilde, indem sie mit beynah völliger Zerstörung der ältern Werke für Gottesdienst und öffentliches Leben verbunden gewesen sey; die Bruchstücke früherer Gebäude, die sich schon in sehr alten Monumenten Thebens finden, können durchaus nur durch eine vorhergehende Zerstörung, nicht durch die Länge der Zeit, in den Zustand gekommen seyn, daß man sie als Material neuer

*) Was Ramses des Sechsten oder des Großen Namen betrifft, so ist die Copie der Tafel von Abydos, deren sich Hr. Champollion bedient, die Galliaudsche, darin merkwürdig ungenau; sie wiederholt nämlich immer denselben Namen und Vornamen in gleicher Form: während die Copieen von Banks und Wilkinson — unter einander übereinstimmend — den Beynamen zwar immer auf dieselbe Weise, aber den Namen in drey verschiedenen mit einander wechselnden Formen geben, die freylich alle Amn mai Ramses zu lesen sind; nur ist Ammon in der einen mit phonetischen Hieroglyphen, in den andern figurativ geschrieben, und steht hier entweder allein auf der obersten Linie oder mit dem Gotte Re, dem Anfange des Namens Ramses, auf einer Linie. Woraus die merkwürdige Thatsache, daß die Formen der Beynamen stehender, mehr sanctioniert, und daher auch der Mißdeutung minder unterworfenene Bezeichnungen der Personen waren, als selbst die eigentlichen Namen, eine neue Bestätigung erhält. —

Gebäude benutzen konnte. Daher werden nun auch die Monumente in wenigen Fällen über die achtzehnte Dynastie, die Befreyerin Aegyptens von dem fremden Joche, hinausführen; welches aber gerade ein Sporn seyn muß, die dem Anschein nach ältesten Trümmer recht sorgfältig nach Pharaonen-Namen zu durchforschen. Zu diesen gehört offenbar ein Bauwerk im Hofe des Sanctuarismus im Pallas zu Carnak, von welchem Huyot, der es gleich für einen Rest eines ältern Gebäudes ansah, einen Namen und Beynamen copiert hat. Beyde kommen aber eben so auch auf einem Colosß des Turiner Museum vor, von dem S. Quintino kürzlich eine Abbildung herausgegeben hat, die gerade auch vor uns liegt. Der Name lautet Ptah-men Manduei, der von Phthas eingesezte Mandouei. Daß dieß aber nicht der Manduei der achtzehnten Dynastie ist, beweist die gänzliche Verschiedenheit des Beinamens; Hr. Champollion hält ihn daher für den uralten Dsymanduas Diodors, der neunzehn Generationen vor Möris gelebt haben soll, wonach ihn Champollion Figeac auf 2272 v. Chr. setzt. Ob von diesem uralten Könige auch das Grabmal herrühren könne, das Hekataos von Abdera noch vollständig sah (s. diese Anz. 1824 S. 1670), ist eine Frage, die wir hier nicht erörtern finden. Merkwürdig aber ist es, daß in dem siebenmal am Turiner Colosß vorkommenden Namen Manduei immer das Zeichen des Gottes Mandu absichtlich ausgelöscht ist, und eben so in dem Namen eines andern Manduei auf dem Obelisk der porta del popolo zu Rom; wonach es scheinen muß, daß nicht der Pharao, sondern gerade der Gott, wenn auch ein Sohn des Ammon selbst, von nachfolgenden Geschlechtern proscribirt oder besser anathematisirt worden sey. Herr Champollion Figeac ist geneigt, den Manduei-Dsym-

mandyas an die Spitze der sechszehnten Dynastie zu stellen, die mit Timaus und Concharis endet, zu deren Zeit die Hyksoz einfielen. Aber auch während der Herrschaft dieser Fremdlinge gab es immer noch — nur unterdrückte und zinspflichtige — Pharaonen in der Thebais; sie bilden die siebenzehnte Dynastie nach Manethon, nach dem Hr. Champ. Figeac ihre Regierung auf 260 Jahre bestimmt; nach der Voraussetzung, daß die Tafel von Abydos mit Manethons Regentenreihen völlig übereinstimme, werden die sechs ersten cartouches von der Ecke bis Amnostep auf sie gerechnet. Den Namen des letzten Fürsten dieser siebenzehnten Dynastie, durch den die Vertreibung der Hyksoz begann, liest Hr. Champ. auf einem Bruchstück eines hieratischen Manuscripts, wo er mit dem Beynamen desselben in der Tafel von Abydos verbunden vorkommt, Nahmos; Manethon bey Josephus nennt ihn Miphra Thuthmosis und dagegen seinen Sohn (Thutmosis bey Euseb, Amnostep nach Champ.) Amosis. Aus derselben Quelle, den im Turiner Museum in großer Anzahl vorhandenen, nur meist sehr zerstückelten, hieratischen Manuscripten, entwickelt der Vf. noch mehrere Bestimmungen über die Könige der achtzehnten Dynastie, welche mit den aus den Hieroglyphen gezogenen Daten übereinstimmen; es ist nur zu wünschen, daß Hr. Champ., obgleich er seine Ansicht von der hieratischen Schrift schon im Précis deutlich ausgesprochen, auch bald sein vergleichendes tableau der hieroglyphischen und hieratischen Zeichen, wovon er dem Institut schon 1821 einen Grundriß vorgelegt hat, vollständig bekannt machen möge. Ein Register in dieser Schriftart macht eine Folge von mehreren Fürsten der neunzehnten Dynastie, die fast alle Ramses heißen, namhaft, welche Hr. Champ. so mit Manethos Listen vergleicht: Ramses VI., der Große (Se-

thos Rameses bey Man.), Rameses VII. (Rampses), Amenoftep II. (Ammenephtes), Rameses VIII (Rameses), Rameses IX. Amen-me (Ammenemies), Rameses X. (Thuoris). Dieser zehnte Rameses scheint der König zu seyn, auf den die Aegyptischen Priester im Zeitalter der Umdeutung den Griechischen Proteus (Ketes bey Diodor) bezogen. Aber gerade in dieser Zeit in welcher Herodots und Diodors Nachrichten gedrängter zu werden anfangen, wird die Geschichte Aegyptens nach den Denkmälern dunkler, weil die Monumente selzener sind, und es dafür an einem leitenden Faden, wie der Tafel von Abydos, fehlt, und dann weil Manethons am meisten authentische Angaben mit jenen Nachrichten wenig stimmen wollen. Zu einiger Vereinigung und Ausöhnung der streitenden Nachrichten führt indeß die von Hrn. Champ. aufgestellte Behauptung, daß die Könige Cheops (Chembes bey Diodor), Chephren und Mykerinos, die berühmten oder berühmtesten Pyramidenbauer, die man in das zwölfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu setzen gewohnt ist, dieselben seyen wie Suphis I., Suphis II. und Mencheres, die nach Manetho der uralten Memphitischen Dynastie angehören: eine sehr wahrscheinliche Combination, die das in den Ideen über die Politik II, 2 S. 198 ff. über das Alter der Pyramiden Gesagte merkwürdig bestätigt. Der Verfasser stellt sieben hieroglyphische Königsnamen zusammen, die er der zwanzigsten Dynastie zuschreibt; doch gestehen wir, daß die Argumente — der Styl der Monumente an dem sie sich befinden — und daß die Namen in keiner der übrigen Dynastien Manethons (die zwanzigste fehlt nämlich in den Excerpten aus diesem Schriftsteller) vorkommen, uns noch zu schwankend und wenig entscheidend scheinen. Das Haupt der ein und zwanzigsten Dynastie, der Taniten, glaubt Hr. Champ. auf ei-

ner zu Abydos gefundenen Stele entdeckt zu haben, auf der ein Pharao Mandustep seinem Vater Nasen, der nicht als König bezeichnet wird, Opfer darbringt; den ersten Tanitischen Fürsten nennt aber Manethon Smendes. Der Stammvater der darauf folgenden Bubastischen Dynastie, Sesonchis, ist schon durch den Précis mit seinem Aegyptischen Namen Scheschonk bekannt geworden; Hr. Champ. findet diesen auch auf einer Löwentöpfigen Statue des Turiner Museums; seinen Sohn Osorchon auf einem Scarabäus, und einen Enkel und Urenkel Scheschonk und Osorchon als Ammonspriester auf einem Papyrus bey Denon; endlich auf einer Stele des Turiner Museums Osorchons Nachfolger Takelothé, Takelothis bey Manethon. Aus der auch diesem Briefe beygegebenen Notice chronologique des ältern Champollion, welche den Zweck verfolgt, die aus den Monumenten gewonnenen Data chronologisch zu ordnen, haben wir das Hauptsächlichste schon beyläufig erwähnt. Ein dritter Brief wird nach dem Plane des Vf. in dieser Vergleichung der Geschichte mit den Monumenten noch weiter gegen die Persische und Griechische Zeit herabsteigen.

F l o r e n z.

Chez Guillaume Piatti: Lettre à M. le Duc de Blacas d'Aulps sur le nouveau système hieroglyphique de M. M. Spohn et Seyffarth, par J. F. Champollion le Jeune 1826. S. 23. — Eine kurze Critik des in den Rudimentis hieroglyphices von Hn. Seyffarth dargelegten Systems, die ihnen zum größten Theil dieselben Gründe entgegensezt, welche auch diese Anzeigen 1825 St. 123 und 1826 S. 84 dargelegt haben — den Mangel an Uebereinstimmung zwischen der Erklärung eines demoti-

schen Manuscripts und der nachher gefundenen Griechischen Uebersetzung, den Widerspruch des Zeugnisses des Klemens, die regellose Willkür bey der Verwandlung der Buchstaben in die bildlichen Zeichen u. dgl. mehr. In der That, Ref. kann ebenfalls eine Schriftart nicht für möglich halten, bey der der Schreiber unter hunderten von Zeichen die Wahl hatte, und der Lesende eben so ohne sichern Weg und Steg hin und her irren mußte. Ehe Herr Seyffarth auf diesem Wege weiter fortfährt, ist zu wünschen und wohl auch als eine Pflicht von ihm zu fordern, daß er Spohns Forschungen vollständiger als bisher mittheile, damit man insbesondere die Methode derselben kennen lerne, und wenn es gelingt, den Anfang des Irrthums in derselben aufzufinden, man auch auf der andern Seite von den gewiß scharfsinnigen und gründlichen Combinationen dieses Gelehrten, die der Tod leider zur ungelegensten Zeit unterbrochen hat, Vortheil ziehen könne.

P a r i s.

Chez J. — S. Merlin, Libraire: *Lettre sur la découverte des Hieroglyphes acrologiques*, adressée à M. le Chevalier de Gouliano, membre de l'Académie Russe. Par M. J. Klaproth. 1827. S. 43. — Obgleich das Reich der phonetischen Hieroglyphen, welches bey dem ersten Anfang der neuen Untersuchungen über die Aegyptische Schriftart sich bloß auf fremde Namen zu beschränken schien, sich nach und nach immer weiter — über einheimische Königsnamen, Götterbenennungen, endlich auch andere zahlreiche Wörter und Wortgattungen — ausgedehnt hat: so ließ man doch immer noch, von den Zeugen des Alterthums geleitet, eine große Classe Hieroglyphen als symbolische, kyriologische, ideologische, oder wie man sie sonst nennen will, d. h.

als unmittelbare Bezeichnungen nicht des Lautes sondern der Sache selbst stehen. Daß aber auch diese fast sämmtlich nichts als eine Art von phonetischen Hieroglyphen seyen, daß sie nicht durch eine Ideenverbindung, sondern dadurch aufzulösen seyen, daß man ein Wort suche, welches mit demselben Buchstaben anfängt, wie die Benennung der hingezeichneten Sache, dieß ist der Inhalt der von Hn. Klaproth in dieser Schrift verkündeten und dargelegten Entdeckung des Hn. v. Goulianoff. Die Durchführung dieser Ansicht geschieht dadurch, daß die Hieroglyphen-Deutungen des Horapollo vorgenommen, und das Eintreffen des angegebenen Principis an ihnen nachgewiesen wird. Der Ibis bedeutet nach Horapollo Herz, warum? weil der Ibis koptisch hip, das Herz het heißt; ein Knoten oder eine Schlinge — Liebe, weil mour eine Schlinge, mei Liebe bedeute; die Gule Tod, weil mouladj der Name für jene, mou für jene sey, &c. Und in der That werden eine große Menge der Erklärungen des Horapollo, meist, wie es scheint, mit ziemlicher Leichtigkeit, auf diese Weise motiviert, wobey freylich nur die Menge etwas beweisen kann, indem natürlich bey der Wahl der Namen für das Bild immer eine große Freyheit statt findet. Dann bedient sich der Verf. auch der bekannten Stelle des Klemens, *πρώτων στοιχείων*, für seine Ansicht, und auch dieß nicht ohne einen Schein der Wahrheit: ja in einem Postscript findet er auch die durch Hn. v. Hammer bekanntgewordenen Hieroglyphen-Erklärungen des Araber Ebn Bahchinneh mit Horapollon und der neuen Doctrin in völliger Uebereinstimmung. Indessen muß Hr. Klaproth doch gleich selbst gestehen, daß eine Deutung der Hieroglyphen nach diesem Princip im höchsten Grade willkürlich seyn müsse, indem es darnach eigentlich nur so viel verschiedene Wortbe-

zeichnungen gibt wie Anfangsbuchstaben — wenn man nicht noch einen besondern Schlüssel daneben hatte: und es scheint also gerathen, bey der fernern Hieroglyphen-Erklärung doch immer nur solche Deutungen zu brauchen, die durch Vergleichung Griechischer Texte, oder anderweitige sichere Inductionen, gewonnen sind. Hr. Champ. d. j. aber hat den neuen Versuch einer Hieroglyphen-Erklärung strenger beurtheilt, als wir eben gethan, und in dem Bulletin universel des Sciences des Baron von Ferrussac Sect. 7. April 1827 dem Vf. alle Kenntniß des Koptischen, auf welcher allein seine sämtlichen Deutungen beruhen, abgesprochen. Eine Antwort darauf ist die ebenda erschienene

Seconde lettre sur les Hieroglyphes, adressée à M. de S****, par M. J. Klaproth. 1827. S. 46.

worin der Verf. theils sich über die Bedeutung, die er mehreren Koptischen Worten gegeben hat, zu rechtfertigen sucht, theils jene Vorwürfe zurückgibt, und manche Nachlässigkeit und Unwissenheitsünde Champollions gelegentlich mit Bitterkeit rügt, deren sich freylich — besonders wo es auf Kenntniß des Griechischen ankommt — gar manche in den Schriften des ausgezeichneten Forschers finden, ohne jedoch, so viel wir bemerkt haben, die wesentlichsten Resultate der phonetischen Hieroglyphen-Erklärung zu berühren. Hr. Klaproth verspricht in einem dritten Briefe eine ausführliche Kritik des Champollionschen Systems zu liefern; so sehr wir sie wünschen, möchten wir doch daß er erst den Verdruß über diesen Streit in sich überwunden haben, und an das Champollionsche Werk mehr mit dem Wunsche gehen möchte, die edlen Körner der Wahrheit, als die leere Spreu zu viel sagender Worte herauszufinden.

R. D. M.

T u r i n.

Ex typographia Regia: Papyri Graeci Regii Taurinensis Musei Aegyptii editi atque illustrati ab Amedeo Peyron, R. Scient. Acad. Taur. Socio. Pars prima excerpta ex Volumine XXXI Actorum R. Academ., quibus titulus: Memorie della Reale Accademia di Torino. 1826. S. 180 in 4. mit einer Tafel Steindruck. Der Hauptinhalt dieses Bandes, daß Protocoll von einem Prozesse, den ein Officier des Königs Ptolemäos Evergetes des II. im J. 117 v. Chr. mit dem Mumienbekleider Drus, Arsesis Sohne, und Andern seiner Familie geführt hat, ist von einem solchen Interesse für die innere Geschichte Aegyptens, daß Ref., obgleich er schon 1825 St. 110. von dieser Urkunde eine kurze vorläufige Nachricht gegeben hat, doch nun nach Herausgabe derselben nicht anstehen darf, etwas ausführlicher von ihrem Inhalte zu berichten. Er denkt es den Lesern dieser Blätter am meisten recht zu machen, wenn er ihnen in historischer Folge entwickelt, was man aus dem Protocoll meist in umgekehrter Ordnung erfährt. — In Aegypten nannte man die kastenartige Kunst, welche die mit superstitiöser Scheu geübte Leichenöffnung besorgte, Paraschisten; die, welcher die Einbalsamierung oder eigentliche Mumifizierung der Leichen oblag, Taricheuten (Einsalzer); diejenige aber, welche die Mumien mit Byssusstreifen umwand, gehörig ausschmückte, und auch in den Catacomben besetzte, Cholchyten. Diese letztern Leute hatten überdieß das wichtige Amt, an heiligen Tagen die avenue und das Heiliathum des Amun, so wie das der Sate, mit feinem Sande zu bestreuen, und bey dem jährlichen feyerlichen Transporte des Amun-Schiffes aus der Stadt Theben nach der am westlichen oder Libyschen Ufer gelegenen Vorstadt Memnonia (dieß

ist die berühmte Wanderung des Amun nach Libyen) der Procession (*κωμασία* vorauszu- ziehen und dabey gewisse bestimmte heilige Dienste zu leisten. Nun hatte sich eine Familie und Genossenschaft dieser Leute in Theben, oder Groß-Diospolis, unter Ptolemäos Philometor, dem Vorgänger des erwähnten zweyten Cuesgetes, durch mehrere Ankäufe nach und nach mehrere Theile eines Hauses erworben, welche zusammen auf $13\frac{1}{2}$ Aegyptische Ellen angegeben werden, indem man wahrscheinlich dabey nur die Breite nicht die Tiefe zu messen pflegte; auch hatten sie davon dem Bankier, der die Verkaufssteuer gepachtet, laut den noch jetzt vorhandenen Quittungen, das gebührende Zehntel oder Zwanzigstel richtig bezahlt. Hier wohnten nun also zur Zeit des Processes sieben Leute, unter denen Horos Arsesis Sohn der ansehnlichste war, freylich etwas gedränge, aber doch so, daß sie allenfalls existieren konnten, indem sie ihre Geschäfte meist in andern Localen, besonders in der Memnori-schen Vorstadt, besorgten, wie man aus Stellen des Protocolls abnehmen kann. Gegen diese Aegyptischen Zunftgenossen aber tritt jetzt ein Griechischer Kriegsmann — dergleichen damals Aegypten in großer Menge aufnehmen mußte (vgl. z. B. Theokrit 15, 6) — auf, dem die guten Mumiensbesorger und die Aegypter überhaupt, wie dem Cohorten-Präfecten Juvenal, als ein imbecille et inutile vulgus erscheinen mußten. Dieser Mann, mit Namen Hermias, Ptolemäos Sohn, behauptet, das Haus gehöre ihm von den Vorfahren her; nur habe sein Vater bey dem Aufstand der Diospoliten unter Epiphanes, seitdem wohl zu merken schon acht und achtzig Jahre verflossen waren, es mit andern Griechischen Kriegern verlassen, und sich nach den höhern Gegenden der Thebais gezogen, wo Hermias selbst noch im Ombitischen

Nomos, der die südliche Gränze Aegyptens bildete, in Diensten stand. Statt nun aber direct gegen die Cholchytischen Besitzer des Hauses zu klagen, in welchem Fall diese entweder ihre Verkäufer selbst wegen betriegerischen Verkaufs angeklagt, und den Proceß des Hermias für ihn durchsetzend, ihn des Streits mit sich ganz überhoben hätten (nicht anders als so kann Ref. die Worte fassen: προεπισκηψάμενοι τοῖς πεπρακόσιν αὐτοῖς αὐτοὶ καὶ τὴν πρὸς τὸν Ἐρμῖαν κρίσιν ἐδικάσαντες ἐκοτήσωσιν αὐτὸν τῆς πρὸς αὐτοῦ ἀντιδικίας), oder aber die Verkäufer und ihre Gewährleister genöthigt hätten ihr Eigenthum durch eine Rede vor Gericht zu schützen (παράδοντες τοῖς βεβαιωταῖς τὸν περὶ τῆς βεβαιώσεως λόγον οὐστήσωσιν), statt auf solche Weise redlich und gerade zu Werke zu gehen; wählt Hermias Ptolemäos Sohn einen ganz andern Weg. Er hält sich unmittelbar an eine einzelne Person unter den Verkäufern, Lobais, die doch nur mit sechs andern und auch nur einen Theil jenes Hauses verkauft hatte, so daß auf sie kaum mehr als eine Elle von dem Ganzen kam; und nachdem er ohne Zweifel die Sache mit ihr vorher abgekartet hatte, was die Griechen *συμπαιγμὸν ποιῆσαι*, unter der Decke spielen, nennen, wirft er, im Jahr Ptolemäos, des zweyten Euergeten, 45, in die von den Chrematisten, gewissen wandernden Richtern, zu Diospolis ausgestellte Kapsel einen Zettel, worin er eine gerichtliche Zusammenkunft mit der Lobais verlangt. In dieser Zusammenkunft aber erklärt Lobais, weder sie noch ihrer Vorfahren Einer habe an dem streitigen Grundstück Antheil gehabt: ihrentwegen möge Hermias thun was er wolle (sie gibt ihm *συγχώρησιν*).

(Der Beschluß im nächsten Stück).

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

156. Stück.

Den 29. September 1827.

Z u r i n.

Beschluß der Anzeige: Papyri Graeci Regii Taurinensis Musei Aegyptii editi atque illustrati ab Amedeo Peyron R. Scient. Acad. Taur. Socio. etc. etc.

Nun vermeint Hermias, besonders da er die Cholchytten, wenn er hin und wieder nach Diospolis kommt, immer nicht antreffen kann (die Leute haben nämlich in den Memnonien zu thun), das größte Recht zu haben, sich des Hauses ohne Weiteres zu bemächtigen. Auch fußt der Grieche dabey noch auf einen wichtigen Satz des jus sacrum der Aegyptier. Es war ein altes Gesetz im Lande Aegypten, daß die Menschen, welche mit den Leichen zu thun hatten, den Wohnsitzen der Götter fern bleiben sollten; darum war die ganze Nekropole von Theben auf der andern Seite von Theben, dem Ammontempel gegenüber, angelegt; auch noch in den Macedonischen Zeiten wurde, besonders auf dringendes Verlangen der Ammonspriester, streng auf diese Sonderung gehalten, und ein Aegyptischer Leibarzt Tatas hatte erst vor kurzem einen königlichen Befehl erwirkt, daß die

Leichenbeforger nach den Memnonien transportiert werden sollten. Und doch, sagt Hermias, wohnen diese unreinen Menschen nicht bloß in meinem Hause, welches doch an dem Zugang zu den Heiligthümern der Hera und Demeter, d. h. der Sate und Isis, liegt, sondern haben auch ihre Leichen darin aufgestapelt, welche sammt ihren Besorgern jenen Gottheiten ein Gräuel sind. Hermias beachtete nämlich dabey nicht oder wollte nicht beachten, daß jene Verordnung nicht die Cholchyten, welche die schon zubereiteten unverweslichen Leichname fein sauber einwickelten, sondern die Paraschisten und besonders die Tarichäuten betraf, welche in den Eingeweiden der der Verwesung erst zu entreisenden Leichen wühlten; waren ja doch die Cholchyten durch ihr Amt selbst auf Functionen um den Amun und die Sate angewiesen. Und dann sagen die Cholchyten mit Recht: gesetzt auch das Gesetz gälte für uns, so könnten wir unser Haus immer noch verkaufen oder verschenken wem wir wollten, und Hermias hätte deswegen nicht mehr Recht, sich dessen zu bemächtigen. Mit den angegebenen Scheingründen aber hatte sich Hermias, Ptolemäos Sohn, schon früher an einen Strategen Demetrios gewandt, und wendet sich jetzt nun in einem Briefe an Hermias den Strategen und Nomarchen, d. h. den Generalgouverneur, des Thebaischen Nomos, der mit militärischer Macht, welche die Hauptsache war, indem das ganze Ptolemäische Aegypten einen Kriegerstaat bildete, auch eine bedeutende Civilgewalt verband, damit dieser dem Präfecten des Bezirks von Theben (*τῷ ἐπιστάτῃ τοῦ περὶ Θήβας*) die Untersuchung auftragen, und die Cholchyten dann auch noch für die Befleckung des heiligen Orts in Strafe nehmen möchte. Der Präfect oder Epistates des genannten Bezirks, der auch einen Titel von der Leibwache des Königs

führt, Herakleides mit Namen, versammelt nun ein Gericht um sich, welches fast ganz Griechisch und militärisch ist, und nur eine geringe Beymischung von Eingebornen hat, aber doch unparteyischer richtet als man darnach erwarten könnte. Hier wird zuerst der Brief an den Strategen — die Veranlassung der ganzen Verhandlung — abgelesen; dann folgt in dem Protocoll ein Auszug aus den Argumenten des Philokles, der Sachwalter des Klägers ist. Philokles beruft sich darauf, daß schon in einem ähnlichen Falle ein Ammons-priester Armais dem Hermias ein altes Erbgut, was er auf dieselbe Weise durch Kauf erworben hatte, nach dem Urtheilsspruche der erwähnten Ehrematisten habe herausgeben müssen; darauf, daß nach einem königlichen Edict (*πρόσταγμα*) alle nicht in öffentlichen Registern eingezeichneten Vertragsurkunden, wie die vorliegenden Kaufcontracte, ungültig seyen; auch darauf, daß diesen Contracten die gesetzliche Sponzion (so etwas bedeutet der Aegyptisch = Hellenische Ausdruck *Στυρίωσις*) mangle und auf noch Einiges der Art. Aber auch die Aegyptier haben einen Griechischen Advocaten Deinon gefunden, der ihre Sache mit Geschick vertheidigt. Er legt die einzelnen Verkaufsurkunden vor, und beruft sich zugleich auf den Gesetz = Abschnitt *περὶ τῶν φιλονδρώπων προσταγμάτων*, (über menschenfreundliche Anordnungen), welche den Besitzer gegen unerwiesene Ansprüche auch dann in seinem Besitze schützten, wenn er keine Documente seines Rechts beybringen kann. Er behauptet, daß Hermias Vater vor 88 Jahren noch nicht habe in Diospolis wohnen können, und daß sein Recht auch in so langer Zeit verjährt sey. Er bemerkt, daß Hermias zum Beweise seines Rechts auf das Haus weder eine Angabe im Steuercataster (*διαγραφή*) noch sonst eine Urkunde beybringen könne. Er zeigt das

Erschlichene in der Verhandlung mit der Lobais, die um so betriegerischer erscheine, da ja Hermias selbst in dem Handel mit Armais zuerst diesen angegriffen habe, welche dann für ihn die Sache gegen seinen Verkäufer geführt hätte. Er macht bemercklich, daß Hermias eben durch diese Verhandlung mit der Lobais auch schon den Verkauf des Hauses an die Cholchyten als gültig anerkannt habe, und darum den Einwand wegen Mangels der öffentlichen Einzeichnung gar nicht machen dürfe. Er stellt dagegen die Behauptung auf, daß auch Hermias, wenn er den gewöhnlichen Weg Rechtens vor den Landesrichtern (ἐπὶ λαοκριτῶν) hätte gehen wollen, den er nämlich absichtlich ganz bey Seite gelassen hatte, sich erst wegen seiner Abstammung von den angegebenen Vorfahren hätte legitimieren müssen und weit mehr Umstände gehabt haben würde, als bey diesem außerordentlichen Verfahren; endlich habe der König alle Verschuldungen (αἰτίας πάσας) bis zum 19 Thont des vorigen Jahres für straflos erklärt, daher die Urkunden wegen Mangels jener Einzeichnung nicht angegriffen werden könnten. Wir übergehen einige andere Punkte, und bemerken nur noch, daß die Anwendbarkeit des Urtheils in der Sache des Ammonpriesters auf diesen Fall von Deinon ganz geläugnet, hierauf auch der Unterschied der reinen Cholchyten von den Laricheuten auf die Weise, die schon oben benläufig erwähnt wurde, auseinandergesetzt, und darnach am Schlusse behauptet wird, daß Hermias den Strategen ganz ohne Grund in diese Sache hereinziehe, und an unrechter Stelle den Delator spiele, bloß weil es ihm an bessern Gründen fehle. Man sieht daraus daß Hermias durch die Einmischung der Gesetze über die Wohnungen der Mumienbereiter einen Civilproceß in eine Criminalsache zu verwandeln, und die Sache vor das Forum des Strategen zu

bringen gesucht hatte, wobey er ohne Zweifel zugleich die Absicht hatte, dem Aegyptischen Landesgericht auszuweichen und Richter von seiner eigenen Nation zu erhalten. Hierauf folgt nun das Urtheil des Herakleides und seiner Beysitzer, in deren Namen auch das ganze Protocoll aufgenommen ist, daher von ihnen immer in der ersten Person gesprochen wird; es resumiert in zahlreichen Participialsätzen die Hauptentscheidungsgründe, 'da Hermias keine Urkunde für seinen früheren Besitz noch eine Gerichtshandlung, aus der erhellen könne, daß das in Anspruch genommene Haus sein oder seiner Vorfahren gewesen, angeführt hat, sondern immer nur Behauptungen und Reden dafür beybringt, da dagegen Dros mit den Seinigen gezeigt hat, daß ihre Vorfahren das Haus von Alekis, Lobais und den andern bezeichneten neun Personen nach Aegyptischen Contracten gekauft haben, wovon sie auch dem Steuerpächter die zukommende Abgabe erlegt haben &c.' und schließt alsdann mit dem Urtheilspruche: so haben wir, den beygebrachten Urkunden und den königlichen Edicten über den Besitz Folge leistend, geurtheilt, daß Hermias nicht mit Gewalt eindringen, Dros und die Seinigen aber in dem Besitz bleiben sollen wie vordem. — Unsere Leser können schon aus dieser Darstellung abnehmen, wie tief dieses Protocoll aus dem Thebaischen Topfe (Urkunden in Töpfen zu bewahren, war alte Sitte des Morgenlands, wie der Herausg. aus Jerem. 32, 14 zeigt) uns in die Verhältnisse des Aegyptischen Lebens hineinführt; auch hat der gelehrte Herausg. Sorge getragen, in seinem nur etwas zu weitläufigen und nicht correct genug abgefaßten Commentare die im Text enthaltenen Belehrungen weiter auszuführen, so daß manche Erörterungen desselben als Ergänzungen des trefflichen Werks von Petronne über Aegypten unter

den Griechen angesehen werden können. So die über die Strategen, Epistrategen, Epistaten u. Mit dem Aegyptischen Epistrategen, der über die Strategen gesetzt ist, kann man den Korinthischen Epidemiurgen in Potidäa vergleichen, der hienach den einheimischen Demiurgen vorstand. Der Name der Cholchyten wird eben so, wie von Young, abgeleitet; daß Young in dem Papyrus der Grayschen Sammlung mit Unrecht: Cholchyten τῶν δούλων Ἰσίδος, für τῶν Διοσπόλεως, gelesen habe, bedurfte keines ausführlichen Beweises; es lag Jedem nah und ist auch in diesen Anz. 1825 S. 1094 bemerkt worden. Die Ueberfahrt des Ammon nach den Memnonien wird mit Unrecht von der nach Libyen unterschieden; Diodors Worte von dieser deuten auf nichts Anders als auf jene; es war nur ein Uebersehen, kein Hinauffahren. Die Ehrematisten werden, besonders nach Aristas, genügend erläutert; sie haben ihren εἰσαγωγεὺς, der die Prozesse instruiert, nicht etwa, wie Hr. Meyron will, die Richter in die einzelnen Städte einführt; es heißt im Text: οἷς (nicht οὖς) χρηματισταῖς εἰσῆγεν (nämlich δίκας) Διονύσιος. Dieser Eisagogeus hatte im Ganzen wahrscheinlich dieselben Geschäfte, wie die Attischen Magistrate, insofern sie εἰσαγωγεῖς waren; überhaupt erkennt man in vielen Puncten der in diesem Protocoll enthaltenen Auseinandersetzungen das Attische Recht in einer spätern Ausbildung wieder; und es ist interessant wahrzunehmen, wie das Griechische Recht hier auf so fremdartige Verhältnisse angewandt wird, und sich ihnen doch anzuschmiegen weiß. Indessen existierte daneben, wie man aus der Stelle von den Volksrichtern abnimmt, immer noch ein einheimisches Provinzialrecht, dessen Verhältniß zu dem Griechischen bis jetzt noch schwer zu bestimmen seyn möchte. Wir übergehen mehrere andere Auseinandersetzungen

gen, aus denen Manches zu lernen ist, so wie manchen Zweifel über die Richtigkeit der Erklärung einzelner Stellen, (auch sind einige Stellen der Uebersetzung schon oben gelegentlich berichtigt worden), und bemerken nur noch, daß ein zweyter, aber nicht so wohl erhaltener, Papyrus, der einen Brief des Hermias aus dem Nomos Ombites an den Präfecten des Bezirks von Theben Heraclides enthält, worin er über die Cholchytten Beschwerde führt, auch noch in diesem Bande mitgetheilt ist; dagegen die übrigen elf in Turin vorhandenen Papyre für fernere Mittheilung aufgehoben sind. Die beygegebene Steindrucktafel gibt ein Facsimile einiger Zeilen des ersten, und des ganzen zweyten Papyrus.

E b e n d a s e l b s t.

Dalla stamperia Reale. Lezioni intorno a diversi argomenti d'Archeologia scritte negli anni 1824 e 1825 dal Cav. Giulio di S. Quintino Conservatore del museo d' antichità egiziane di S. M. il Re di Sardegna. S. 203 in 4. mit 8 Tafeln Steindruck. — Der Vf. dieser Vorlesungen ist durch den Ankauf der großen Drovettischen Sammlung für das Turiner Museum mit dem Aegyptischen Alterthum in Berührung gekommen; das höhere Interesse, welches diese Alterthümer durch die Entzifferung der phonetischen Hieroglyphen erhalten haben, vielleicht auch die persönliche Bekanntschaft Hn. Champ. d. j., haben ihn zu einem entschiedenen Anhänger dieses, in seinen Hauptsätzen gewiß richtigen, Systems gemacht, und so geht auch der größte Theil dieser Archäologischen Vorlesungen darauf, die Kunde des Aegyptischen Volks in der angegebenen Richtung auszudehnen. Nur die beiden ersten Abhandlungen beschäftigen sich mit den einheimischen Alterthümern Italiens. Die erste mit den ältesten statuarischen Marmorarten,

deren sich die Sculptur in Italien bedient hat. Die Veranlassung zu dieser gab die Untersuchung eines alten Bades an der Seeküste des Eucchesischen Gebiets, welches vor oder unter August gebaut zu seyn scheint, und in dem die Sudatio und das Caldarium mit dem schönsten weißen Marmor incrustirt sind, der zwar durch seine Weiße dem Cararischen ähnlich ist, aber sich durch das gröbere, glänzende und salzartige Korn und die blätterförmige Crystallisation sehr bedeutend von ihm unterscheidet. Nun findet sich dieser selbige Marmor in den Bergen der Maremma von Pisa, wo noch jetzt sehr bedeutende Spuren alter Marmorbrüche vorhanden sind; zugleich gibt es nach dem Vf. eine Menge sowohl Etruskischer Arbeiten (z. B. im Campo-santo von Pisa) als Römischer Kunstwerke, die den Antiquaren zum Theil bisher aus Parischem Marmor gefertigt schienen, aber aus derselben Pisanischen Marmorart bestehen: woraus der Vf. den Schluß zieht, daß, ehe noch die Cararischen oder Lunensischen Marmorbrüche eröffnet waren, die Pisanischen eine reiche Ausbeute trefflichen statuarischen Marmors gewährten. Doch ist es auch, wie Ref. besser anderswo darthun kann, eine unbegründete Meinung, daß Luna erst seit Augustus Zeit Marmor geliefert habe; die Pisanischen Brüche erwähnt Strabon V, p. 223. Die zweyte Abhandlung beschäftigt sich mit den Resten der alten Stadt *Libarna* im innern Ligurien im Thale der *Scrvia* an der *Via Postumia*, die von *Genua* nach *Dertona* führte, zwischen *Serravalle* und *Arquata*, und thut aus den nicht unbedeutenden Trümmern alter Gebäude und aus den dabey gefundenen Inschriften dar, daß *Libarna* ein ansehnlicher Ort, eine Römische Colonie, war, ein mit Quadern gepflastertes Forum, ein Theater, ein Amphitheater, und einen Aquäduct hatte, daselbst ein Collegium Flaminum Angustalium, und das ansehnlichste Geschlecht das der *Utilier* war. Dar-

nach wird auch Mannert IX, 1 S. 291 zu berichtigen seyn, der Libarna im Widerspruch mit der tab. Peuting. und dem Itin. Antonini südlicher setzt, als sich diese Trümmer finden. Wir kommen nun zu den Aegyptischen Untersuchungen. Eine der ersten Zierden des Turiner Museum ist eine von Drovetti von der äußern Wand eines Tempels in Theben weggenommene Statue, welche einen an einen Pfeiler angelehnten Mann mit sehr hoher Mütze (Pschent), einem breiten mit Hieroglyphen besetzten Stabe an der linken Seite des Körpers und einem Schurze um den Leib, der auf die bey Pharaonen gewöhnliche Weise verziert ist, darstellt, und sammt Basis und Kopfsuß 10 Fuß 3 Zoll mißt. Es ist die Statue, an der siebenmal der Name Ptahmen Manduei, auch Manduei me - Ptah me - Amn, vorkommt, wobey das Zeichen des Gottes Mandu beynah immer verlöscht ist. Auch Hr. S. Quintino ist, wie Champ., der Meinung, daß es der alte Dymandnas, 27 Menschenalter vor Sesostris, sey. Auf keinen Fall ist es der Manduei der Tafel von Abydos, der sonst auch auf einer Stele oder Relieftafel des Turiner Museum vorkommt, die wir hier abgebildet finden. Ferner enthält der Band eine Beschreibung derjenigen Römischen Kaiser Münzen von Alexandria im Turiner Museum, welche bisher nicht herausgegeben worden sind. Das Museum hat unmittelbar aus Aegypten im Ganzen 1364 solcher Münzen erhalten, 283 davon sind — wenn man alle Abweichungen der Größe, der Namen und Jahreszahlen u. dgl. in Anschlag bringt — unediert; wenigstens hat sie Mionnet nicht. Diese sind hier beschrieben und zwey davon abgebildet, von denen die eine, vom 17. Jahr Hadrians, den Mondgott (Ooh, Pool) in seiner mumienförmig eingewickelten Gestalt mit Dreschflegel, Krummstab und Nilmesser, auch dem Mondkreise und dem Kopfsuß, wodurch er sich von Ptah unterscheidet, zeigt. Die andere, vom zwölften Jahre der Mam-

māa, stellt einen Aegyptischen Priester mit dem Geyer, dem heiligen Vogel der Neith, dar. Sehr lehrreich ist die folgende Abhandlung über eine *Inscriptio bilinguis* einer Aegyptischen Mumie. Ein Piemonteser, Lebolo, entdeckte auf der Libyschen Seite des alten Thebens bey Gurnah ein Grabmonument mit zwölf oder dreizehn hölzernen Mumienkästen, welche aber mehr die Form Griechischer Sarkophage als die eigentlich Aegyptische haben. Sechs oder sieben davon trugen außer den Hieroglyphen Griechische Inschriften; diese sind in sehr verschiedene Hände gekommen. Einen besitzt Anastasy, die Inschrift hat Grey copiert, die Hieroglyphics der Aegyptischen Gesellschaft theilen sie mit; sie beginnt *Ταφὴ Τροῦτος Ἡρακλείου Σωτῆρος*. Einen zweyten hat Caillaud nach Paris gebracht; die Griechische Inschrift daran, die einen Petemenon Sohn des Soter nennt, ist vorzüglich von Petronne, *Observations sur l'objet des repres. Zodiacales*, behandelt worden; sie hat, mit einem astronomischen Bilde im Kasten zusammengestellt, das unwiderlegliche Resultat gegeben, daß der Dentyritische Thierkreis und die ähnlichen Monumente nichts als Horoscope oder Themata *genethliaca* sind (s. diese Anz. 1825 St. 80. 81). Ein dritter scheint mit Minutoli's Schätzen untergegangen zu seyn: dessen Inschrift nannte eine *Σύνχωνσις ἢ καὶ Σάπανλις πρεσβυτέρα Πικωτος*; diese hat besonders Raoul-Rochette im *Journal des Savans* April 1824 behandelt. Ein vierter mit einer sehr gut erhaltenen Griechischen Inschrift ist nach Turin gekommen. Aber auch von den übrigen Sarkophagen hat man Copien der Griechischen Inschriften. Ihre Zusammenstellung lehrt, daß ein gewisser Cornelius Pollius (sic) eine Aegyptierin Philut heirathete, ihr Sohn war Soter (Herakleios Soter), unter Trajan *ἀρχὼν Ὀνηβῶν*, ihre Kinder sind die genannten Petemenon und Lphut. Ohne Zweifel gehören auch die andern Mumien zur Familie. Die Turiner nun

hat zur Aufschrift: Ταφή Πεπεμενώφιος υιοῦ Παβῶτος. Ἐγεννήθη γ' L. Ἀδριανοῦ τοῦ κυρίου Χοιάκ κδ' (20. Dec. 118 n. Chr.)· ἐτελεύτα ζ' L. ἐπαγομένων δ' (27. Aug. 123), ὅσπερ ἐβίωσεν ἔτη δ' μῆνας η' ἡμέρας ι'. Εὐψύχει. In den hieroglyphischen Inschriften aber liest man, nach der Young-Champollionschen Methode, mit Leichtigkeit hinter einer Figur des Todtengottes Osiris das Wort Petamnophtei (wobey wir nur erwähnen, daß in der Abbildung das im Text erwähnte t, der Halbkreis, fehlt); nach Aegyptischer Weise wird hernach nicht der Vater, sondern die Mutter des Gestorbenen, namhaft gemacht; weiterhin erkennt man dieselbe Angabe der Lebensdauer wie in der Griechischen Schrift. Eben so merkwürdig ist es, daß auch in den hieratischen Manuscripten, die man bey der Mumie gefunden hat, der Name des Todten mit Zeichen, die den hieroglyphischen sehr genau entsprechen, geschrieben gefunden wird. Was die Mumie betrifft, so ist sie für einen fünfjährigen Knaben recht schwer, an 70 Pfund, wovon der Grund in dem großen Aufwand bituminöser und salziger Stoffe liegt; um das Haupt hat er eine Krone von Goldpapier, wie auch die übrigen Mumien des Grabs; die Figur des Knaben ist auf dem innern Boden des Kastens gemahlt; sie soll einem byzantinischen Bilde ähnlich sehen. Zu wichtigen Resultaten führt der folgende kleine Aufsatz, ein Brief an Vermiglioli, über den Gebrauch, wozu die sogen. Aegyptischen Scarabäen bestimmt waren. Der Vf. unterscheidet zuerst zwischen den großen Scarabäen, die man bey Mumien findet, deren Figur offenbar symbolisch und die Hauptsache ist, und die keine Inschrift oder nur eine auf den Todten bezügliche haben (solcher hat das Museum gegen achtzig), und den weit zahlreicheren kleinen Scarabäen, von denen neun Zehntel aus Terra Cotta sind, die immer mit eingegrabenen Figuren und Hieroglyphen versehen, und in der Regel so durchstochen sind, daß sie an

Kaden gereicht werden können. Von dieser Classe besitzt das Turiner Museum allein 1700. Wozu diene nun diese bey weitem zahlreichste Classe Aegyptischer Kunstwerke? Zur Lösung dieser Frage bemerkt der Vf.: daß sich in Aegypten zwar Persische, Griechische und Römische Münzen genug, aber durchaus gar keine Pharaonischen finden, und wahrscheinlich Arvandes, Satrap Aegyptens unter Kambyses und Dareios, das erste Geld in diesem Lande schlug (Herod. IV, 166); daß aber dessenungeachtet das so sehr civilisierte Volk der Aegypter, wenn es sich auch für den Großhandel silberner und goldner Barren bediente, doch auch eine Scheidemünze für den kleinen Verkehr im Innern haben mußte; und nun unter allen Dingen, die man in Aegypten gefunden, nur eben die Scarabäen dazu tauglich sind, indem die Härte des Materials, die große Anzahl, die Wohlfeilheit des Stoffes, aus dem die meisten bestehen, gerade mit einem solchen Zwecke am besten übereinstimmen. Dazu kommt, daß sehr viele unter diesen Scarabäen Königsnamen tragen, die von der achtzehnten Dynastie bis zur letzten herabreichen, und manche unter diesen Königsnamen sehr häufig wiederkehren, wie man z. B. in Turin allein 172 mit dem Namen des einen Thutmosis hat; ferner, daß an hundert Scarabäen der Turiner Sammlung mit Puncten bezeichnet sind, die auf eine bestimmte symmetrische Weise gestellt sind, und von eins bis zwanzig gehen, von welchen doch sehr wahrscheinlich ist daß sie den Werth anzeigen; endlich daß die meisten dieser Scarabäen an den vortretenden Theilen ungefähr eben so abgerieben sind wie alte Münzen. Niemand kann leicht das Ansprechende dieser Ansicht verkennen; und zeigen sich auf der andern Seite auch Schwierigkeiten, so wird man diese doch wohl entfernen können. Die Käferform darf nicht befremden; setzten die Aegypter doch jedes Gerath zum Gebrauch des Lebens durch eine symbolische Form mit dem Dienst der Götter in Verbindung. Freylich

konnte man sich leicht selbst solche Münzen machen, so viel man wollte, aber wahrscheinlich betrug auch der Werth derselben gerade nur so viel als der Preis des Materials und der Arbeit. Endlich kann Ref. diese Ansicht durch ein sehr wichtiges Zeugniß bestätigen, welches sich in dem unter Platons Werken erhaltenen Dialog *Cryrias* S. 400 St. befindet: *ἐν τῇ Αἰθιοπία λίθοις ἐγγεγλυμμένοις (νομισμασι) χρῶνται*. Bey der großen Uebereinstimmung nämlich der Aethiopischen Sitten des Staats von Meroe mit den Aegyptischen darf man voraussetzen, daß hier sich nur länger erhalten hat, was in Aegypten vor der Einführung des Fremden eben so allgemein üblich war: und was kann man sich da unter den *λίθοις ἐγγεγλυμμένοις* mit größerem Recht denken als eben diese Scarabäen? Noch enthält der vorliegende Band einen Brief an Gio. Batt. Zannoni über das Zahlensystem der alten Aegyptier. Unter den hieratisch geschriebenen Manuscripten sind nämlich zwey Hauptclassen zu unterscheiden, die gerollten, daher wohl erhaltenen, Papyrus bey den Mumien, die auf Religion Bezug haben, und andere gefaltete, meist jämmerlich fragmentierte, historischen Inhalts. Von dieser letztern Art sind in Turin zahllose mehr oder minder kleine Bruchstücke, auf denen man an zweyhundert Königsnamen (vgl. Herod. II, 100) liest, mit sehr speciellen Angaben der Länge ihrer Regierung. Der Staliánische Gelehrte berührt nun diese in eine unabsehbare Ferne hinaufreichenden, mit der mosaischen Chronologie streitenden, Genealogien nicht ohne eine uns ziemlich unbekanntes Frucht; indeß hat er sie doch diesen Untersuchungen über die Aegyptischen Ziffern zum Grunde gelegt. Die hieratischen Zahlzeichen bilden sich deutlich aus den schon bekannten hieroglyphischen, nur daß besondere Zeichen von 5 bis 9 und eben so für 20 — 90 hinzukommen; aus ihnen geht wieder Manches in die demotischen Ziffern über, wo aber auch für 2 — 4 einfache Zei-

chen da sind, die unsern 2. 3. 4 nicht unähnlich sehen, und dagegen 5 durch 23, 6 durch 33 ic. geschrieben wird. Die hieroglyphische Schrift, welche jeden Einer durch I, jeden Zehner durch ein abgerundetes II bezeichnet, ist offenbar die einfachste und primitiveste, und so wenig hier, wie sonst, eine Verzahnung der hieratischen und demotischen Zeichen.

P a r i s.

Treutel u. Würz: *Essai sur l'origine unique et hiéroglyphique des Chiffres et des Lettres de tous les peuples, ouvrage accompagné de planches soignées et tres étendues, précédé d'un coup d'oeil rapide sur l'histoire du Monde, entre l'époque de la Creation et l'Ere de Nabonassar, et de quelques Idées sur la formation de la première de toutes les écritures, qui exista avant le Deluge et qui fut hieroglyphique;* par M. de Paravey. XXXVI u. 136 S. in 8. mit 7 großen Steindrucktafeln. — Dieses Buch, das schon durch den Titel einigermaßen charakterisiert wird, hat viel Aehnlichkeit mit dem neulich in diesen Blättern (St. 105) angezeigten Werke von Lacour, dessen darin auch mit großem Lobe gedacht wird, aber überbietet es eben so sehr an seltner Gelehrsamkeit wie an kühnen Combinationen. Hr. Paravey, *Membre du corps royal du génie des ponts et chaussées*, also Keiner von der gelehrten Junft, die diese Studien *ex officio* treibt, aber ein Mann von großer Wißbegierde und Phantasie, glaubte eine große Aehnlichkeit der babylonischen Keilschrift mit den Chinesischen Schriftzügen zu bemerken; er entschloß sich um diese Bemerkung zu verfolgen, die trefflichen Vorlesungen Abel Remusat's im *College de France* über Chinesische und Tatarische Sprache und Literatur mehrere Jahre hindurch zu hören, und indeß diese Untersuchungen fortzusetzen. Dabey machte er die Entdeckung — die er der *Académie des Sciences* vorlegte und De-

lambre anerkannt zu haben scheint, daß in zahlreichen Constellationen der Chinesischen oder Japanischen Sphäre dieselben Figuren wie auf dem Plannispharium von Dendera vorkommen — worin freylich für den nichts wunderbares ist, der sich überzeugt hat, daß der Chaldäische, von den Griechen angenommene Zodiacus in Alexandrinischen und späteren Zeiten, so wie nach Aegypten, so auch über den ganzen Orient verbreitet und zu einem Gemeingut der civilisierten Welt gemacht worden ist. Was nun aber damals Hr. Paravey für die Sternbilder, das sucht er jetzt in Bezug auf die Figuren der Ziffern und Buchstaben auszuführen, daß nämlich, um seine Worte zu brauchen: *les lettres de tous les peuples et nos chiffres arabes actuels, supposés d'origine persane ou indienne, sont aussi bien que les chiffres romains, aussi bien que les minuscules numériques dont les Grecs se servoient dans leur arithmétique sexagésimale, aussi bien enfin que les chiffres de tous les autres peuples (le plus souvent dérivés de leur lettres) la transcription même soit des chiffres, soit des caractères hiéroglyphiques et cycliques, encore actuellement employés sans cesse, comme ils le furent dès la plus haute antiquité dans l'écriture savante et dans l'écriture cursive des Japonais et des Chinois.* Nicht die Aegypter, sagt der Vf., nicht die Indier, nicht eigentlich auch die Chinesen, sind die Väter unsrer Cultur, sondern ein großes hochgebildetes Volk, welches vor der Sündfluth (in deren Zeitbestimmung, so wie überhaupt, der Vf. sich aufs genaueste an die biblischen Nachrichten hält, und auch sonst häufig zu erkennen gibt, daß er zur antirevolutionären Faction unter den Gelehrten Frankreichs gehöre) im Centrum Asiens wohnte, und alle die wesentlichsten Erfindungen für geistiges und leibliches Leben machte, die hernach die verschiedenen Völker angenommen, und oft freylich sehr umgestaltet, die Chinesen aber

unter allen Weltstürmen und Umwälzungen des Orients und Occidents allein treu und in ursprünglicher Form bewahrt haben. Là seulement se conserve le Dépôt des anciens Livres; là nous avons voulu trouvé l'Histoire de l'Homme, des Constellations et des Lettres, on jugera si nous nous sommes égaré. Eine Hauptgrundlage der Buchstaben- und Zahlenschrift ist ihm der in Dequignes Dictionnaire Chinois angegebene Cyklus der zehn Tage oder Jy und der zwölf Stunden oder Chin, sonst auch genannt die zehn Kans oder Stämme, u. die zwölf Tchy oder Aeste. Die erste Stunde nach Mitternacht, welche mit der Figur eines Kindes bezeichnet wird, ist die Quelle des Buchstaben A u. der Ziffer I, diese erste Stunde, genannt Tse Tsa, a facilement donné le As Russe ou A; l'As, Unité de mesure des Romains: elle signifie Lettré, Docteur, comme Aleph en Hebreu; et Fils, Pousse, Germe; repondant alors à la feuille de l'Aégyptien. Sieht man die Buchstaben, die daraus entstehen sollen, an: so findet man freylich gleich sehr viele ganz falsche Formen; was hier z. B. für Phönicisch, altgriechisch u. Etruskisch ausgegeben wird, entspricht durchaus nicht den echten Monumenten dieser Sprachen; aber läßt man die Formen auch einmal für wirklich alt u. authentisch gelten, so springt doch auch für den, der keine besondere Gabe, Aehnlichkeiten zu finden, dazu bringt, ihre Uebereinstimmung sehr wenig in die Augen. So kommt es, daß wir diesen Untersuchungen kaum auf den ersten Schritten folgen können; vielleicht gelingt es andern besser etwas daraus zu lernen. Uns kam es hier nur darauf an, unsern Lesern einen Begriff von dieser neuen Erscheinung zu geben, die indeß zum Theil auch auf unserm Boden nicht als etwas ganz Fremdes auftritt; wenigstens sind die Versuche, die Personen aller Sagen geschichten zu identificiren, wodurch hier Honng-ty Adam, Fo-by ein anderer Name für Abel wred ic. auch in Deutschland an gestellt worden, mit einer nicht weniger festen Ueberzeugung ihrer Urheber, unfehlbar das Wahre getroffen zu haben.